

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1665

Aktenzeichen

ohne

Titel

Berichte. Sammlung thematisch unterschiedlicher Berichte von verschiedenen Autoren

Band

3

Laufzeit

1952 - 1967

Enthält

u. a. Berichte zu Industriepraktikum, zur Arbeit als Pfarrer im Eisenhüttenkombinat "Schwarze Pumpe"; verschiedene Berichte aus Mainz betr. Kirche u. Christen in d. Industriegesellschaft, internationale Aufbaulager für Pastoren und Jugendliche, zur Arbei

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Berichte

Schlesier

Hartmann

B e r i c h tI. Vorbemerkungen

Ich habe nach meinem ersten theologischen Examen ein halbes Jahr (Oktober 1956 - April 1957) in Senftenberg in der "VEB-Maschinenfabrik und Eisengießerei" in der Abteilung Gießerei als Hilfsarbeiter (Ausleerer) gearbeitet. Es war ein kleiner Betrieb mit etwa 300 Arbeitskräften. In unserer Abteilung waren ungefähr 50 Menschen beschäftigt. Ich arbeitete in einer Brigade, die eine Stärke von 5 - 6 Mann hatte. Meine Arbeit in Senftenberg, die ursprünglich als Besuchsdienst im Auftrag der Gossner-Mission gedacht war, wurde durch die Verhältnisse zu einer Art Industriepraktikum. Ich war für dieses halbe Jahr von der Kirchenleitung Berlin-Brandenburg beurlaubt. Ich bin öfter gefragt worden, warum ich im Werk gearbeitet habe und glaube deshalb, daß es nötig ist, nach Beendigung dieser Zeit einen kurzen Bericht zu geben. Vielleicht kann ich mit meinen Erfahrungen, die verständlicherweise nicht sehr groß sind, ein wenig Hilfe und Anregung geben. Der Bericht ist in einer knapp bemessenen Freizeit entstanden und deshalb formal und inhaltlich nicht gerade vollendet.

II. Die Arbeit im Betrieb1. Persönliches

Wenn ich versuche, mir darüber klar zu werden, warum ich in einen Industriebetrieb gegangen bin, dann spielen wohl dabei drei Gesichtspunkte eine gewisse Rolle. Einmal eine gewisse Scheu, man kann auch sagen Angst, sofort nach dem Examen in kirchlichen Dienst zu gehen. Ich wußte zwar, daß ich eine gewisse theologische Ausbildung hatte, aber mir fehlte die Kenntnis des Lebens, in dem ein großer Teil unserer Gemeindeglieder Tag für Tag stehen, völlig. Außerdem glaubte ich mit 23 Jahren noch sehr jung zu sein und meinte, daß es nicht einfach sein würde, den älteren Gemeindegliedern aus eigener Erfahrung etwas zu sagen. Der zweite Gesichtspunkt berührte sich in gewissem Sinne mit dem ersten. Ich meinte also, Erfahrungen sammeln zu müssen, indem ich das Leben und den Arbeitsgang in der Industrie ein wenig kennenzulernen versuchte und in dem ich mit Menschen, besonders mit Arbeitern, zusammen lebte. Schließlich spielte der missionarische Gedanke mit. Ich sah die nicht gerade immer befriedigenden Verhältnisse in unseren Gemeinden. Ich sah, wie der größte Teil der Jugendlichen und Erwachsenen mittleren Alters, obwohl zur Kirche gehörig, doch völlig an dieser vorbeilief, und ich fragte mich, ob hier nicht auch bei uns etwas in Unordnung sei. Wir hatten von neuen Wegen gehört, und ich hatte das Buch "Die Heiligen gehen in die Hölle" mit starker Anteilnahme gelesen; deshalb meinte ich, es könnte gut sein, einmal als Christ für eine gewisse Zeit in diese Welt zu gehen und mit den Menschen zu leben, um ihnen zu zeigen: die Kirche ist noch da. Darüber hinaus hoffte ich, Erfahrungen sammeln zu können, wie die Menschen, und besonders die Arbeiter zu Fragen des Evangeliums und der Kirche stehen. Die Frage nach dem Geldverdienen, die von den Kumpeln im Gespräch meist sofort angeschnitten wurde, ist zwar für meinen Entschluß nicht maßgeblich gewesen, aber ich war trotzdem froh, mir ein wenig Geld eizusparen zu können, weil ich

völlig

völlig auf mich selbst gestellt bin. Grundsätzliches zu meiner Arbeit möchte ich später noch sagen, jetzt nur soviel, daß ich diese Zeit für mich für gut und wichtig halte, wenn auch die Dinge oft anders gelaufen sind, als ich es mir vorher vorgestellt hatte.

2. Die Kollegen.

Den technisch-ökonomischen Arbeitsvorgang kann man sehr schnell kennenlernen und notfalls in einem Buch nachlesen, wenn auch die Praxis meist etwas anders aussieht. Aber mit dem Menschen, wie er sich in diesen Prozeß verhält, seinen Wünschen und Gedanken, geht das lange nicht so schnell. Deshalb ist ein halbes Jahr wohl das Minimum, wenn man das Leben im Betrieb wirklich kennenlernen will. Meine Anschauungen und Gedanken erheben nicht den Anspruch, Statistiken zu sein. Dazu wäre die Basis der Brigade viel zu klein. Außerdem habe ich Einzeltatsachen und Gespräche mitherangezogen, die ich mit anderen Kumpeln, die zum Teil nicht zum Betrieb gehören, gehabt habe. Daneben sind noch zwei Tatsachen zu berücksichtigen. Einmal habe ich in einem ziemlich kleinen Betrieb gearbeitet, in dem noch verhältnismäßig patriarchalische Verhältnisse herrschten, was sich auch auf die Beziehungen der Arbeiter zueinander auswirkte. Zum anderen bin ich persönlich am meisten mit den Hilfsarbeitern meiner Brigade zusammengekommen, die sich natürlich in mancher Hinsicht von den Facharbeitern (Formern) unterscheiden.

a) Zusammensetzung

Beginnen wir also mit der Zusammensetzung der Abteilung. Von den etwas reichlich 50 Personen in der Gießerei waren ungefähr 1/5 Frauen, dabei keine ausgebildeten Facharbeiter. Ungefähr die gleiche Menge der Arbeiter waren über 25 Jahre, dabei war der größere Teil der Älteren Leute als Hilfsarbeiter angestellt. Ein großer Teil der Arbeiter wohnte nicht in Senftenberg. Soziologisch gesehen ist mir gerade bei den Hilfsarbeitern aufgefallen, daß hier ein starker Prozentsatz aus Kleinbürgerlichen, zum Teil durch die Umstände veränderten und entwurzelten Verhältnissen kommt. Es scheint mir überhaupt so, daß der Begriff "Arbeiter" soziologisch überholt ist, da sich gerade der Facharbeiter stark in Richtung auf das Kleinbürgertum entwickelt (Eigentum: Haus, Garten, Motorrad usw.) während die Schicht, die man früher als Kleinbürgertum bezeichnete, zum Teil in der Arbeiterschaft aufgegangen ist und wirtschaftlich, ich denke an die Angestellten, unter den Facharbeitern, ja wohl sogar unter einem Teil der Hilfsarbeiter stehen. Ich habe gehört, daß diese Entwicklung sich in der Bundesrepublik stärker als bei uns bemerkbar macht.

b) Das Verhältnis zu Arbeit und Betrieb

Ich habe nach meinen Erfahrungen den Eindruck gewonnen, daß der Kumpel arbeitet, weil er Geld verdienen muß und, weil er weiß, daß er anders nichts bekommt. Die Arbeit gehört bei ihm zu den Lebensfunktionen, wie Essen und Trinken. Die Frage nach dem Sinn der Arbeit, die man verrichtet, die in unheren Kreisen gelegentlich gestellt wird, scheint mir höchstens für Einzelfälle zuzutreffen. Ich habe persönlich nicht im Fließbandsystem gearbeitet, aber ich glaube, daß der Kumpel weniger unter dieser Form der Arbeit als unter der Arbeit an sich leidet, die

die zum Teil noch recht schwer ist. Für einen großen Teil von ihnen beginnt das Leben erst nach der Schicht. Wenn man auch die Frage nach dem Sinn der Arbeit nicht stellen kann, so ist es doch wohl so, daß ein ganzer Teil der Kollegen sich für die technische Seite des Arbeitsvorganges interessiert und auch auf diesem Gebiet einige Kenntnisse hat. Obgleich man also die Arbeit gewissermaßen als notwendiges Übel hinnimmt, so ist doch auch beim Hilfsarbeiter, ich meine beim älteren stärker als beim jüngeren ein gewisses Berufsethos vorhanden. Arbeitsbummerei habe ich in unserem Betrieb kaum erlebt. Jeder tut seine Arbeit so gut er kann und fühlt sich im gewissen Sinn für ihre ordnungsgemäße Erledigung verantwortlich. Freilich - man tut nicht mehr - als nötig ist. Der Kumpel hat ein einigermaßen sicheres Gefühl dafür, was man von ihm verlangen kann. Wenn diese Grenze nicht eingehalten wird, weil er sich auf seine Weise zu wehren. Man kann allerdings bei einem Teil der Facharbeiter doch eine gegensätzliche Entwicklung bemerken. Der Einzelne möchte da nämlich ohne Rücksicht auf die anderen und die Qualität seiner Arbeit, ein möglichst hohes Verdienst durch Übererfüllung der Norm erlangen. Die Verbindung zum eigenen Betrieb ist wohl im allgemeinen und zwar bei den Hilfsarbeitern noch weniger als bei den Facharbeitern, nicht sehr eng. Wenn der Betrieb gut zahlt, wird man auch bereit sein, einiges für ihn zu tun. Patriarchalische Verhältnisse - etwa wie in einem Handwerksbetrieb - sind sowohl durch die Zahl der Beschäftigten als auch durch die ständig fluktuierende Zusammensetzung schlecht möglich. Der größere Teil der Arbeiter kennt sich nicht persönlich. Daß Arbeiter länger als fünf Jahre in einem Betrieb arbeiten, kommt selten vor. Allerdings sind die Facharbeiter, bei denen wohl auch die Erfahrung eine gewisse Rolle spielt glaube ich beständiger.

- c) Das Verhältnis der Kollegen zueinander
- Sie ist das Verhältnis der Kollegen zueinander? Man könnte sagen, rau⁹ aber herzlich. Ich habe den Eindruck, daß in der Brigade meist eine gute Kameradschaft herrscht. Wenn es einen Krach gibt, was auch gelegentlich vorkommt, so ist die Verstimmung von kurzer Dauer und nicht allzu problematisch. Man hilft sich in der Arbeit und gibt auch eine gewisse Hilfe und Anteilnahme an den persönlichen Belangen des anderen, die dann im Gespräch verhandelt werden. Der Ton ist, wie gesagt, etwas herb aber nicht im schlechten Sinn. Es fehlt auch nicht an einem gewissen Humor. Die Verbindung zu den anderen Gruppen und Brigaden, wenn sie nicht direkt mit der eigenen in gemeinsamer Arbeit stehen, ist meist nicht sehr eng. Es gibt zwischen den einzelnen Gruppen oft Reibereien und Rivalitäten, die sich in der Schadenfreude bemerkbar macht, wenn den anderen etwas mißlungen ist. Das gilt im besonderen für das Verhältnis zwischen Hilfsarbeitern und Facharbeitern. Ich hatte den Eindruck, daß die Facharbeiter die Hilfsarbeiter als eine geringere Klasse ansehen. Das Verhältnis zu den Vorgesetzten ist je nach deren Leistung und ihrem Verhalten freundlich - zurückhaltend bis kühl-zurückhaltend. Die Arbeitskollegen wird in allgemeinen

bei

bei uns als Frau geachtet. Eine Ausnahme kam auf das Konto dieser Kollegin selbst.

d) Die Frau

Die Frage nach der Kollegin läßt die Frage nach der Frau im allgemeinen und nach Ehe und Familie anschließen. In diesem Punkte gab es sehr verschiedene Ansichten. Eine schien mir fast allgemeine Tatsache zu sein, nämlich, daß man den Jugendlichen vor der Ehe allerhand Heitensprünge erlaubt, und zwar gilt das für Jungen und Mädchen, und kommt auch ziemlich oft vor. Eine Freundschaft führt bei ihnen sehr bald zu einem ziemlich intimen Verhältnis. Es schien ihnen z.B. unmöglich, daß sich meine Braut, von der ich ziemlich lange getrennt lebte, in dieser Zeit keinen anderen Freund angeschafft haben sollte. Wenn einer verheiratet ist, stellt sich dann allerdings die Sache etwas anders dar. Da scheint das "Freundgehen" nach allgemeiner Meinung nicht gestattet zu sein. Moralismus im guten wie im schlechten Sinne - gerade auf diesem Gebiet - ist dem Kumpel fremd. Während die jüngeren Kollegen meist zeitig heiraten, habe ich bei den älteren verschiedentlich die Meinung gefunden, daß es besser wäre, nicht so zeitig zu heiraten, weil es wirklich überlegt sein sollte, ob man mit dem anderen Menschen zusammen passe. Unausgesprochen spielte dabei wohl der Gedanke mit, man könne sich ja vorher einigermaßen schadlos halten. Daß man die Ehe für eine Last hält, glaube ich trotz der gegenteiligen Meinung eines jungen Kumpels nicht. Man darf die Bemerkungen, die in dieser Richtung fallen, wohl nicht auf die Goldwaage legen. Man ist in diesen Dingen ziemlich nüchtern, das gilt auch für die Frage der Kinder. Daß einer kein Kind haben wollte, habe ich nicht feststellen können, aber Ältere Kollegen traten für eine geringe Kinderzahl (1 - 2) ein, wohl aus wirtschaftlichen Gründen/der Bequemlichkeit. Die meisten waren der Meinung, daß - wenn irgend möglich - die Frau den Haushalt und die Kinder versorgen und also nicht arbeiten sollte. Die Einrichtung des Kindergartens schien sich nicht allzu großer Beliebtheit zu erfreuen. Ich hatte den Eindruck, daß man wirklich so etwas wie eine Gemeinschaft in der Ehe sucht, wend auch der Begriff nicht so hoch zu fassen ist. Praktisch nützliche Erwägungen schienen bei der Wahl der Frau eine große Rolle zu spielen. Von Liebe zu sprechen würde ich vorsichtig sein. Die Trennung von Wohn- und Arbeitsort scheint sich nicht unbedingt negativ auf die Ehe auszuwirken. Alle diese Fragen nahmen bei Gesprächen einen sehr großen Raum ein und wurden völlig offen in derber Form, manchmal schon etwas in Richtung Zets gehend, behandelt.

e) Interessen

Wenn wir also jetzt zu den Interessen der Kollegen kommen, so kann man sagen, daß da wohl die Frau an erster Stelle steht. Wenn auch wohl ein nur geringerer Teil der Jüngeren regelmäßig tanzen geht, das ist zum Teil durch die Schichtarbeit bedingt, so haben doch die meisten von ihnen Freundinnen, mit denen sie die Zeit verbringen. Öfters finden allerdings Trinkgelage statt. Man kann nicht sagen, daß die meisten Kumpel regelmäßige Kinobesucher wären.

Billige

/und aus Gründen

Billige Unterhaltungs-Liebefilme finden, von Ausnahmen abgesehen, den größten Beifall. Die sogenannten geistigen Interessen sind überhaupt ziemlich selten. Zwar werden gelegentlich Bücher gelesen, meist billige Unterhaltungsromane. Neben dem Kino spielt neuerdings das Fernsehen - kaum das Theater - eine gewisse Rolle. In musikalischer Hinsicht hat der Schlager wohl die Aufgabe des Volksliedes übernommen. Weiter verbreitet sind praktisch technische Interessen. Das Motorrad ist die Sehnsucht der meisten Kumpels. Daneben beschäftigt man sich mit Bastelarbeiten, Taubenzucht, Hunden, Briefmarken und Ähnlichem. Für Reisen und landschaftliche Schönheiten ist ein gewisses Interesse vorhanden. Aktive Sportler gibt es wohl wenige im Betrieb, aber die Fußballmannschaft Brieske-Schiffenberg erfreut sich einer großen Beliebtheit. Für politische oder religiöse Mitarbeit ist der Kumpel kaum zu haben. Zur Frage Kirche werde ich später noch einiges sagen. Viele von den verheirateten Kollegen sind während eines großen Teils der Freizeit mit Wohnung und Garten beschäftigt.

f) G e l d

In gewisser Parallele zu den Interessen steht die Verwendung des Geldes. Da ist es so, daß viele von den Verheirateten - auch die Jüngeren - den größten Teil des Geldes für Familie, Wohnung und Einrichtung ausgeben. Bei den Jüngeren spielt die Kleidung eine große Rolle. Sie gehen fast alle sehr gut und modern gekleidet. Für den Alkohol wird auch eine ganze Menge Geld ausgegeben. Dagegen gibt es viele Nichtraucher. Ein Teil spart zu einem Motorrad. Auch für die angeführten Liebhabereien wird einiges ausgegeben. Ich lernte einen Arbeiter kennen, der sein ganzes Verdienst seiner Frau abgab. Für die Verheirateten und besonders für die, die noch Teile des Hausstandes zu beschaffen haben, ist aber im Normalfall gar nicht so viel überflüssiges Geld vorhanden. Man muß bedenken, daß der Durchschnittslohn der meisten Arbeiter wohl bei 300 bis 350,- DM monatlich liegt. Unser Betrieb machte in dieser Hinsicht eine positive Ausnahme. Man hat in diesem Lebensgebiet der Kollegen natürlich wenig Einblick.

g) K i r c h e

Zum Schluß kommt nun die Frage, wie ist das Verhältnis des Arbeiters zur Kirche, oder hat er im Normalfall gar keine? Statistisch sieht die Sache so aus: der größte Teil der Kumpels gehört in unserer Gegend nominell der evangelischen Kirche an. Ein kleinerer Teil ist katholisch. Ein Teil ist ausgetreten, oder nicht in der Kirche; das waren in meiner Brigade bei etwa 10 Leuten zwei Jugendliche, einer war katholisch, der andere wußte nicht, ob seine Eltern einer Kirche angehört hatten. Dann trifft man auch Sektenteleute. In meiner Abteilung war ein Neuapostolischer. Es soll aber noch mehr Sektenehänger im Betrieb gegeben haben. Dann gibt es wohl - ich möchte sagen - in jedem Betrieb treue Gemeindeglieder, auch bei uns gab es einzelne. Die religiöse Skala läuft von da über einen gewissen Prozentsatz mehr oder weniger kirchlich-religiös Interessierter zu der Hauptmenge in Glaubensfragen völlig Gleichgültiger und von da zu einer kleinen Zahl militanter Atheisten, die meist mehr oder weniger intellektuell beeinflusst sind. Seltsamer Weise ist mir im Betrieb nie die sonst viel besprochene

Frage

Frage nach der Kirchensteuer gestellt worden. Ich möchte versuchen, die gegebene Einteilung etwas näher zu erläutern. Sprechen wir also zunächst von den Gleichgültigen, die zum größeren Teil zur Jugend gehören. Von ihnen gibt es verschiedene Formen. Ein Teil lehnt wohl nur die kirchliche Frömmigkeit ab, nimmt aber ein gewisses religiöses Gefühl (natürliche Religion) oder sogar ein sehr verwachsenes Christentum für sich in Anspruch. Der andere Teil sind die praktischen Atheisten, d.h. Leute für die in der Praxis des Alltags Glaubensfragen keine Bedeutung haben. Ihr Atheismus ist mehr oder weniger intellektuell geführt (hat Jesus gelebt oder ähnliche Fragen). Der Einfluß der weltanschaulichen Schulung bei der VF ist nicht zu unterschätzen. Ein militanter Atheist, soziologisch Kleinbürger wollte sich unbedingt bekehren. Er begründete seine Ablehnung Gottes aus der Schlechtigkeit der Christen und daraus, daß es keine Gerechtigkeit in der Welt, also keinen lieben Gott gäbe. Daneben schienen ihm die Widersprüche der Bibel von geringerer Bedeutung. Sein Atheismus war also mehr gefühlsmäßig als verstandesmäßig begründet. Dieser Mann war allerdings ein Einzelfall. Die religiös Interessierten verlangten eine verstandesmäßige Auseinandersetzung mit Fragen des Glaubens und der Bibel oder sie schätzten die ethisch moralischen Werte des Christentums. Weder die treuen Gemeindeglieder noch irgendein Glied einer anderen Gruppe ragte durch besondere missionarische Betätigung hervor. Gegenseitig herrscht eine gewisse Toleranz. Wenn auch jede Konfession meist mit theologisch falscher Begründung von der besseren Art ihres Glaubens überzeugt war. Die Katholiken schienen mir kirchlich stärker gebunden zu sein als die Evangelischen. Ich persönlich als "Pastor" im Betrieb bekannt, bin niemals deshalb verspottet worden. Ich habe auch nicht gemerkt, daß man den Faktierer trotz seiner oft recht radikalen Äußerungen aus der Gemeinschaft ausschloß. Wie weit diese Toleranz positiv zu werten ist, ist allerdings eine andere Frage. Ein Landarbeiter sagte mir, als wir auf meinen Beruf zu sprechen kamen: "Na ja, es muß auch so etwas geben". Dieser Ausdruck scheint mir typisch zu sein. Bonhoeffer hat wohl recht, wenn er sagt: "Daß der moderne Mensch religiös mündig geworden sei". Das hat aber nicht zu bedeuten, daß ihm Gott und Jesus Christus nichts zu sagen hätten. Die Fragen des modernen Menschen an die Kirche scheinen auf drei Gebieten zu liegen:

- 1.) Er sucht Liebe, Güte, Freundlichkeit. Das wird oft nur ganz versteckt unter einem Panzer der Sicherheit und scheinbaren Überlegenheit sichtbar.
- 2.) Er fragt nach dem Sinn des Lebens, hervorgerufen durch die schwere mühselige Arbeit des Alltags, in ihrer ständigen Wiederkehr (Was hat es für einen Sinn, sich zu plagen? Wozu leben wir überhaupt?)
- 3.) Er glaubt an dämonische Mächte. Es war mir wohl das Erstaunlichste von meinen Erfahrungen in einem Gespräch bei fast allen Kollegen auf einen ziemlich massiven Aberglauben zu stoßen. Man glaubt an Geister, Zauberbücher, Astrologie, Kartenlegerie u.a. mehr. Dieser Zustand hatte sich auch bei den Jugendlichen meiner Brigade trotz weltanschaulicher Schulung nicht geändert. Es ist wohl so, daß unter der dünnen Schicht rationalistischen

rationalistischen Denkens der Aberglaube noch ganz lebendig ist. Ich weiß nicht, ob in der Großstadt die Dinge grundsätzlich anders liegen.

III. Die Kirche und der arbeitende Mensch

Die Menschen besser kennenzulernen, bin ich in den Betrieb gegangen, und ich glaube, das ist mir bis zu einem gewissen Grade möglich gewesen. Wenn ich mir meine Ausführungen über die Kollegen durchlese, so klingt alles sehr abstrakt. Das mag daran liegen, daß ich zusammengefaßt habe und geordnet habe. In der Praxis sind die Gespräche meist ganz anders verlaufen. Außerdem gibt es nicht den "arbeitenden Menschen" und erst recht nicht "den Arbeiter", sondern nur den Kollegen A. G. oder B., den ich dabei immer vor mir sehe. Aus diesem Grunde können und wollen meine Ausführungen weder als Informationsquelle für sozial-interessierte Studenten noch als wissenschaftliche Analyse gewertet werden. Dafür spielt das persönliche Moment eine viel zu große Rolle dabei. Sie wollen lediglich Anregungen geben, Fragen stellen - oft ohne sie beantworten zu können und vielleicht manchen ihre eigenen Erfahrungen bestätigen. In dieser Richtung möchte ich auch den abschließenden Abschnitt verstanden wissen. Zunächst möchte ich sagen, daß es also bei dem Industriepraktikum nicht um eine neue Methode zur Gewinnung der Arbeiterschaft geht. Es ist sehr die Frage, ob der Arbeiterpriester oder Fabrikpfarrer die Lösung unserer Fragen bringen kann, wenn man auch die persönlichen Entscheidungen einzelner durchaus ernstnehmen muß. Die Frage für uns ist vielmehr die: Wie verkündige ich heute dem Menschen neben mir das Evangelium, daß er es versteht (vergleiche 1. Kor. 9, 20 - 22). Dabei kann es nicht darum gehen, möglichst modern zu predigen und alle Schlagworte des heutigen Alltags parat zu haben. Überhaupt meint wohl jede Methode uns selbst und nicht den anderen. Ich meine, wir müssen dem Menschen durch unsere Haltung zeigen, daß wir in Liebe auf seine persönlichen und die allgemeinen Fragen eingehen wollen. Und daß es nicht so ist, daß wir ihn nur als mehr oder weniger brauchbares Missionsobjekt betrachten, das sich entweder zu uns bekehrt oder sonst für uns erledigt ist. Dabei werden sich uns dann auch Möglichkeiten zeigen, wie man die Dinge praktisch anfassen kann. Daß der Mensch heute Sorgen und Fragen hat, meine ich, gezeigt zu haben und daß diese Fragen von Gott durch Jesus Christus beantwortet sind, ist uns klar. Es kommt mir nur darauf an, dem modernen Menschen, besonders den Jugendlichen, der ja der Kirche und ihren Lebensfragen oft völlig fremd ist, auf seine Weise zu zeigen, daß ihm die Sache angeht. Und das fällt uns sehr schwer. Ich habe zu wenig Gemeindefahrung, um grundsätzlich praktische Vorschläge zu machen. Aber ich möchte einige Möglichkeiten andeuten, die uns vielleicht ein wenig helfen können, dem Menschen von heute das Evangelium glaubhaft zu verkündigen. Der erste Vorschlag wäre, daß man in Stadtgemeinden (im Dorf liegen die Dinge vielleicht etwas anders) versuchen müßte, neben dem üblichen Gemeindegottesdienst, eine etwas freiere Form des Gottesdienstes zu finden. Es gibt da für meine Begriffe gute

Ansätze

Ansätze bei Horst Dymowski und bei "Gossner-Ges." in der Gestaltung der Ökumenischen Wochenendbegegnungen. Das wäre wohl ein gangbarer Weg. Wie er im einzelnen durchführbar ist, kann ich schlecht sagen. Bei dem nächsten Vorschlag geht es um das, was man in der englisch sprechenden Welt als "humanity" bezeichnet. Ich finde, es ist eine der wichtigsten Aussagen unseres Glaubens, daß von unserem Herrn Jesus Christus gesagt wird, daß er Mensch geworden ist. Und darum dürfen wir dem Evangelium nicht durch eine falsche Kirchlichkeit den Weg verbauen. Wie können wir nun aber menschliche Beziehungen besser verwirklichen? Einmal dadurch, daß jeder die von ihm von Gott gegebenen Bindungen an den Nächsten (Nachbar und Kollege) viel stärker als Aufgabe sieht, ohne gleich kurzschlüssige Missionsversuche zu unternehmen. Aber dazu können wir als Kirche nicht viel mehr tun als die Gemeindeglieder immer wieder zu ermahnen. Darüber hinaus müßten wir, meine ich, mehr Wert auf den Besuchsdienst legen. Hier kann der Pfarrer allein wenig tun, da müssen die Gemeindeglieder mithelfen, wenn auch der Pfarrer an den Schwerpunkten selbst mit eingreifen sollte. Zu dieser Aufgabe bedürftigen aber die Gemeindeglieder einer gründlicheren Anleitung als sie bisher möglich war. Es ginge um die Einrichtung einer Art Laienseminar. Und schließlich hielt ich es für wichtig, den angehenden Pastoren stärker die Möglichkeit zu geben, praktische Erfahrungen zu sammeln. Dabei ist es gleichgültig, ob die Praxis Industriepraktikum, Erntehilfe oder innere Mission heißt. Es fragt sich natürlich, wie das zeitlich in die Ausbildung eingebaut werden kann.

Ein treues Gemeindeglied antwortete mir auf meine Bemerkung, daß wir uns in der Kirche um neue Formen und Wege mühen müßten, sehr temperamentvoll: "Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit". Es kann uns um gar nichts anderes als darum gehen. Wir wollen keine soziale Ordnung, noch besser als die schon vorhandene, aufstellen. Wir wollen erst recht nicht christlich sozial sein, weil das heute modern ist. Aber das ist unsere Erkenntnis, daß die Kirche niemals zum Selbstzweck werden darf, sondern daß sie immer nur das Gefäß sein kann, Gottes Liebe zu den Menschen der Welt, weiterzugeben. Paulus sagt, daß wir den Schatz des Evangeliums in irdenen Gefäßen haben. Gott wird uns diese Gefäße von Zeit zu Zeit zerschlagen, weil wir sie sonst mit ihrem Inhalt gleichsetzen wollen, d.h. an Stelle des Evangeliums treten manchmal unsere kirchlichen Lebensformen. Wir sind heute wieder in der schwierigen Lage, neue Gefäße finden zu müssen. Wir können Gott nur bitten, daß er uns etwas von seiner Liebe dazu schenkt, dann werden wir auch in der Lage sein, das Rechte zu tun und zu sagen.

Abschrift

Eindrücke von meiner Arbeit als Tiefbauarbeiter im Kombinat "Schwarze Pumpe"

In der Zeit vom 1. September 1957 bis 30. April 1958 war ich im Kombinat "Schwarze Pumpe" als Tiefbauarbeiter tätig. Entscheidend beeinflusst zu diesem Schritt hat mich ein Gedanke Dietrich Bonhoeffer, der mich auch jetzt noch nicht in Ruhe läßt: Die Kirche hat im Augenblick nicht die Vollmacht zu reden. Unsere Aufgabe besteht jetzt im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen". Dabei sollen wir zuversichtlich warten auf den Tag, "an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert" (NB 206/207). Unter dem "Tun des Gerechten" habe ich in meinem Falle nichts weiter verstanden, als daß ich mich den Tiefbauarbeitern gleichstellte, ihre Arbeit mit ihnen teilte und mit ihnen zusammenlebte, alles natürlich nur auf beschränkte Zeit. Denn mein Urlaub war von vornherein festgesetzt. Länger hätte ich es wohl auch kaum allein ausgehalten. Es blieb ja nicht beim Beten und Arbeiten. Ich mußte mich ständig mit den Menschen auseinandersetzen, in Einzelgesprächen, in kleinen Gruppen und in großen Versammlungen. Mir ist eine Apologetik aufgedrängt worden, die wirklich nicht in meiner Absicht lag. Aber konnte ich schweigen, wenn die Kirche verleumdet wurde, auch wenn es eine Kirche ist, die soviel Menschliches an sich hat? In den Diskussionen wird man leider sehr schnell böhrt, man vergilt Gleiches mit Gleichem und verbannt sich so den Weg zum gegenseitigen Verständnis. Das Wertvollste waren wohl die Einzelgespräche, bei denen man sich auch einmal etwas näherkam, und wo man wirklich auch einmal die frohe Botschaft von Jesus Christus anbieten konnte. Aber mit vielen Menschen bin ich oft nur einmal zusammen gewesen. Dann tauchten sie wieder unter der großen Masse unter, und andere Menschen rückten in mein Blickfeld (Die verschiedenen Wohnlager und Siedlungen liegen viele Kilometer auseinander). Ich habe auch getauft - ein Arbeitskollege hat um die Taufe seines Kindes - und Konfirmandenunterricht an einen Erwachsenen erteilt, der kirchlich getraut werden wollte. Um einen Häftling im Buchthauslager habe ich mich bemüht, der eine Bibel haben wollte (ob mit Erfolg, weiß ich nicht).

Das alles habe ich sozusagen als Pfarrer nebenbei getan. Als meine eigentliche Aufgabe hatte ich es aber angesehen, meinen Arbeit Kollegen ein guter Kamerad zu sein und Last und Freude mit ihnen gemeinsam zu tragen. Ich bin ihnen natürlich kein Arbeiter gewesen. Ganz gleich, was ich tat, ich war eben immer der andere, der Pfarrer, vielleicht auch einfach der Christ. Denn es wurde bald deutlich, daß ich über viele Dinge anders dachte, daß ich mich an manchen Gesprächen nicht beteiligte. Trotz allem verband uns eine gute Freundschaft, die auch über Krisenzeiten hinwegdauerte. Als einen kleinen Nebenertrag meiner Arbeit im Kombinat "Schwarze Pumpe" möchte ich einige Eindrücke wiedergeben, die sich mir aufgedrängt haben. Ich möchte aber ausdrücklich betonen, daß ich nur einer Großbaustelle gearbeitet habe. Die Arbeits- und Wohnverhältnisse sind hier völlig andere als in einem anderen Großbetrieb. Auch der Bauarbeiter ist ein besonderer Typ. Dazu kommt, daß ich nur beschränkte Zeit hier war und als Fremder in diese Welt geblickt habe und jetzt aus ihr wieder herausgehe. Aber trotz aller Vorbehalte kann die Vermittlung dieser Eindrücke

vielleicht

vielleicht von Nutzen sein.

1. Der Betrieb

Das große Braunkohlenkombinat "Schwarze Pumpe", das im Herbst nächsten Jahres die ersten 50 000 t Brikett liefert, wird in gemeinsamer Arbeit durch viele Spezialhandbetriebe aus der DDR aufgebaut (darunter auch einige kleine Privatbetriebe). Ich war beim VEB Teleparrentbau und Wasserkraftanlagen Weimar eingestellt worden. Unser Betrieb hat für die Wasserregulierung im Kombinat zu sorgen (Bau von kilometerlangen Rohrleitungen und Geflütern, von Spezialschächten aus Beton etc.). Ich arbeite in einer Brigade, die nur aus Hilfsarbeitern bestand. Die meisten hatten überhaupt keinen Beruf erlernt, einige kamen aus anderen Berufen (z.B. zwei Mäker, die aber so ein jahrelang andere Arbeiten verrichteten).

In den ersten Wochen hatten wir eine Betonmaschine zu bedienen, die Beton mischte, der von einer anderen Brigade verarbeitet wurde. Wir hatten ununterbrochen Eien (z.B. mußte er geschicht werden), Splitt und Zement mit Karren an die Maschine zu schaffen und den fertigen Beton in Loren zu kippen, die mit einer Rieselmaschine weggefahren wurden. Durch diese Arbeit waren wir mit der anderen Brigade aufs engste verbunden. Sie konnte ihre Leistungen nur steigern, wenn wir spürten, denn ohne Beton war sie arbeitslos. Auf der anderen Seite konnten wir natürlich auch nur soviel Beton herstellen, wie die andere Brigade verarbeitete. Dieses Aufeinanderangewiesensein wirkte sich günstig auf die Arbeitsmoral aus. Tatsächlich hingen aber doch beide Brigaden von dem "allgewaltigen" Maschinisten ab, der jederzeit seine Betonmaschine abstellen konnte, um irgendeine Reparatur durchzuführen. Was half da allen Schimpfen und Fluchen? Mehr als 29 Mann mußten warten und sahen ihre Prozente schwinden. Und oft geschahen solche Anfälle in gut vorbereiteten "Rechtsleistungsschichten". Der Mann unter der Macht der Maschine!

Später sind wir zu den verschiedensten Arbeiten herangezogen worden. Eine Hilfsarbeiterbrigade ist nämlich für alles. Wir haben tagelang bis zu den Knien im Wasser gestanden und einen Kanal gesäubert. An anderer Stelle mußten wir ein altes offenes Geflüter, in dem sich Oker bis zu einer Höhe von 2 m abgesetzt hatte, abreißen. Was half es, daß wir da einige Prozente Schutzanlage bekamen? Die Arbeitsfreude war dahin, als wir bis auf die Unterwäsche beschmutzt und durchnäßt waren. Im November macht solche Arbeit keinen Spaß mehr. Dazwischen hatten wir wieder angenehme Arbeit: Kiefernwurzel roden, Schachtschalen planieren (bevor der Betonboden gestampft wird), Abwässer aufwerfen, Rohrleitungen freilegen und andere Erdarbeiten. Dann haben wir auch Transportarbeiten gemacht: Bauholz auf- und abladen, aufstapeln, Erdmasse und Steine verladen (unangenehm ist die Arbeit mit Eisenbahnschotter), Bahngleise und Schwellen transportieren etc. Dann sind wir wieder zu Betonarbeiten eingesetzt worden. Wir haben selbst große Schächte betoniert. Wenn man 9 Stunden Beton schippt - in Ausnahmefällen sogar 12 Stunden hintereinander - dann weiß man, was man gemacht hat. Dazu muß man sich noch Regen- und Schneewetter vorstellen und Nacht! Wie oft mußten wir zusätzlich zu unserer eigentlichen Arbeit festgefahrene Autos aus Schlamm und Schnee frei schippen, Entwässerungen bauen etc. In den ganz strengen Frosttagen konnten wir natürlich nicht betonieren, auch keine Erdarbeiten machen. Wir haben dann meistens Aufräumungsarbeiten durchgeführt auf dem Bauplatz oder in unterirdischen Betonkanälen. Seligentlich ist unsere Brigade auch in kleinen Gruppen zu verschiedenen Arbeiten eingesetzt worden.

Ich

Ich habe z.B. 14 Tage ausgesprochene Maurerarbeiten gemacht. Stenararbeiten (mit Hammer und Meißel in Betonwände) und Verputzen von schlechtgerateten Wänden und Decken in Schächten. Bei letzteren Arbeiten hatte ich sogar meinen Handlanger, der mir das Material aufs Gerüst brachte. Ich war ganz stolz! Wenn Not am Mann war, durften wir auch ausgesprochene Zimmererarbeiten verrichten, z.B. das Ausschalen von fettigen Betonwänden. Dann aber wurden wir wieder in das Milieu eines Hilfsarbeiters hineingestoßen.

Kurz vor meinem Weggang ist unsere sehr zusammengeschranzte Brigade eine ausgesprochene Transportbrigade geworden. Während wir früher in der Regel die Normalschicht arbeiteten (von 6.00 Uhr morgens bis 16.00 Uhr) - von den Ausnahmen beim Betonieren abgesehen - ist jetzt Zweischichtbetrieb: 1. Schicht 5.00 bis 14.00 Uhr, 2. Schicht: 14.00 bis 23.00 Uhr. Außerdem hat die 2. Schicht die folgende Nacht und auch den betreffenden Sonntag Bereitschaft. Die Leute können während der Bereitschaftszeit sich im Lager aufhalten, können auch schlafen. Sie müssen aber immer gewärtig sein, daß sie von der Betriebswache geholt werden. Diese Arbeiten werden zwar als Überstunden bezahlt, während es das sonst nicht gibt (s.u.), aber auf die Dauer reiben einen diese zusätzlichen Nachtarbeiten auf. Dazu kommt, daß man bei diesen Arbeiten, bes. wenn der 20 m hohe Turmkran daran beteiligt ist, sehr unheimlich sein muß. Wenn z.B. die 3 te schweren Betonrohre verladen werden, dann hat man zwar nichts weiter zu tun als die Stahlschleife um die Rohre zu legen und sie mit Stricken zu dirigieren, damit sie an die richtige Stelle gelangen. Es ist im Vergleich zum Betonschleppen eine geringe körperliche Anstrengung. Aber die Unfallgefahr und die Verantwortung ist hier viel größer. Der kleinste Stoß mit dem Rohr kann einen die Hand abdrücken. Und ein zu hartes Aufsetzen des Rohres kann eine Beschädigung zur Folge haben, für die die Brigade aufkommen muß. Auch wenn z.B. Kohle mit dem Kran ausgeladen wird, muß man hüllisch aufpassen. Man steht ja in dem Waggon drin und dirigiert den großen Greifer. Man drückt ihn in die Hölle, wo er hin soll. Zuerst ist einem etwas bange, wenn das Ungetüm auf einen zuschnebelt und sein riesiges Maul aufperrt. Aber wenn man richtig eingefuchst ist, dann macht die Arbeit Spaß. An den Kranführer werden sehr hohe Ansprüche gestellt. Er trägt auch die letzte Verantwortung für alle Unfälle. Nebenbei bemerkt: Der Kranführer unserer Schicht hielt sich zur neuapostolischen Gemeinde, der Kranführer der anderen Schicht war Baptist.

Aber leider gehen nicht alle Arbeiten mit dem Kran zu machen. Es wird auch schwere körperliche Arbeit verlangt. Noch in der letzten Nacht mußte ich mit zwei Kollegen bei strömendem Regen einen Waggon Verschalungsplatten (aus Holz, 2 m lang) entladen. Das waren 6 große Lasten voll. Diese letzte Nacht hat mir den Abschied von Pompe leichter gemacht.

Innerhalb der Brigade sind die Arbeitskollegen sehr aufeinander angewiesen. Es muß notgedrungen eine gewisse Kameradschaftlichkeit dasein. Ständig muß man darauf achten, daß man seinen Kameraden bei der Arbeit nicht verletzt. Das fängt bei ganz harmlosen Dingen an. Beim Verladen von gebrauchtem Bauholz z.B. ruft man den nächsten Kollegen an, wenn man einen Nagel entdeckt hat, damit er nicht hineingreift. Beim gemeinsamen Tragen von schweren Gesteinsblöcken

Gegenständen (z.B. Schienen, Loren, Masten etc.) kann das größte Kraftanstrengung und Konzentration bedeuten. Denn wenn einer aus Schwäche losläßt oder stolpert, dann können 10 Mann gefährdet werden. Gut ist es aber, wenn es innerhalb einer Brigade über die notwendige Kameradschaftlichkeit hinausgeht, wenn sich z.B. Kollegen bei unangenehmen Arbeiten freiwillig abblößen, wenn dem Schwächeren geholfen wird, wenn man sich durch freundliche Worte zueinander die Arbeit erleichtert. Da die Brigade gemeinsam abrechnet (jede Dekade), muß jeder Kollege sich anstrengen, damit etwas geschafft wird. In einer Maurerbrigade hat der Brigadier die Paulen aus der gemeinsamen Abrechnung herausgenommen und ihre Arbeit besonders gewertet. Da kamen sie auf 80 %, während die Brigade vielleicht mit 140 Prozent abrechnete. Die faulen Kollegen sollten auf diese Weise zum Fleiß erzoogen werden. Diese Lösung halte ich auf jeden Fall für besser, als wenn man die Paulen aus den Brigaden ausschließt, sie zu einer eigenen Brigade macht und ihrem Schicksal überläßt. Solch eine Brigade bekommt nie eine anständige Arbeit und kann dann natürlich auch nichts verdienen. Besonders bitter ist es, wenn Paule und Schwache (oft alte beurlaubte Arbeiter), die aber nicht mehr richtig können, zusammengeworfen werden. Leider hat oft in Bezug auf die Schwachen die Kameradschaftlichkeit ihre Grenze. Die Brigade hat Angst, daß sie einige Pfennige weniger verdienen könnte.

Der Brigadier ist der wichtigste Mann innerhalb der Brigade. Von ihm hängt ihr Wohl und Wehe ab. Er muß gut abrechnen können, muß ihr Mühsal abnehmen und bei Mißständen den Mut zum Protest haben. Außerdem muß er natürlich über eine gewisse Erfahrung verfügen und die Gabe haben, jeden Mann an den richtigen Platz zu stellen. Leider findet man diesen Idealtyp unter den Brigadiern selten. Beim Abrechnen und Organisieren der Arbeit kann der Meiste aushelfen. Und ein anständiger Meister (es gibt auch andere) wird die Brigade nicht benehmen. Aber schade ist nur, daß so viele Brigadiere aus Angst davor, daß sie ihre Stellung verlieren könnten - sie bekommen bedeutende finanzielle Zuschläge und arbeiten weniger - zu vielen Mißständen schweigen. Das gleiche habe ich bei vielen Gewerkschaftsfunktionären beobachtet. Wenn wir unter uns waren, dann wurde geschimpft und protestiert. Wenn aber jemand von der Betriebsleitung kam, dann schwiegen die Verantwortlichen, oder unbedeutende Dinge wurden vorgebracht, z.B. "mit dem Kaffee klappert es manchmal nicht". Wenn aber einmal ein Brigadier wirklich Mut zeigte und seine Stellung riskierte, dann setzte er sich auch durch und die Mißstände wurden beseitigt (es ging um Verweigerung einer 12-stündigen Nachtschicht, die von der Gewerkschaft nicht genehmigt war, um verweigerte Begegnungen, um unzulässige Arbeitsbedingungen etc.).

Da die Brigade von ihrem Brigadier abhängig ist, besonders was die Abrechnungen betrifft, darum kann der Brigadier seine Machtposition zur schlimmsten Diktatur innerhalb der Brigade ausnutzen. Die Brigade läßt sich alles gefallen, wenn er nur gut abrechnet! Und selbst der stellvertretende Brigadier und sogar dessen Vertreter werden zu kleinen Diktatoren, wenn sie mal die geleistete Arbeit aufschreiben müssen. Sie arbeiten dann natürlich auch weniger und gönnen sich viel mehr Zigarettenpausen als gewöhnliche Sterbliche. Ich habe erst jetzt so richtig erlebt, wieviele "Radfahrer" es in allen Klassen und Ständen gibt: nach oben buckeln, nach unten treten. Aber zur Ehre der Brigadiere sei es gesagt, daß ich auch andere kennengelernt habe, und daß sie wirklich mit der Abrechnung für die Brigade eine sehr verantwortungsvolle und schwierige Aufgabe übernommen haben, die einen ehrlichen Menschen in Gewissenskonflikte stürzen können. Wenn die Gefahr besteht, daß die Pro-

sent

Prozente nicht stimmen" (d.h. daß es keine 130 oder 140%, sondern nur 120 oder noch weniger werden), dann muß der Brigadier einen "spitzen Bleistift" haben, um die geleistete Arbeit möglichst vor-
teilhaft aufzuschreiben, möglichst großzügig über den Damm zu
reiten; man kann es auch anders nennen: möglichst viel dazuschwin-
deln. Statt 40 cm Erde hat man dann eben 60 cm umgesetzt etc.
Der Brigadier denkt an seine Brigade. Und weil sie in der letzten
Dezade eben schlechte Arbeit gehabt hat (ungünstige Normen, "Gammal-
arbeiten", viel Wartestunden etc.) will er ihr zu dem verdienten
Lohn verhelfen. Er muß natürlich den Meister überzeugen können, der
für die Abrechnungen verantwortlich ist, bevor der Normer die einge-
setzten Normen überprüft. An den Abrechnungstagen werden oft furcht-
bare Schlächten geschlagen in der Baubude zwischen dem Meister und
dem Brigadier. Ich habe Meister kennengelernt, die nur noch die
reinsten Nervenbündel waren und vor jedem Abrechnungstag nitterten.
Es muß angegeben werden, daß gerade unsere Firma sehr viel Arbeiten
zu erledigen hat, die sich schlecht in einzelnen einnormen lassen.
Man ist jetzt auch dazu übergegangen, verschiedene Arbeiten nicht
mehr im Leistungslohn, sondern im Prämienzeitlohn zu verrechnen
(zu dem Grundlohn kommt eine Prämie). Viele Arbeiter haben mir ge-
sagt: Sollen sie uns einen unständigen Stundenlohn geben, dann fällt
der ganze Ärger um Leistungen und Abrechnungen weg. Ich kann dem
aber nicht zustimmen. Durch die Abrechnung im Leistungslohn soll
das Interesse des Arbeiters an einer Leistungssteigerung geweckt
werden. Je mehr er leistet, umso mehr verdient er. Man könnte das
billig "Ansbentung" nennen. Ich meine jedoch, daß man auch einen
positiven Sinn darin finden kann. Wenn der Arbeiter die Leistungen
steigern will, dann muß er sich vorher Gedanken über den Arbeits-
verlauf machen. In Produktionsberatungen, die jeden Monat stattfin-
den sollen, kann er sich darüber mit dem Meister und Bauführer aus-
sprechen. Der Bauführer hat dabei den sog. Operativplan vorzulegen,
in dem die Arbeiten des kommenden Monats, auf die einzelnen Brigaden
aufgeteilt, festgelegt sind. Auch die Geldwerte der einzelnen Arbei-
ten werden darin ausgedrückt. Natürlich gehört dazu auch ein Rechen-
schaftsbericht über die geleistete Arbeit des vergangenen Monats.
Der Arbeiter wird dadurch für seine Arbeit interessiert. Er weiß,
an welchem Projekt er arbeitet, wozu es dient, wieviel Wert es hat.
Aber leider leider steht das alles nur in den Verordnungen. Ich
habe in den acht Monaten überhaupt keine Produktionsberatung mit-
erlebt. Und ein einziges Mal wurde uns der Operativplan vorgelegt.
Aber warum lassen sich die Arbeiter das gefallen? Warum verzichten
sie auf ihre Rechte? Wir wurde erzählt, daß zu dem Rechenschafts-
bericht des Betriebsleiters fast überhaupt keine Arbeiter erschienen
seien. Man kann einwenden: Die Arbeiter wissen von vornherein, daß
sie nichts zu melden haben. Der Betrieb handelt ja doch über ihre
Köpfe hinweg. Solche Stimmen hört man täglich unter den Arbeitern.
Aber ich halte sie für unberechtigt, weil die gleichen Arbeiter
noch gar nicht versucht haben, verantwortlich mitzuarbeiten. Die
Partei sieht hier eine Erziehungs Aufgabe. - Sie jetzt hat das
Leistungslohnprinzip viele negative Auswüchse hervorgebracht. Es
geht allein um die Prozente, um den Verdienst. Die Brigaden schnap-
pen sich gegenseitig die besten Arbeiten weg. Kein Handschlag wird
zuviel gemacht. Was nicht eingenormt ist, bleibt liegen. Wenn eine
schlechte Norm festgelegt ist, dann wird gepuscht, damit mehr ge-
schafft wird. Eine andere Brigade hat dann einige Wochen später
nachzuarbeiten und verdient ganz kümmerliches Geld, während die
erste Brigade mit hohen Prozentsätzen abgerechnet hat.
Wenn die Partei einen erzieherischen Einfluß auf die Arbeiter aus-
üben will, dann muß sie zunächst deren Vertrauen gewinnen. Sie ar-
beitet mit Betrieb und Gewerkschaft zusammen, aber ohne den Arbeiter

Sie

„Sie stecken alle unter einer Decke“, so urteilt der Arbeiter. Dort „oben“ werden Verpflichtungen anlässlich des 7. Nov. oder des 5. Parteitages beschlossen, und die Betriebsangehörigen erfahren davon erst durch die Zeitungen. Keine einzige Gewerkschaftsmitgliederversammlung hat in den acht Monaten stattgefunden (es sind nicht alle Arbeiter organisiert!), nicht einmal hat der Parteisekretär sich mit den Kollegen ausgesprochen. Beim Betriebsfest ist kein Vertreter der Betriebsleitung anwesend gewesen, kein Bauführer und nur zwei Meister. Das Verhältnis zwischen Betriebsleitung und Belegschaft habe ich mir in einem „volkseigenen“ Betrieb anders vorgestellt. Vorallem geht allen sehr „kollektial“ um: Der Hilfsarbeiter wie der Bauleiter werden mit Kollege angeredet. Das kann aber über die tiefe Kluft zwischen beiden nicht hinwegtäuschen. Der Klassenhaß (von unten nach oben) wird fast noch in gleicher Weise vorhanden sein wie früher. Und ich habe selbst erlebt, wie leicht man sich in ihn hineinreißen lassen kann, wenn man unten im Breck steckt, allen Unbilden des Wetters ausgesetzt ist, und wenn man durch schwere körperliche Arbeit das wieder aufholen muß, was die da „oben“ durch falsche Organisation und Schlußfolgeri verschuldet haben. Auf der anderen Seite habe ich natürlich festgestellt, daß die meisten Arbeiter sich überhaupt keine Vorstellung von den Büroarbeiten machen können, daß sie nicht abschätzen können, welche große Verantwortung der Betriebsleiter trägt. Zu dem Thema Verantwortung ließe sich noch manches sagen. Bei aufgetretenen Missetänden wird die Verantwortung von einem auf den anderen verschoben. Und wie oft bedroht man sich gegenseitig mit dem Staatsanwalt! Wie schnell verurteilt man Saboteure!

Der Lohntag (jeder 7., 17. und 27. des Monats) ist jedesmal von neuem ein großes Ereignis. Von den ersten Morgenstunden an blickt man sehnsüchtig nach dem Auto aus, daß das Geld auf die Baustelle bringt. Die Sache ist darum so interessant, weil ja der Lohn nicht gleichbleibend ist. Es werden Erwägungen angestellt, wieviel es diesmal sein könnte. Manchmal werden sogar Betten abgeschlossen. Alles ist in froher Erwartung. Oft ist auch schon ein oder zwei Tage das alte Geld verbraucht. Heute wird man sich mal wieder was Gutes leisten können! Manche denken dabei zuerst an Bier. Und dann kommt das Geld und wird in Empfang genommen. Nun vergleichen sie gegenseitig die Summe, machen sich ernsthafte Gedanken darüber, warum soviel und nicht soviel gezahlt worden ist. Geschimpft wird natürlich auch noch und von der guten alten Zeit vor einem oder zwei Jahren gesprochen, wo sie angeblich mehr verdient haben wollen. Aber im Grunde sind sie doch alle froh, daß sie wieder Geld in der Tasche haben. Ist eine Kantine in der Nähe, dann werden bereits die ersten Pfennige umgesetzt. Bei Schichtschluß wanken schon einige Bierleichen heim. Aber das ist erst ein kleines Vorspiel für das, was am den Aben den in den Lagern los ist.

Über die Höhe des Lohnes möchte ich noch etwas sagen, weil gerade in kirchlichen Kreisen oft ganz fantastische Vorstellungen darüber herrschen. Ich laß eine Abrechnung über meinen Lohn im Januar folgen (in diesem Monat habe ich das meiste verdient).

Leistungslohn	348.90
Monatsprämie	52.33 (15 %)
	<u>401.23</u>

Davon gehen ab als	
Steuern und SV-Beitr.	54.18
	<u>347.05</u>

Dazu kommen:	
Trennungsgeld	75.--
Rückerstattung	
von Fahrgeld etc.	<u>33.83</u>

unbezahlter Betrag:	455.88	(in 3 Raten: 140.-- + 120.-- + 195.88)
---------------------	--------	--

Bei meiner Einstellung wurde ich wie alle neuereinstellten Tiefbauarbeiter in die Lohngruppe 2 eingestuft mit einem Leistungsgrundlohn von 1,24 RM pro Stunde. Vom 3. Monat an zahlte mir der Betrieb den Lohn nach Lohngruppe 3 (1,29 RM). Das Trennungsgeld für Verheiratete 4.-- RM, für Unverheiratete 2,30 RM pro Tag darf nicht zu dem Lohn gerechnet werden. Es ist eine Entschädigung für das Getrenntsein von der Familie, für die Führung von zwei Haushalten etc. Ich kann es durch eigene Erfahrung bestätigen, daß das Leben im Lager und die Selbstversorgung (14 Tage lebt man auf Marken-Karte 3 --, die übrige Zeit kauft man im 30) wirklich den größten Teil des Trennungsgeldes zusätzlich aufbrauchen, ohne daß man dabei "unsolid" zu sein braucht. Es ist auch erstaunlich, welche Ausgaben man für die Bekleidung hat. Der Betrieb hat uns Gummistiefel, Gummihosen und -jacke geliefert, und für den Winter Watterhose und -jacke. Aber das Gummiszeug sieht man nur bei ausgesprochenem Regenwetter und die Watterkleidung nur bei strengstem Frost an, weil es sich in beiden sehr unbequem arbeiten läßt. Man braucht schon seine eigene Arbeitskleidung, auch Schuhwerk (im Winter Filzstiefel). Das kostet alles Geld. Und wie schnell ist die Hose zerissen, wie oft bleibt man irgendwo hängen. Von den Strümpfen will ich nicht erst reden. Bei Gummistiefeln kein Wunder! Im Winter braucht man ganz besonders warme Unterwäsche, die man als gewöhnlicher Sterblicher nicht unterschätzt. Und die Arbeitskleidungen waschen lassen, kostet auch Geld. - Ich hab das alles einmal bemerkt, weil es zum Lohnproblem dazugehört. Die "Monatsprämie" fällt weg, wenn eine Bumselacht festgestellt wird. Das gleiche gilt für die Jahresprämien (1. Jahr 200.--, 2. Jahr 250.-- RM). Alle 8 Wochen werden den Arbeitern 2 bis 4 Tage Feiertage gewährt, je nach den Entfernungen ihrer Heimatorte. 12 Tage Urlaub gibt es im Jahr. In besonderen Fällen wird zusätzlich unbezahlter Urlaub gewährt. An den Sonn- und Feiertagen wurde bei uns in der Regel nicht gearbeitet (ausgenommen die Transporterigenen). Reformationsfest (dort Feiertag), Fasttag und 1. Advent arbeitete das ganze Kombinat für die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr vor. Es hieß aber ausdrücklich in der Verordnung: Es soll niemand an Gottesdienst Besuch gehindert werden. Ich habe verschiedene Wochentage länger gearbeitet, um auf meine Stunden zu kommen. - Bei uns vor überall die 45-Stundenwoche eingeführt. Es wechselten sog. "kurze" Woche und "lange" Woche miteinander ab. In der kurzen Woche begann die Arbeit Montag morgens um 6 Uhr und endete am Freitag mittag um 11.30 Uhr (4 mal 9,25 u. 1mal 5 Arbeitsstunden = 42). Die lange Woche fing Montag mittag um 12 Uhr an und hörte am Sonntagabend 13.30 Uhr auf (4 u. 4 mal 9,25 u. 7 = 48 Arbeitsstunden). In beiden Wochen kamen 90 Arbeitsstunden zusammen. Bei 9,25 Stunden Arbeitszeit am Tag gab es 45 Minuten Pause (Frühstück 15 Minuten und Mittag 30 Minuten). 10 Stunden waren wir also an den meisten Arbeitstagen auf dem Bauplatz. Überstunden werden in der Regel nicht bezahlt, da sie eigentlich nicht stattfinden dürfen. In Ausnahmefällen kann die Gewerkschaft die Erlaubnis dazu geben. Bei Betonarbeiten lassen sich Überstunden kaum vermeiden. Der hergestellte Beton muß verarbeitet werden, sonst "verreckt" er. Auch müssen die Betonwände oft hintereinander ohne Unterbrechung fertiggestellt werden. So haben wir manchmal eine ganze zweite Schicht angehängt. Die Überstunden mußten wir in den nächsten Tagen abbukeln, da sie nicht bezahlt werden dürfen. Unter den Arbeitern herrscht viel Unzufriedenheit über diese

diese Bestimmung, ich halte sie aber für richtig. Wenn die Überstunden unbeschränkt bezahlt werden würden, dann würde sich mancher Kollege um des Geldes willen "krank arbeiten". Auf der anderen Seite muß sich aber der Betrieb ernsthaft bemühen, daß so etwas wie 18-stündige Schicht auch in Ausnahmefällen nicht vorkommt. Bei besserer Organisation muß das möglich sein. Auch eine 24-stündige Arbeiterruhe kann die ungeheure Strapaze einer 18stündigen Schicht nicht ausgleichen.

Zum Arbeitsschutz noch einige Worte. Es gibt für alle Arbeiten Arbeitsschutzbestimmungen, die bis ins einzelne festgelegt sind, und die den Arbeitern immer neu mitgeteilt werden sollen. Bestimmte Leute haben darüber zu wachen, daß die Bestimmungen eingehalten werden. Wenn wir oft Arbeiten gemacht haben, die nicht nach den Bestimmungen gesichert waren, dann war das unsere eigene Schuld. Wir hätten uns dagegen wehren können. Aber! Leichtsinns, Geldgier (manche Schutzvorrichtungen haben uns davon abgehalten).

"Die Sorge um den Menschen" soll im Vordergrund stehen, das ist wirklich ernst gemeint. Der Kollege von der Abteilung Arbeit hat die besondere Aufgabe, darauf zu achten, daß der Arbeiter gut wohnt, wie er zur Arbeit kommt (lange Fußwege vermeiden) und unter welchen Bedingungen er arbeitet. Wenn auch in unserem Betrieb der Kollege in den acht Monaten sich um keines dieser Probleme gekümmert hat, so ist er jetzt doch gerügt worden und will sich ändern. Der Bürokratismus ist der stärkste Feind des Sozialismus!

2. Das Lagerleben

Die ersten drei Monate habe ich privat gewohnt in einem Dorf in der Nähe des Kombinates. Ein Betriebsbus hat uns jeden Morgen zur Baustelle gebracht und abends wieder in unsere Quartiere gefahren. In diesem Vierteljahr habe ich täglich den tiefen Unterschied zwischen zwei verschiedenen Welten erlebt. Nachdem ich den ganzen Tag mit Tausenden von Arbeitern an einem riesigen Objekt mit den Mitteln der modernsten Technik gearbeitet hatte, traf ich abends auf dem Heimweg die Frauen bei einer Feldarbeit an, ihre Wagen von Kühen gezogen, die Frauen in ihrer hübschen Sorbentracht - eine ganz andere Welt! Am Sonntagmorgen war im Dorf Leben auf der Straße. Da eilten sie in Scharen in die Kirche. Und aus den unliegenden Dörfern kamen sie in ihrer Festtagstracht auf dem Fahrrad - das Gesangbuch hinten auf dem Gepäckträger. Im Kombinat "Schwarze Pumpe" sah es um diese Zeit ganz anders aus. Das habe ich in den fünf Monaten kennengelernt, wo ich im Wohnlager wohnte. Eine langweilige Stille lag am Sonntagmorgen über den Baracken. Was sollte man auch tun? Viele schliefen ihren Rausch vom Sonntagabend aus. Andere lagen auf ihren Betten, lassen Schallker, hörten Radio und freuten sich, daß sie nicht zu arbeiten brauchen. Aus einigen Zimmern hörte man aber auch schon am Sonntagmorgen 18 - 20 - Fasse - Contra - Re.. Einige wenige gingen in das "Aktuelle Gespräch der Woche" (Viertelstündiger Vortrag über politische Tagesfragen) weil anschließend kostenlos ein Film gezeigt wurde. Und in der "Schwenne" sammelte sich natürlich auch schon eine Schaar zum Morgenschoppen. Ging denn niemand zum Gottesdienst? Doch. Auch solche Leute habe ich ab und zu angetroffen. In der Nähe lag eine katholische Kirche. Ihre Glocken hörte man manchmal im Lager. Dortin gingen einige Arbeiter zum Gottesdienst. Die Angehörigen von Sekten besuchten ihre Versammlungsorte. (Die Sekte "Apostelamt Jesu Christi" hatte mitten im Industriegelände eine Baracke). Für die Evangelischen war alle 14 Tage in der katholischen Kirche Gottesdienst. Aber aus den Lagern ging ganz selten jemand

jemand him. Ich weiß aber, daß man auch Hr. Wagners Rundfunkpredigten im Lager hört. Zwei Arbeiter haben es mir unabhängig voneinander erzählt. Und ob nicht in so mancher Baracke am Sonntagmorgen ein stilles Gebet gesprochen wird, von dem allein Gott weiß?

Ich wohnte mit fünf Kollegen zusammen in einem Zimmer, das sehr einfach und nüchtern, aber doch sauber war. Die Kollegen waren kameradschaftlich und ehrlich. Einer konnte dem anderen trauen, trotz verschiedener politischer Anschauungen. Einige Wochen hatte ich als Bettnachbarn einen jungen Parteisekretär, ganz frisch von der Parteischule gekommen, mit dem mich eine gute Freundschaft verband. Auch gab es viel fröhliche und ausgelassene Stunden. Aber auf die Dauer fällt einem das Barackenleben doch zur Last. Alle haben wir darunter gelitten, die Älteren mehr als die Jüngeren. In den Baracken war eine ständige Unruhe, weil wir alle zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten zur Arbeit gingen oder heimkamen, jetzt einmal ganz abgesehen von den "vollen" Brüdern, die nicht immer sehr Rücksichtsvoll von der "Schwemme" zurückkehrten. Wegen der dünnen Holzwände und der stark in Anspruch genommenen Holzdiele hörte man jeden Schritt auf dem Korridor, jedes laute Geräusch im übernächsten Zimmer. Wieviele Weckergeräusche mußte ich mir in den frühen Morgenstunden anhören, bevor meine Stunde da war. Am schlimmsten war es, wenn man Nachtschlaf hatte und sich in den Morgenstunden zur Ruhe legen wollte, wo der größte Teil des Lagers im Aufbruch begriffen war. Und wenn man glaubte, Ruhe zu haben, dann kamen die Reinschneefrauen und tobten mit Schrubber und Besen bis zum Mittag durch die Baracke. Sollte man sich abends einmal eher schlafen legen, so mußte man seine Ohren gegen vier oder fünf verschiedene Rundfunkübertragungen abdecken. Von draußen tönte der Lagerfunk herein - in ganzen Lager waren große Lautsprecher aufgestellt - , in der Baracke hörte man alle Sender der Welt. In jedem Zimmer war etwa ein privater Apparat. Wenn man dann noch durch besonders schwere Arbeit oder durch Überstunden gereizt war, so erreichte es manchmal die Grenze des Erträglichen. Aber meistens verlangte doch der Körper sein Recht, und der Schlaf war durch nichts aufzuhalten. Ich muß auch erwähnen, daß die Kollegen untereinander Rücksichtsvoll waren. Wenn einer in Zimmer schlafen mußte, die anderen aber noch Skat spielen wollten, dann reisten sie oben mit leiser Stimme. Daß in der Erregung auch mal ein lautes Contra dazwischenplatze, sodaß der Schlafende erschreckt auffuhr, sollte man nicht so tragisch nehmen. Aber nicht allein die Unruhe bereitete Not. Die Luft in den Zimmern war manchmal unerträglich. Wir hatten unsere ganzen Arbeitsklamotten da drin. Und wenn sie durchnäßt oder durchgeschwitzt waren, dann wurden sie an die Heizung gehängt. Es stank nach Schweiß und Brock und Gummi und Öl. Damit mischte sich der seltsame Geruch von Kaffee (-ersatz), der die ganze Nacht auf dem Feinkörper warm gehalten wurde, und alles zusammen stieß auf die Nasenberge, die jeden Tag in Form von Zigarettenrauch in das Zimmer gepufft wurden. Aber ich habe vielleicht zu schwarz. Meine Nase nahm auch so angenehme Gerüche, wie Mentarose oder Haeröl wahr. Und jeder Spind hatte natürlich auch noch seine eigene Duftnote, besonders was die Hake anbetrifft, wo die Klamotten aufbewahrt wurden. Wir haben auch gelüftet. Aber an den kalten Wintertagen herrschte die Meinung vor: "Lieber im Wief ersticken, als im kalten Ozen erfrieren". Das war verständlich, wenn man den ganzen Tag gefroren hatte.

Jedes

Jedes Wohnlager ist eine Stadt für sich. Es hat eine Poliklinik, HO- und Konsumverkaufsstellen, eine große Gaststätte ("Schwenke"), Friseur, Schuster und Schneiderwerkstatt, eine Wäscherei, eine Großküche, wo man mittags oder abends warmes Essen bekam (80 Pfg.), eine Buschbaracke, Kulturbarracke (Leser-, Skat-, Schach-, Fernseh-, Unterhaltungszimmer), Postamt und ein großes Klubhaus. Polizei und Feuerwehr darf auch nicht vergessen werden. An den Lohntagen bot die Volksbuchhandlung Sprengberg im Bismarck-Buchverlag zum Verkauf an in guter und reichlicher Auswahl.

Das Kulturprogramm des Monats hatte immer allerhand aufzuweisen. Den meisten Raum nehmen natürlich die Film-, Tanz- und Kabarettveranstaltungen in Anspruch. Daneben gab es interessante Lichtbildervorträge über Reisen durch verschiedene Länder. Ich war immer erstaunt, wie wenige Arbeiter zu diesen Veranstaltungen kamen. Bei Buchbesprechungen, bei politischen und weltanschaulichen Vorträgen war es nicht viel anders. Es konnte zu diesen Veranstaltungen nur eingeladen werden, wenn anschließend ein beliebiger Film gezeigt wurde (Eintritt frei). Wie das dann praktisch aussieht, läßt sich denken: 1/2 Stunde Buchbesprechung, 1 1/2 Stunde Film, der mit dem Inhalt des Buches überhaupt nichts zu tun hat. Der Vortrag "Geisterglaube, Aberglaube, Wissenschaft" (gesprochen wurde dabei über die Entstehung des Christentums) schloß mit dem DEFA-Film "Die Hexen", ein anderer "Religion und Wissenschaft" mit dem Film "Die blonde Hexe". Daß eine vernünftige Aussprache zwischen dem Vortrag und dem Film einfach schon aus Zeitmangel nicht möglich war, ist wohl deutlich. Der größte Teil der Zuhörer war des Filmes wegen gekommen und wollte vor 23 Uhr noch ins Bett. Der Vortrag eines Staatsanwaltes über das Thema: "Was bezwecken einige Vertreter der Kirche mit ihrer Vermischung in die Arbeit staatlicher Erziehungsinstitutionen?" war ohne Film angekündigt worden mit dem entsprechenden Erfolg: 3 Leute waren gekommen, davon hatte ich drei mitgebracht. Das Vorteilhafte war dabei natürlich: wir hatten viel Zeit zur Aussprache. - Vom Monat April an ist eine Vortragsreihe eingeleitet mit dem Thema: "Weltall, Erde, Mensch", die sich über mehrere Monate erstrecken soll. Andere Themen für Vorträge und Aussprachen sind z.B.: "Welche Rolle spielen die Luftstreitkräfte in unserer Armee?" oder: "Warum wird Republikflucht bestraft?" Verschiedene andere Rechtsfragen werden besprochen (Familienrecht, Verkehrsrecht). Daneben laufen fachliche Kurse, wo sich die Arbeiter in ihrem Beruf weiterbilden können. Auch Musikunterricht für die verschiedensten Instrumente wird erteilt. Die Bibliothek, die noch im Aufbau begriffen ist, hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders mit der schlechten Disziplin der Leser. Zum Besuch von Theaterveranstaltungen wird Gelegenheit gegeben.

Im großen und ganzen muß anerkannt werden, daß man sich nicht nur um die Entspannung, sondern auch um die Weiterbildung des Arbeiters bemüht. Die Verantwortlichen für die Kulturarbeit sehen natürlich die vielen Mängel, besonders auch, was die angehängten Filme betrifft. Aber sie wissen vorläufig noch keine anderen Wege. Wir sollten mit unserer Kritik zurückhaltend sein, denn wir stehen selbst ratlos vor der Frage, wie wir zu diese Leute herankommen sollen.

3. Die Weltanschauung des Arbeiters.

Sehr stark ist bei dem Arbeiter das Klassenbewusstsein ausgeprägt, ganz abgesehen von seiner politischen Haltung. Und der Pfarrer gehört eben nicht zu seiner Klasse, wenn er ihn vielleicht auch als Mensch oder seines Berufs wegen schätzt. Dem Parteisekretär dagegen rechnet er zu seinesgleichen, auch wenn er ihn unter Umständen - von seinem politischen Standpunkt aus - aufs schärfste ablehnt. Dieser

ParteiSekretär

ParteiSekretär wird darum auch immer mehr Einfluß auf die Arbeiter haben als der Pfarrer. Es fehlt uns der bewußte christliche Arbeiter, der durch nichts ersetzt werden kann, auch nicht durch einen "Arbeiterpriester".

Auf Grund der Tradition ist sich der Arbeiter der Stärke seiner Klasse wohl bewußt. Er weiß, daß die Masse des Volkes auf seiner Seite steht und daß sie eine ungeheure Kraftreserve darstellt, ohne die kein Politiker regieren kann. Er verlangt darum nach Mitbestimmung in allen entscheidenden Fragen.

Dieses Selbstbewußtsein des Arbeiters wird aber immer wieder getrübt durch eine tiefe Resignation: Wir sind ja doch die Dummen, verraten und verkauft an die Mächtigen, die mit uns machen, was sie wollen. In dieser Einstellung ist das Kinderwertigkeitsgefühl des Arbeiters mitbeteiligt, das er jedem gegenüber hat, der mehr gelernt hat und darum mehr weiß. Es ist erstaunlich, welche Achtung er vor einem Abiturienten oder gar Studenten hat. Wie oft muß er sich aber auch solche Losungen wie "Lernen, Lernen und nochmals Lernen" oder "Wissen ist Macht" anhören. Und wenn er selbst keine Lust zum Lernen mehr hat, vielleicht auch keinen Mut und keine Ausdauer aufbringt, dann muß sich das ins Gegenteil umwirken: Ich bin der Unwissende und darum der Machtlose.

Der technische Fortschritt hat den Arbeiter mächtig in seinen Bann gezogen. Kein Wunder. Er sieht unmittelbar, wie die neuen Maschinen entstehen und erlebt es, wie sie arbeiten, wie sie ihm schwere körperliche Arbeit abnehmen. Es wird allmählich besser auf der Erde. Die Arbeit wird leichter werden, die Arbeitszeit kürzer. Infolge der großen Fortschritte auf dem Gebiet der Medizin wird es weniger Krankheiten geben, und die Menschen werden länger leben. Vielleicht werden ^{auch} dann die Arbeiter mal ein Auto haben. Der Krieg darf es nicht geben. Die Ablehnung des Krieges ist unter den Arbeitern ganz tief verwurzelt, vielleicht von einigen Evakuierten abgesehen, die ihre verlorene Heimat zurückerobern wollen. Aber einen Atomkrieg werden auch sie nicht wünschen. Die Empörung über angebliche oder wirkliche Kriegsvorbereitungen ist bei den Arbeitern echt. Und sie halten es weithin durchaus für möglich, daß die Kirche sich an diesen Vorbereitungen beteiligt. Unsere Presse und vielleicht noch mehr einige alte Brimmerungen (Gott mit uns am Koppelschloß, erzwungene Teilnahme an Militärgottesdiensten, das fast legendäre Waffensegnen etc.) bestärken sie in dieser Auffassung. Wir sollten über diese Tatsache nicht leicht hinweggehen. Daß die Kirche Jesu Christi in diesen Dingen kommen konnte, und zwar in weiten Kreisen unseres Volkes, sollte uns tief in die Hufe treiben.

Mehr erstaunt war ich über die "moralische" Haltung vieler Arbeiter den Gefangenen gegenüber, die in großen Scharen im Kombinat arbeiten. "Irgend etwas werden sie schon aufgefressen haben. Umsonst sitzt keiner!" Und sie gingen gerechtfertigt an ihnen vorüber. Dabei warfen sie noch spöttische und schadenfrohe Blicke auf die Männer von "VHS Knast", die mit ihren gelben und roten Streifen weithin kenntlich waren. Wirkt hier noch der preussische Charakter durch, der in jedem, der einmal mit dem Gefängnis zu tun hatte, einen Menschen zweiter Klasse sah ("Der Hauptmann von Köpenick")? Es gibt viele Pharisäer unter den Arbeitern, die sich ihres anständigen Lebenswandels voll bewußt sind, die ihre Arbeit gut und zuverlässig tun und die die Fahne immer noch dem Wind hängen, damit sie nie Schwierigkeiten haben. Sie gehören natürlich meistens auch noch zur Kirche, denn es könnte ja einmal anders kommen. Mit diesen Leuten habe ich überhaupt nichts anfangen können. Die frohe Botschaft von der Gnade Gottes prallt an ihrer Selbstgerechtigkeit ab. Und diese Leute ge-

rade

gerade fällten so harte Urteile über die Gefangenen. Den Kriminellen verfen sie unsittliches Leben vor, den Politischen Unvorsichtigkeit und Leichtsin. Auf jeden Fall sind beide selbst schuld. In der russischen Literatur des vorigen Jahrhunderts bin ich oft auf Stellen gestoßen, wo gerade auch die kriminellen Verbrecher von den russischen Menschen in erster Linie als "Unglückliche" angesehen werden, denen er um Christi willen helfen muß. So gibt es solch eine Haltung in unserem Volk, in unserer evangelischen Kirche, die sich ihrer Rechtfertigungslehre so rühmt?

Thema Nr. 1 ist nach wie vor unter den Arbeitern das Mädchen und die Frau. Die grobe und gemeine Art der Rede darf einen Fremden - das bin ich unter den Arbeitern gewesen - nicht zu übereilten Schlüssen verleiten. In unseren Kreisen sprechen wir eben anders darüber, vornehmer. Manches denken wir uns auch nur und sagen es nicht laut. Aber ob darum unsere Haltung den Frauen gegenüber besser ist? Große Not bereitet den Männern in der Pampa das Getrenntsein von ihren Frauen. Ist es darum verwunderlich, daß sie sich mit anderen Frauen abgeben noch dazu, wo sie in großer Anzahl vorhanden sind. In den Frauenlagern wohnen viele Kriegswitwen, die nach Männern verlangen haben. Und die unverheirateten jungen Männer und Mädchen haben hier auch ganz andere Möglichkeiten als zu Hause. Abenteuerlust und das Verlangen nach unbeschränktem Ausleben spielen eine große Rolle. Aber es ist auch echtes Suchen nach Liebe und Geborgenheit da für die Zeit, wo man von seiner Frau oder Freundin getrennt ist. Vor Weihnachten hatte ich ein kleines Erlebnis auf dem Bahnhof: Eine Frau brachte ihren Freund zur Bahn, der aus Pest nach Hause fuhr zu Frau und Kindern. Er freute sich darauf und sie freute sich mit ihm. "Dann wirst du mit den Kindern spielen, und die Frau wird alles schön und gemütlich gemacht haben. Du müßtest mitkommen können!" "Deine Frau würde mich ja rausschmeißen." "Sei nicht traurig, ich bin ja bald wieder da." Und sie sprachen noch freundliche Worte miteinander, nickten sich heralisch zu, und der Zug rollte ab. Dieser Arbeiter verachtete seine "Butte" (- Mure) nicht, obwohl sie nicht schön und ansehnlich von Gestalt war. Darüber habe ich mich wirklich gefreut, weil die meisten Arbeiter so abfällig von ihnen sprechen und sie dabei so oft mißbrauchen. - Ein anderes Erlebnis: Ein Kollege aus meiner Zimmerei kommt zu mir - er wollte damals noch nicht meinen Beruf - und erzählt "Ich habe schon mehrere Freundinnen gehabt und mit ihnen geschlafen. Sie ist etwas passiert. Und jetzt ist es nun doch soweit. Meine Freundin bekommt was kleines. Sag mal, jetzt kann ich sie doch nicht mehr im Stich lassen?" - Ein anderes Mal passiert in meinem Zimmer folgendes: Ein junger Koll. befragt das Los, ob er zur "Butte" oder zur Freundin fahren soll. Bei der Butte war er gestern schon gewesen, und sie hatte ihn für heute wieder bestellt. Das Los fällt auf die Freundin. Da bekommt er aber einen Schreck: "Wenn ich mir sehen nun gestern was geholt habe und heute meine Freundin anstecke, die noch dazu schwanger ist?" Eine Freundin ist etwas ganz anderes als die "Butte". Sie soll ja mal seine Frau werden. Sie darf natürlich auch nicht "freund" gehen, wie er es tut! Weiß der Arbeiter, der Ehebruch treibt, daß das Sünde ist oder rechtfertigt er es mit so etwas wie "freie Liebe"? Das Wort Sünde gebraucht er in diesem Zusammenhang oft. Auch beschimpfen sie sich gegenseitig gern mit "Schweinen", wenn sie von ihren Frauenerlebnissen erzählen. Aber sie tun es so, als ob sie sich in ihrer "Schweinerei" ganz wohl fühlen. Ist das nun aber echt oder nur Maske? Es wird natürlich bei Gesprächen über dieses Thema noch sehr viel übertrieben. Die Milde kann man wohl getrost immer abstreifen. Es ist genug, was übrig bleibt!

Thema

Thema Nr. 2 und 3 sind auf jeden Fall der Sport und Lotto und Lotte. Beim Sport wird man bis in die kleinsten Dinge genau Bescheid und ist immer auf dem laufenden. Die Gewinne beim Zahlenlotto werden meistens sehr erregt debattiert. Bald jeder träumt von großen Treffern, und jedesmal die Enttäuschung! Das Spielen im Kollektiv setzt sich immer mehr durch. Man hat dabei größeren Chancen. Der Gewinn wird redlich aufgeteilt. Ich hörte von einem Kollegen, daß jede Woche etwa 14 Millionen Scheine in der DDR verspielt werden.

Glaubt der Arbeiter an Gott? Abgesehen vom Fluch, bei dem er seinen Namen in fast unerträglichster Weise mißbraucht, spricht er von ihm nicht. Er ist natürlich "aufgeklärt" über die Entstehung der Welt. Viele Geschichten in der Bibel sind ihm Kindersachen. Ob er aber daran Gott glaubt? Er läßt sich darüber nicht gern ins Gespräch ein. Es scheint so, als ob der Glaube an Gott (vielleicht-Schicksal) in seine Privatsphäre gehört, in die niemand eindringen darf. "Religion muß sein", aber darüber zu sprechen, das liegt ihm nicht.

Der Arbeiter fühlt sich im großen ^{und} ganzen noch an die Kirche gebunden, und läßt sich auch nicht so leicht davon abbringen. "Seit Jahrtausenden (!) werden die Kinder in unserem Volk konfirmiert und jetzt kommen sie plötzlich mit der Jugendweihe!" - so sagte mir mal einer. Aber trotz dieser kirchlichen Bindung üben sie ganz scharfe Kritik an der Kirche. Von den Kirchensteuern will ich nicht erst reden. Über die Gebühren bei Amtshandlungen wird sehr geschimpft (z.B. Extragebühren für Teppich bei Trauungen!). Dem Pfarrer wird vorgeworfen, daß er nur mit besseren Leuten verkehrt, daß er zwar die Liebe predigt, aber sehr lieblos handelt im Beruf und im privaten Leben, und daß er wenig arbeitet. Die Hetzartikel gegen einzelne Pfarrer in unserer Presse wurden weithin für bare Münze gehalten. Für die Frauen, die jeden Sonntag in die Kirche rennen, hat er natürlich auch nichts übrig. Sie schlafen ja doch nur während der Predigt oder sie laufen aus Langeweile hin. Und besper sind sie auch nicht trotz ihres vielen Betens. Erstamt war ich nun aber, als ich merkte, was ihnen eigentlich an der Kirche gefiel: Das Feierliche und ^{die} Stille im Kirchenraum, die Gesänge und die Orgelmusik, der Segen des Pastors. Junge Leute erzählten mir, daß ihnen bei der Trauung die Tränen über die Backen gelaufen wären vor Ergriffenheit (wir wollen darüber nicht lachen. Das ist alles ernst gemeint). Das ist ihnen zwar alles etwas Fremdes. Es gehört nicht in den Alltag hinein. Aber sie suchen auch nichts Alltäglichen in der Kirche. Sie wollen etwas Besonderes haben. Sie sind hier auch nicht zu Hause, sondern nur als Besuch.

4. Forderungen für die kirchliche Arbeit

Ich bin oft danach gefragt worden. Und da ich keine konkreten Vorschläge habe, wird mancher bei sich denken: Dann war dein ganzes Unternehmen sinnlos. Dann hättest du uns lieber in unserer kirchlichen Arbeit helfen sollen. Gegenüber diesem Vorwurf kann ich mich nicht rechtfertigen, auch nicht durch den Hinweis, daß ich zu den Arbeitern gegangen bin, um einfach mal mit ihnen zu leben und zu arbeiten, ohne jegliche Hebenszichten. Aber auch wenn ich keine neuen Wege und Mittel weiß, so möchte ich doch auf einige faulen Stellen in unserer Kirche hinweisen, die mir in den letzten Monaten besonders aufgefallen sind. Es geht dabei ausschließlich um die Pfarrer. Und da ich mich selbst zu diesem Stand zähle, sollte man mir die Kritik nicht allzusehr verübeln. Ich spreche mich immer selbst mit an.

Als

Als meine Arbeitskollegen meinen Beruf erfuhren, so war die erste Reaktion nicht: "Du bist ein Heiliger, ein Frommer", sondern: "Du gehörst zu den besseren Leuten (standesgemäß gemeint), zu den Studierten. Was willst Du bei uns?" Ich habe in den Monaten immer wieder gespürt, daß ich zu der anderen Klasse gerechnet werde. Und was mir die Arbeiter über ihre Pfarrer erzählt haben (bestimmt manches übertrieben) deckt sich weithin mit dem, was ich in den Pfarrhäusern erlebt habe: Der Pfarrer fühlt sich als der Gebildete, der Akademiker, der natürlich nicht mit den einfachen Leuten gesellschaftlich verkehren kann. Es wäre auch wirklich zu langweilig für ihn. Er könne dabei nicht auf seine Kosten. Und der Arbeiter fühlt sich auch in der Gegenwart eines solchen "Gebildeten" nicht wohl. Er ist vielleicht stolz auf den Besuch. Aber richtig wohl fühlt er sich nur unter Seinsgleichen. Er hat auch ein feines Gefühl dafür, ob ein Pfarrer ihm echt begegnet, vielleicht ungeschickt und verlogen, aber echt, oder ob er sich bewußt volkstümlich gibt, "von oben herab" freundlich ist. Ich habe verhältnismäßig viele Angehörige von Sekten und Freikirchen unter den Arbeitern getroffen. Vielleicht fühlen sich die Arbeiter da mehr zu Hause. Die Prediger kommen aus ihren Reihen. Auch kommt bei ihnen das Gemeindeglied eher zu Wort als bei uns. Unsere nichtakademisch ausgebildeten Prediger wandeln leider zu sehr in den Fußstapfen der Pfarrer und geben sich manchmal noch pastoreler und "feiner". Auf unsere akademische Ausbildung können wir natürlich nicht verzichten. Aber unseren akademischen Winkel sollten wir wenigstens aufgeben.

In diesem Zusammenhang gehört das Amtsbewußtsein des Pfarrers. Luther fordert am Anfang seiner Bismarckbriefvorlesung, daß der Pfarrer zwischen seinem Amt und sich unterscheiden soll, zwischen der "Gestalt Gottes" und der "Gestalt des Knechts". Er "soll sich selbst immer für den Allgeringsten achten, und so zwischen Furcht und Liebe sein Amt erfüllen" (Zilwein S. 5/6). Die "Knechtsgestalt" ist unter uns Pfarrern so selten geworden. Der Pfarrer der allgeringste Knecht der Gemeinde? Wir wissen alle, wie es damit wirklich bestellt ist. Wir sind lieblos geworden. 1. Kor. 13 wissen wir ganz neu lernen. Was fehlt es an Liebe zu den Gemeindegliedern. Wenn sonst würden wir mehr Rücksicht auf sie nehmen bei der Gemeindeführung und uns nicht allein von unseren Einfällen treiben lassen und sie ausprobieren. Wir würden dann vielleicht auch mehr Hausbesuche machen und es auch mal riskieren, daß wir wegen mangelnder Ordnung in unseren Akten gerügt werden von unserer Behörde. Warum tadelt die Kirchenleitung uns nie wegen unserer Lieblosigkeit zur Gemeinde? Ordnung muß sein. Und auch Kirchensucht muß sein. Aber wie muß in liebevoller Weise geübt werden. Es gibt da ganz schreckliche Dinge, gerade unter den Biffigsten unter uns.

Symonowski

Selbstrechtfertigung oder Buße der Kirche?

Meine sehr verehrten Hörerinnen und Hörer!

Es geht bei diesem Thema nicht um eine theologische Betrachtung oder gar um eine Predigt. Wir wollen vielmehr untersuchen, was in der Kirche selbst anders werden muß, wenn die Tausende von Bußpredigten am heutigen Tage nicht unglaublich sein sollen. Buße bedeutet Angriff auf die Kirche, nicht einen Angriff von außen, sondern von innen, aus dem Zentrum der Kirche selbst. Buße ist Angriff auf alle Selbstzufriedenheit, auch auf alle Selbstsicherheit, Protest gegen sich selbst. Sie ist nicht Kritik um der Kritik willen, sie beschmutzt nicht das eigene Nest. Aber sie treibt zu dem Eingeständnis: es muß mit uns und mit unserer Kirche anders werden.

Das ist für die Kirche in der Situation der Bundesrepublik nicht leicht: ihr Einkommen wächst durch die Kopplung mit den Einkommen ihrer Glieder ständig. Noch nie sind so viele Kirchen gebaut wie in unseren Tagen; neue kirchliche Institutionen entstehen; ihre Vertreter sind geachtete Leute und erscheinen bei öffentlichen Anlässen in der ersten Reihe. Der Religionsunterricht in den Schulen ist gesichert. Kirchliche Ämter gelten als Ehrenämter und werden gern angenommen. Kann die Kirche denn nicht mit gutem Grund zufrieden sein, gerade auch nach für sie schweren Jahren des dritten Reiches? Sie ist doch aus den Schwierigkeiten heraus. Oder man denke nur an die ganz andere Stellung der Kirche im Osten und den Abbau so vieler kirchlicher Institutionen dort.

Aber die Kirche ist kein Unternehmen, dessen Ziel die eigene Sicherung und die Ausschaltung möglicher Konkurrenten ist. Sie ist nicht Selbstzweck, sondern Instrument Gottes, mit dessen Hilfe er an seiner neuen Welt mit einer neuen Menschheit baut. Die Kirche ist sicher nicht sein einziges Instrument, denn er handelt auch durch Menschen, Gruppen und Kräfte außerhalb ihrer.

Aber sie bedeutet nichts mehr, wenn sie diese Funktion, Werkzeug zu sein, verliert. Hat sie diese heute noch? Oder versucht sie durch Anpassung an die Mentalität unserer Zeit

moderne Arbeitsformen in neuen Gebäuden, Gebrauch von Radio und Fernsehen, avantgardistischen Gottesdienstformen und Massenkundgebungen nur um jeden Preis im Spiel zu bleiben, nicht zurückzustehen und sich selbst so zu behaupten?

Alle diese - oft imponierenden Unternehmungen - sind zwecklos, wenn sie der Kirche selbst, ihrer Behauptung, ihrer Stärke, ihrem Überleben dienen sollen. Zwecklos sind sie, weil sie dem inneren Gesetz der Kirche, ihrem Auftrag widersprechen. Er liegt außer ihr und gilt der Menschheit.

Die Menschheit aber wird für uns nahe, anschaulich in unserer eigenen Gesellschaft, in der wir leben. In ihr und für sie haben die Glieder der Kirche, die Christen, zu wirken. Das ist gewiss nicht neu. Immer wieder haben Christen oder ihre Kirche eine Aufgabe in der Gesellschaft erfaßt und angepackt, die noch nicht in Angriff genommen war. Denken wir z.B. an die ersten Krankenhäuser in den Großstädten, als die Großfamilie zerbrach und nicht mehr die Kranken im eigenen Kreis versorgen konnte. Auch die ersten Kindergärten entstanden durch die Impulse von einzelnen Christen oder Gemeinden. Heute hat die Gesellschaft - und nicht nur die westliche, - begriffen, daß sie eine Verantwortung für die Alten, Kranken und die Kinder hat. Ihre Versorgung allein durch kirchliche Institutionen würde bei weitem nicht mehr ausreichen. Die Kirche kann froh sein, daß sie nun Bundesgenossen gefunden hat, ja selbst solche in kommunistisch-atheistischen oder zu nichtchristlichen Religionen gehörenden Ländern. Sie hat kein Monopol für Liebe und Verantwortung. Sie muß dankbar sein, wenn das von anderen Menschen zu Endeg geführt wird, was sie im Glauben begann.

Die Aufgabe der Gemeinden wird von nun an darin bestehen, ihre Glieder willig zu solchem Dienst in den Institutionen zu machen, die dem Menschen dienen, auch wenn es sich um eine sogenannte "weltliche" und nichtkirchliche Einrichtung, handelt. Der Weg von der kirchlichen Initiative zur Verwirklichung in der Gesellschaft ohne ein kirchliches Vorzeichen ist nicht zu beklagen, sondern ist ein Dankgebet wert.

Die Gemeinden haben sich nicht nur um den Nachwuchs für die kirchlichen Institutionen zu sorgen, sondern ebenso für den der städtischen, staatlichen und freien Einrichtungen. Wenn es

heute zu wenig Menschen gibt, die sich dem Dienst an Menschen verschreiben, z.B. in pflegerischen oder erzieherischen Berufen, so haben wir nicht über die mangelnde Einsatzbereitschaft der heutigen Menschen zu klagen, sondern müssen darin unser Versagen in der Kirche sehen. Die Einzelgemeinde wird nicht an der Zahl der Kirchgänger ihre Wirksamkeit ablesen können, sondern an der Zahl der Gemeindeglieder, die sie zum Engagement in der Gesellschaft und ihren Einrichtungen bewegen konnte.

Wir meinen aber nicht nur die der Kirche immer nahestehenden Aufgaben an den Alten, Schwachen, Kranken und Kindern, sondern auch alle anderen gesellschaftlichen Aufgaben, die in den großen Verbänden und Parteien und in den Selbstverwaltungsorganen wie etwa der Sozialversicherung u.a. wahrgenommen werden. Wenn Christen sich von ihnen distanzieren, weil Aufgaben und Verbände "weltlich" sind, und sich auf kirchliche Gruppen und Verbände zurückziehen, hören sie auf, Christen zu sein. Eine rechte Kirche müßte sich von ihnen trennen, auf ihre Mitgliedschaft verzichten, auch wenn ihr noch soviel Kirchensteuern dadurch verloren gingen.

Christen sind für den Gang der Welt verantwortlich. Ihre Sorge um die Kirche ist da berechtigt, wo sie fragen, ob ihre Kirche die Christen auch in genügender Weise zum Dienst in der Welt ausrüstet. Sind die Versammlungen in der Kirche so, daß die Gemeindeglieder berichten können, was von ihnen in der Gesellschaft erwartet wird, in welche Konfliktsituationen sie kommen, an welcher Stelle ihr Glaube gefordert wird und wo er ihnen problematisch erscheint? In den Gemeinden muß es den Ort geben, an dem der Betriebsrat von seinen Problemen zwischen Werksleitung und Belegschaft sprechen kann, der Arzt von seiner Bedrängnis zwischen Krankenkasse und Patient, der Einzelhändler von seiner Abhängigkeit vom Großverband usw. Das kann natürlich nicht in einem öffentlichen Gottesdienst geschehen, nicht einmal in einem bunt zusammengesetzten Männer- oder Frauenkreis. Es müssen sich Gruppen bilden, die von gleichen oder doch ähnlichen Fragen bewegt werden. Sie werden im Wechselgespräch, vielleicht auch mit Hilfe von Experten und unter Assistenz des Theologen zur Klarheit zu kommen versuchen. Ein Einzelner kann ihnen nicht die Antwort auf ihre Frage geben, schon gar nicht der Pastor. Er kennt viel zu wenig ihre konkrete Situation, kann sie auch bei den 15 000 Berufen, die wir jetzt bei uns haben, gar nicht kennen. Er kann

mit seiner theologischen Ausbildung nur helfen, daß eine im Glauben fundierte Antwort gefunden wird, Gegeben wird sie dann von den Fragern in ihrer Umwelt, sei es im eigenen Beruf oder in der Organisation, in der man engagiert ist. Solche Gruppen können nicht von Dauer sein, weil die Frage, die sie zusammengeführt hat, nicht eine Dauerfrage sein wird - im Gegenteil: sie soll ja beantwortet werden und so als Frage an ihr Ende kommen. Die Gruppe wird zeitlich begrenzt sein, sie wird sich auflösen, wenn ihre Frage erledigt ist. Z.B. hätten sich schon längst an vielen Stellen Gruppen bilden müssen, die anläßlich der geplanten Krankenkassenreform fragten, welchen Beitrag hier Christen auf Grund ihres Verständnisses vom Menschen, seinen Möglichkeiten und Gefährdungen leisten könnten. Wie muß ich mich als Kassenmitglied verantwortlich verhalten, damit diese Einrichtung nicht allein mir, sondern allen Versicherten zum Besten dient? Wie ist eine solche verantwortliche Gesinnung zu schaffen? Das Gesetz versucht, sie zu erzwingen. Müssen nicht noch andere Kräfte in Bewegung gesetzt werden, um Verantwortung den anderen Versicherten, den Ärzten und der ganzen Gesellschaft gegenüber zu wecken? Hier können doch Christen nicht vorübergehen, als ginge sie dieses Problem nichts an! Nächstenliebe und brüderliche Gesinnung müssen heute in Organisationsformen umgegossen werden, wenn sie gesellschaftlich wirksam werden sollen. Das gilt für die Frage einer Krankenversicherung genauso wie für die weltweite Verantwortung gegenüber den Hungernden und von Krankheiten Gequälten auf dem ganzen Erdball. Es ist gut, daß die Kirchen als erste die Initiative ergriffen, selbst eine Organisation zur Hilfe für die Länder in raschem sozialem Umbruch schufen und Menschen aufriefen, in die Entwicklungsländer zu gehen, um sich dort selbstlos für ihren Aufbau einzusetzen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß eine große Zahl von anderen Organisationen und Firmen Tausende von Mitarbeitern bereits in diesen Ländern in Dienst gestellt haben. Sie sind meist genauso Glieder der Kirche wie die im Namen der Kirche ausgesandten Ingenieure, Facharbeiter, Ärzte, Lehrer usw. Sie haben dieselbe Verantwortung, aber erfuhren sie auch dieselbe Zurüstung in ihrer Gemeinde? Haben sie sich miteinander unterhalten, was ihr Glaube mit dieser Arbeit in Übersee zu tun hat? Steht die Gemeinde hinter ihnen, oder wenigstens eine Gruppe, die mit ihnen die Schwierigkeit ihrer Arbeit und ihre Verantwortung auch gerade gegenüber den Nichtchristen in den an-

-deren Ländern durchdenkt, sie berät und stärkt?

Die Versammlungen in unseren Gemeinden werden ermüdend und langweilig, wenn wir lediglich religiöse und kirchliche Fragen behandeln. Sie sind dann nur für religiös veranlagte Menschen interessant. Unsere Welt ist heute voller Fragen und erwartet die Antwort. Sie kann nur von den Christen im Alltag, meist nicht von den Pastoren am Sonntag oder den Kirchenleitungen in offiziellen Verlautbarungen gegeben werden. Im Ringen um eine rechte Antwort wird der Glaube der Christen geprüft, geklärt, gestärkt.

Hier war die Rede von Fragen, die aus der Gesellschaft täglich auf den in ihren Organisationen engagierten Christen zukommen. Der Christ ist aber nicht nur der Befragte, sondern auch der Fragende, der seine Umwelt Beunruhigende und Angreifende. Er ist unbequem, denn er möchte die Entwicklung in der Gesellschaft vorantreiben. Es geht ihm zu langsam mit der Sättigung der Hungernden in der Welt. Er leidet darunter, daß noch sovielen untereinander Feind sind - im Kleinen wie im Großen - und sogar den Krieg noch immer für eine mögliche Lösung von Konflikten ansehen. Er reagiert sensibel, wenn an irgend einer Stelle die Würde des Menschen bedroht wird und sucht nach Abhilfe. Allein schafft er es allerdings nicht. Deshalb sucht er Bundesgenossen, gleich, aus welchem Lager sie kommen. Die Aufgabe führt sie zusammen, macht sie zu einer Gruppe und läßt sie miteinander an derselben Sache arbeiten. Lassen Sie mich zwei Beispiele nennen: in einer Industriestadt werden die Schlüsselkinder zum Problem. Viele der Mütter müssen arbeiten und können sich nicht genügend um ihre Kinder kümmern. Ein paar Gemeindeglieder versuchen zu helfen, indem sie selbst sich abwechselnd der Kinder in ihrer Umgebung annehmen. Dann schaffen sie einen Elternring, der für Beaufsichtigung beim Spiel und bei den Schularbeiten hilft. Bald aber wird deutlich, daß dieses Problem nicht allein durch ein paar Glieder der christlichen Gemeinde gelöst werden kann. Man nimmt Kontakt mit dem Jugendamt der Stadt auf, mit dem Stadtjugendring, den Schulleitern und den Sozialabteilungen der Industriebetriebe. Es bildet sich eine Gruppe derer, die sich an dieser Aufgabe engagieren. Sie kommen aus verschiedenen Konfessionen, manche haben gar keine kirchliche Bindung. Sie merken schnell, welch ein heißes Eisen sie angepackt haben, wenn sie z.B. nach dem Grund für die Arbeit der Mütter fragen. Was antworten diese selbst? Was

sagt die Industrie, wenn eine andere Arbeitszeit vorgeschlagen wird, und was die Schule, wenn sie auch für die Freizeit der Kinder verantwortlich gemacht werden soll? Pädagogen und Psychologen, Ökonomen und Soziologen müssen zu Rate gezogen werden, wenn eine vernünftige Lösung dieses Problems in dieser Stadt gefunden werden soll. Zuerst sah es so einfach aus: ein paar verantwortliche Menschen wollten sich um ein paar Kinder kümmern. Und im Handumdrehen ist daraus eine weit über diesen bescheidenen Anfang hinausgehende Aufgabe entstanden. In New-York - East Harlem gab es ein anderes Beispiel: Ein Gemeindeglied sieht, wie ein Mann angefahren wird, springt zu, leistet ihm erste Hilfe, wischt ihm das Blut aus den Augen, faßt seine Hände und spricht ihm beruhigend zu. Das ist für ihn selbstverständlich. Er wird aber immer unruhiger, weil der herbeigekufte Krankenwagen lange auf sich warten läßt. Er nimmt sich vor, der Ursache für das lange Ausbleiben auf den Grund zu gehen, und eine Beschwerde loszulassen. Er muß dann aber feststellen, daß so einfach eine Änderung des Unfallwesens nicht zu erreichen ist. Er nimmt Kontakt mit anderen auf, die mehr von der kommunalen Organisation in diesem turbulenten Stadtteil verstehen und die Kanäle kennen, in denen man wirksam werden muß. Nun werden die Gemeindeglieder aufgerufen, bei Wahlversammlungen dieses Problem zur Sprache zu bringen, in eine Partei oder eine andere Organisation einzutreten, durch die man eine Änderung der Verhältnisse im Unfallwesen von East-Harlem erreichen kann. So sieht heute Samariterdienst aus. Mit dem persönlichen Beispringen an der Unfallstelle fing es an, aber erst nach einem langen Weg gesellschaftlichen Engagements zusammen mit anderen wurde das Ziel erreicht und nun ist der Krankenwagen eher zur Stelle. Der Dienst des Christen ist nicht nur ein unmittelbarer Dienst am einzelnen Mitmenschen, sondern muß auch durch die mittelbaren Organisationsformen unserer modernen Gesellschaft vollzogen werden. Damit ist er bescheidener geworden, auch unsichtbar für viele. Ob Sie sich vorstellen können, wie ermüdend, oft enttäuschend und undankbar solch mittelbarer Dienst ist?

Christen brauchen deshalb andere an ihrer Seite, mit denen sie sich beraten, von denen sie neue Perspektiven haben können und die ihnen Mut zur Weiterarbeit machen. Mit ihnen werden sie die Bibel befragen, um sich neue Impulse geben und ihre Argumente überprüfen zu lassen. An dieser Stelle wird auch der Theologe gebraucht

werden, damit er mit seinen Kenntnissen der Schrift, der Kirchengeschichte und der heutigen Lösungsversuche in der Ökumene der Dienstgruppe helfen kann, eine im Glauben fundierte Begründung ihrer Arbeit und ihres Ziels zu finden. Ist die Aufgabe erfüllt, so wird die Dienstgruppe sich auflösen. Neue Aufgaben werden ~~xxx~~ neue Menschen zu gemeinsamer Arbeit zusammenführen. Wir meinen also, daß sich Kirche in Zukunft in solchen an einer konkreten Aufgabe orientierten Dienstgruppen ereignen wird. Haben Sie Bedenken? Vielleicht fragen Sie nun nach dem Verbleib der ganzen, großen Gemeinde und ihrem Gottesdienst. Er wird bleiben, aber sein Wesen wird sich ändern. Er wird nicht mehr die Einzelnen versammeln. Das war in früherer Zeit, als wir noch die Großfamilie mit mehreren Generationen hatten, auch nicht der Fall. Im Gottesdienst war das Haus vertreten.

In manchen Gegenden haben wir noch ein Überbleibsel davon, wenn noch immer wenigstens einer der Familie zum Gottesdienst kommt, gleichsam um das ganze Haus zu repräsentieren. Die kleine Eingenerationenfamilie kann diese Sitte nicht mehr durchhalten. Aber wir werden eben durch die im Gottesdienst vertretenen Dienstgruppen eine neue Gliederung der Gemeinde erhalten, die auch nicht mehr der bisher üblichen Aufteilung der Generationen und Geschlechter entspricht: Altengruppe und Jugendkreis, Männerwerk und Frauenhilfe. Diese zeitlich begrenzten Dienstgruppen, die je nach der sie zusammenführenden Aufgabe eine verschiedene Zusammensetzung haben werden, müssen in der Versammlung der ganzen Gemeinde - und wohl auch im Gottesdienst - Raum bekommen, um von ihrer Arbeit, ihren Erfolgen und ihrem Scheitern, zu berichten. Dann kann auch die ganze Gemeinde sehr konkret ihre Fürbitte tun und ihr Dankgebet sprechen. Ganz gewiss werden auch bisher nie gesehene Gesichter auftauchen, Menschen, die an dieser Aufgabe engagiert, vielleicht zum ersten Male oder nach einer langen Pause wieder mit einer Gemeinde in Beziehung kommen. Manche Anstrengung von Volksmissionen und Evangelisationskampagnen wird sich erübrigen. Das Engagement der Christen an gesellschaftlichen Aufgaben ist die beste Mission, die es geben kann.

Meine sehr sehr verehrten Hörerinnen und Hörer, Sie werden verstanden haben, daß hier eine Zuwendung der Kirche zur Welt verlangt wird, die nichts, aber auch gar nichts mit einer flachen Verweltlichung der Kirche zu tun hat. Eine solche Verweltlichung erfolgt, wenn man in den Gemeinden Methoden der Welt übernimmt,

um auch modern zu sein, um mitreden zu können, auch dabei zu sein. Was wir zu zeigen versuchten, ist in einem ganz bestimmten Verständnis des Alten und des Neuen Testaments begründet: Gott hat seine Absicht mit dieser Welt; er läßt ihr nicht einfach ihren Lauf. Zur Erreichung seines Zieles will er besonders diejenigen einspannen, die die Art und Weise seines Handelns kennen, die mit ihm als dem Herrn der Geschichte rechnen. Das ist der Grund dafür, daß Christen von den Problemen ihrer Welt nicht Abstand halten und sich in einen frommen innerlichen Raum zurückziehen können, sondern an der Lösung der Probleme mitarbeiten müssen, wenn sie nicht ihren Glauben verlieren wollen, nicht Salz werden möchten, das "Dumm" wird, wie es in der Bergpredigt heißt, sodaß es hinfort zu nichts nütze ist, denn daß man es hinausschütte, und lasse es die Leute zertreten. Gefahr erwächst der Kirche nicht aus ihren religiösen oder atheistischen Gegnern, sondern allein daraus, daß ihre Glieder in der sie umgebenden Gesellschaft funktionslos werden. Die auf sie in der Gesellschaft zukommenden Aufgaben wird sie nach der Basis ihres Glaubens neu fragen lassen, wird sie geradezu in eine Versammlung von Christen treiben, um dort mit anderen reden, mit ihnen zusammen Hilfe aus der Schrift und Stärkung aus dem Gebet zu finden. Das wird allerdings nur dann wirklich geschehen, wenn diese Versammlung offen für solche in gesellschaftlichen Problemen engagierte Menschen ist, sie zu Wort kommen läßt und sich auf ihre Fragen einläßt. Hat der Politiker in der Gemeinde einen Ort, an dem er mit anderen Christen über die ihn bedrängende Frage nach der Erhaltung des Friedens, die Atombewaffnung, sein Verhältnis zur Macht und manches andere sprechen kann? Mit wem spricht der Gewerkschafter, der in Tarif- und Streikverhandlungen steht, über seine Haltung als Christ? Wenn er in der Gemeinde mit seinem Verhandlungspartner zusammen trifft, müßten sie doch als Brüder miteinander reden können, was nicht ohne Wirkung auf ihre Verhandlungen sein könnte. Oder sind sie nur Funktionäre ihrer Gruppen und werden als solche von ihrer gemeinsamen Existenz als Christen garnicht betroffen? Die Sozial- und Industriepfarrämter unserer Kirche haben es immer wieder mit solchen Problemen zu tun, die kirchlichen Akademien haben bereits Hunderte von Tagungen mit dieser Thematik durchgeführt, aber unsere Gemeinden sind davon eigenartigerweise unberührt geblieben. Sie sind mit Familien-, Erziehungs- und

Nachbarschaftsproblemen beschäftigt, So wichtig sie sein mögen, sind sie in unserer Industriegesellschaft nur ein Ausschnitt aus dem Leben, der sich größtenteils mit der Privat- und Intimsphäre des Menschen deckt. In ihr fallen aber weder die Entscheidungen der Wirtschaft, der Sozialpolitik oder der großen Politik, in der es um Frieden oder Krieg, um unser Leben oder Sterben geht. Wenn wir nicht eine Winkelkirche werden wollen, in der sich die religiösen Versorgungsempfänger sammeln, müssen sich unsere Gemeinden für die brennenden Fragen unserer Zeit öffnen. Sie haben es bereits getan, als sie dem Hunger ums Sterben in den Entwicklungsländern konfrontiert wurden. Sie werden auf diesem Weg noch viel weitergehen müssen, nicht nur in der Erhöhung ihres alljährlichen Opfers, sondern in der verantwortlichen Teilnahme von Christen an Aufbauprojekten, ihren Einsatz für eine Lenkung der Staatsmittel auf friedliche Zwecke, und für die der einen Welt entsprechenden Aufnahme und Behandlung der aus anderen Ländern bei uns arbeitenden und studierenden Menschen. Auf vielen anderen Gebieten ist noch das Engagement der Gemeinden und ihrer Glieder zu entdecken. Wenn sie sich als Ortsgemeinde versteht, die einen fest umrissenen geografischen Bezirk deckt, sollte sie sich immer wieder fragen: welches ist heute unsere spezielle Aufgabe an diesem Ort? Schon eine solche Frage kann in eine tiefe Selbstbesinnung über Wesen und Auftrag der Kirche führen, wird ein Stück Buße der Kirche sein können.

Sie werden sich vielleicht wundern, daß bisher fast garnicht vom Pastor die Rede war. Er wurde nur einmal als eine Art Hilfsarbeiter für die Dienstgruppe erwähnt. Das geschah mit gutem Grund. Wenn wir zum Thema "Buße der Kirche" reden, gehört dazu das Eingeständnis, daß das "Priestertum aller Gläubigen" ein beliebtes und besonders am Reformationsfest gebrauchtes Schlagwort in der evangelischen Kirche ist, aber davon in unserer kirchlichen Praxis herzlich wenig zu spüren ist. Bei nahezu allen Veranstaltungen und ganz und gar bei den Amtshandlungen führt der Pastor das Wort. So ist der Eindruck verständlich, den die meisten Menschen von der Kirche haben: die Gemeinde ist Objekt der mehr oder weniger gelungenen Bemühungen des Pastors. Wenn er wegen Arbeitsüberlastung nicht mehr alle Arbeiten allein schafft,

gibt er etwas ab: zuerst die "ungeistlichen" Geschäfte, ja, die Gemeindeglieder werden nun aufgefordert, "Helferdienst" zu tun, sei es im Kindergottesdienst oder bei Hausbesuchen, bei der Vorbereitung von Veranstaltungen oder ähnlichem. Es bleibt aber ein Hilfsdienst für den anscheinend den eigentlichen Dienst tuenden Pastor. Das aber ist unbiblisch und unreformatorisch. Nicht der Pastor hat den Auftrag bekommen, die großen Taten Gottes in dieser Welt zu bezeugen, sondern die Gemeinde, zu der er auch gehört und in der er seine Funktion hat. "Ihr seid ein ausgewähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk, ein Volk, das Gott sein eigen nennt, um seine Triumphe zu proklamieren", heißt es im ersten Petrusbrief. Im Epheserbrief werden verschiedene Dienstee- unter ihnen auch der des Pastors, und ihre Aufgabe genannt: Gottes Volk zu seinem Dienst auszurüsten. Es geht also um den Dienst der ganzen Gemeinde. Damit sie ihn tun kann, bedarf es der Zurüstung, der Austüftung. Aber wo soll gekämpft werden? Doch nicht in der Kirche? Das geschieht allerdings häufig bei uns, wenn man nicht mehr weiß, daß unsere Gesellschaft der Kampfplatz ist, auf dem der Einsatz der Christen zu erfolgen hat. Die Gemeinde ist, ist vielmehr der Übungsplatz, auf dem der Christ wieder für den Kampf in Form gebracht wird. Es ist verständlich, daß mancher nach ermüdendem Kampf in den beruflichen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, irgendwo seine Ruhe haben und abschalten möchte. Dafür gibt es ja heute auch eine Fülle von Angeboten. Die Kirche kann ein solches Freizeitangebot nicht machen, weil sie mit den ruhesuchenden sofort wieder über ihre Existenz in der Welt reden muß, gerade wenn sie mit ihnen über Gott reden will. Denn Gott hat sie ja nicht für sich und ihre eigene Erbauung geschaffen, sondern für die Welt. Ihr Priestertum muß in der Welt wirksam werden. Sie versammeln sich als Gemeinde eben um dieses Auftrages in der Welt willen. Deshalb wäre es gut, wenn auch in der versammelten Gemeinde Formen entwickelt werden, würden, die es erlauben, daß die Gemeindeglieder zu Wort kommen. Warum sind sie nicht diejenigen, die Dank und Fürbitte sprechen? Sie können die Schrift stellen lesen. Sie können an der Predigtvorbereitung beteiligt werden, damit die Predigt des Pastors konkreter wird. Man darf die Gemeindeglieder nicht nur vor die Kirchentür schicken, damit sie dort als selbständige und

mündige Christen leben. Sie müssen auch in der versammelten Gemeinde ernst genommen werden als die, die Gott zu großen Dingen in der Welt gebrauchen will.

Meine sehr verehrten Hörerinnen und Hörer, wir haben versucht, das uns gestellte Thema praktisch zu behandeln. Buße ist keine theoretische, sondern eine sehr praktische Sache. Wir konnten auch nur einige Schritte aufzeigen, die in eine veränderte und erneuerte Kirche führen. Es gibt noch viele andere. Die hier aufgezeigten sind möglich. Sie müssen gemacht werden, wenn die "Buße der Kirche" nicht nur ein Ge- rede bleiben soll. Eine Kirche ohne eigene Buße ist unglaubwürdig.

Unsere Reise in die Sowjetunion Ende Mai/Anfang Juni 1959

dauerte 12 Tage. Wir waren 1/2 Tag in Warschau auf der Hinreise, 1 Tag in Minsk, 1 Woche in Moskau und 3 Tage in Leningrad. Wir fuhren mit dem Zug, meist in der Nacht, so daß die Tage für den Aufenthalt in den Städten zur Verfügung standen. Wir hatten immer Schlafwagen, deutsche, russische oder polnische, so daß die Reise selbst nicht anstrengend war. Wir wurden in den Speisewagen vorzüglich gepflegt oder erhielten in Reisebeuteln Kaltverpflegung. In Moskau und Leningrad waren wir in guten Hotels durch das Reisebüro "Intourist" untergebracht. Die Organisation war gut.

Wenn ich von "wir" spreche, meine ich vorallem die Mitarbeiter der Gossner Mission: Bruno Schottstädt und Dieter Gutsch aus Berlin, Fritz Weissinger und mich aus Mainz-Kastel. Der Sekretär der Kirche der Baptisten-Evangeliumschrsten - so nennt sich diese Kirche - Pastor Karew hatte bei seinem Aufenthalt in Berlin und in der DDR im Jahre 1958 eine Einladung ausgesprochen, die Gemeinden in der UdSSR zu besuchen. Vor dem ersten Weltkrieg gehörte es noch zu der Aufgabe der Missionsinspektoren bei der Gossner Mission, von Zeit zu Zeit eine Reise nach Rußland zu unternehmen, um die Gemeinden und christlichen Kreise zu besuchen, die auf das Wirken Johannes Evangelista Gossners in seiner Petersburger Zeit von 1820 - 1824 zurückgehen. Diese Tradition brach mit dem ersten Weltkrieg ab und konnte nun nach einigen Jahrzehnten Unterbrechung wieder aufgenommen werden. So interessant für uns die Besichtigungen der Städte, Fabriken, Bildungseinrichtungen, Museen und die Begegnung mit sowjetischen Menschen waren, Höhepunkte dieser Reise waren für uns zweifellos die Gottesdienste in den Gemeinden in Moskau und Leningrad bei den Baptisten - Evangeliumschrsten. Davon will ich jetzt berichten.

Wir werden immer wieder gefragt, ob wir unter Aufsicht gestanden hätten und bei unserer Reisegruppe hätten bleiben müssen. Das war nicht der Fall. Die Brüder der Berliner Baptistengemeinde hatten uns telegrafisch in Moskau angekündigt. So wurden wir schon auf dem Bahnhof von Bruder Karew, der fließend deutsch spricht empfangen. Mit uns reiste auch ein Bruder der Baptistengemeinde aus der DDR. Wir konnten nun an dem offiziellen Programm der durch Intourist vorbereiteten Besichtigungen teilnehmen oder unser eignes Programm machen. So verabredeten wir gleich auf dem Bahnhof in Moskau, daß wir am nächsten Abend zum Gemeindegottesdienst kommen und ein Grußwort sagen würden. Wir wurden durch zwei der Kirche gehörende Autos abgeholt, konnten aber nicht in die Kirche hinein kommen, obwohl es noch vor 19 Uhr, dem Beginn des Gottesdienstes war. Die Menschen standen schon dichtgedrängt zwischen den Bänken, in dem Mittelgang bis an den Altar, in den Eingängen bis auf die Straße, saßen auf den Treppen zur Empore und zur Kanzel. Wir wurden durch einen Hintereingang auf die Kanzel geschleust, auf der nach alter reformierter Art 12 - 15 Personen Platz haben, d.h. die Pastoren, die Prediger und die Presbyter. Das Gebäude gehörte früher der Deutsch-Reformierten Gemeinde in Moskau und ist nun das einzige Kirchengebäude, das dieser Gemeinde in der 7 - Millionen Stadt zur Verfügung steht. Die Menschen kommen aus allen Stadtteilen hier zusammen, überfüllen vor und nach dem Gottesdienst die hierher führenden Verkehrsmittel. Es finden 6 Gottesdienste in der Woche statt: um 19 Uhr am Di, Do und Sa, am So um 9, 14 und 19 Uhr. Es sind im Durchschnitt jedes Mal 2 500 Menschen versammelt. Man mag sagen, das ist keine große Zahl im Vergleich zu der Einwohnerzahl Moskaus. Dabei soll man aber nicht vergessen, daß die evangelische Gruppe in Rußland immer sehr klein war. Vorallem aber vergeht einem hier jedes Quantitätsdenken. Hier versteht man, was die Qualität einer christlichen Gemeinde bedeutet.

Nicht ein Pastor leitet den Gottesdienst, sondern ein Presbyter. Er begrüßt die Gemeinde von der Kanzel, sagt das Lied an, liest einen Text, betet der Gemeinde und gibt auch manchmal eine kurze Auslegung. Dann predigt ein Pastor oder ein Prediger. Wir fragten, woher die Gemeinde eigentlich die Theologen bekäme, denn sie habe doch kein Seminar und keine andere Ausbildungsstätte. "Bei uns ist jedes Gemeindeglied ein Theologe, wenn es um die Bibelkenntnis geht", war die Antwort. "Wer aber noch mehr als Bibelkenntnis hat, wer die Zusammenhänge zwischen AT und NT, zwischen den Evangelien und den Episteln versteht u.a.m., der kann zum Presbyter gewählt werden. Wer von den Presbytern die Gabe der Rede hat und sich durch theol. Selbststudium weiterbildet, der kann zum Prediger ernannt werden. Ein Prediger verdient aber sein tägliches Brot in seinem Beruf, steht aber der Gemeinde zu allen Diensten zur Verfügung. In Moskau hat die Gemeinde 8 hauptamtliche Pastoren. Diese sind aus den Predigern genommen. Braucht die Gemeinde noch mehr hauptamtliche Pastoren so hat sie nie Mangel, weil sie sie über die Prediger und Presbyter aus der Gemeinde bekommt. Einer der Pastoren in Moskau ist zur Hälfte seiner Zeit Zahnarzt in einer Poliklinik. Bemerkenswert schien uns auch zu sein, daß diese Kirche von Zeit zu Zeit einen Prediger oder Presbyter nach England zur weiteren theol. Ausbildung auf ein Baptistencollege schicken kann. So wird auch der Zusammenhang mit der Theologie außerhalb der Sowjetunion gewahrt.

In mancherlei Hinsicht war der Gottesdienst überwältigend für uns. Zuerst der Gesang von Gemeinde und Chor. Sie singen mit einer Hingabe, wie wir es in unseren Gemeinden nicht kennen. Viele Gemeindeglieder singen die Lieder auswendig. Gesangbücher sind knapp, denn man hat seit der Revolution erst einmal 15 000 drucken können. Ich sehe, wie Einige riesige Folianten hervorholen - 500 Lieder handschriftlich abgeschrieben! Ich erfahre, daß es sogar Christen gibt, die die Bibel von der ersten bis zur letzten Seite abgeschrieben haben. Als mich der Fahrer nach Hause ins Hotel bringt, greift er nach meiner Hand und drückt sie: "Du wiederkommen, Du Bibel mitbringen - ich heute Bibel". Er hatte eine russ. Bibel bekommen, die wir in einigen Exemplaren offiziell, durch den Zoll hatten mitbringen können. Eine Auflage von 10 000 konnte vor einigen Jahren gedruckt werden. Sie reicht aber bei weitem nicht aus, um den Hunger nach dem gedruckten Bibelwort im Land zu stillen. Auch in Leningrad erlebten wir, wie die Menschen nach Bibeln vor und nach dem Gottesdienst fragten. Wir beobachteten beim Singen die Menschen in der Kirche. Für manche schienen die Lieder wie überhaupt der Gottesdienst fremd zu sein. An den Türen drängten sich Menschen, die sich verwundert umsahen: also kein geschlossener Gemeindekreis, sondern es kommen auch Außenstehende dazu. Wir sehen Kinder, die die Lieder auswendig singen und die laut mitbeten. Woher haben sie das gelernt? Bis zum 18. Lebensjahr ist jede religiöse Unterweisung verboten. Wie kommen die jungen Soldaten in Uniform hierher, die eingezwängt in der Gemeinde stehen? Vielleicht aus der genau auf der anderen Straßenseite liegenden Kaserne? Die Frage wird uns beantwortet, kaum daß die Predigt begonnen hat: überall tauchen weiße Blätter auf, Hefte und Bleistifte; etwa jeder 10. schreibt die Predigt mit oder macht sich von Zeit zu Zeit Notizen. Uns wird erklärt, daß sie dann zu Hause und den Nachbarn die Predigt für die weitergeben, die nicht zum Gottesdienst kommen konnten. Außerdem gingen nach jedem Gottesdienst Hunderte von Briefen in das ganze Land, mit der Predigt, die man soeben gehört hat !!!

Was steckt in dieser Gemeinde an Kraft ! In ihr wird deutlich, daß es auch andere Möglichkeiten als die bei uns traditionellen von Unterweisung der Jugend, "Publizistik", "Öffentlichkeitswirkung" und anderen "Ansprüchen" gibt, die durch die Gründung von "Referaten" in unseren Landeskirchenämtern und Konsistorien gestellt werden. Hier ist das Wort Gottes teuer und ~~daran~~ kostbar geworden, so daß man es selbst ab - und mitschreibt, mit Rede und Tinte in Nachbarschaft und im weiten Land weitergibt.

Aber wie hören sie auch die Predigt ! Ich sehe ihnen in die Gesichter und kann von ihnen ablesen, was der Prediger gerade sagt: so drückt sich auf ihrem Wntlitz Freude und Schmerz aus. Als wir nun auch sprechen dürfen, da antworten sie uns auf eine Frage oder stimmen einem Satz zu, indem sie laut ihre Stimme erheben, manchmal aufstehen. Als wir uns dann verabschieden, singen sie uns das Lied "zieht in Frieden eure Pfade..." und schwenken beim letzten Vers ihre weißen Tücher, so daß wir denken, wir wären in der Schlußveranstaltung des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Das erleben wir aber in Moskau 3 x in der Woche und in Leningrad 1 x. Diese Gottesdienste sind ~~so~~ überwältigend für uns, daß wir andere durch Intourist geplante Besichtigungen und Veranstaltungen ausfallen lassen, um soviel wie möglich vom Leben dieser Gemeinden mitzubekommen. So etwas habe ich nur in den besten Zeiten der Bekenennenden Kirche in meiner masurischen Heimat in Ostpreußen erlebt.

Immer wieder werden wir nach der Predigt dieser Kirche gefragt: ist sie vorsichtig, politisch - konformistisch ? Soweit wir das in Moskau feststellen konnten: nein, sondern sehr biblisch, schlicht und geradezu. z.B. war einmal der Text Apg. 9, die Bekehrung des Paulus: er hatte einen großen Namen in Jerusalem, war ein einflußreicher Mann und er war Feind des Herrn Christus. Das hat es immer wieder in der Geschichte gegeben, das gibt es heute: große Männer in Gesellschaft und Politik, große Namen - aber Feinde des Herrn Christus. Aber Paulus mußte auf die Knie vor dem einen Namen, der über alle Namen ist. Das müssen alle Menschen, alle Feinde, auch heute. Hier ist die Frage, ob Du schon dein Knie gebeugt hast ? Wenn nicht, tu es heute noch vor deinem Heiland, morgen mußt du es vielleicht schon mit den Feinden vor deinem Richter tun. - Das etwa war der Inhalt dieser Predigt, begleitet von der Zustimmung der großen Gemeinde.

Ein Zettel flattert von der Empore - ein Buchzeichen ? - , noch einer, viele mehr: sie werden nach vorn gegeben, ein Presbyter ordnet sie zu 2 Häufchen und reicht sie nach oben zur Kanzel. Es sind zu einem Teil Grüße von anderen Gemeinden, die durch ihre Abgesandten vertreten sind. Sie werden verlesen und jedesmal verneigt sich die ganze Gemeinde: "wir danken, grüße sie im Namen des Herrn wieder." Die anderen Zettel enthalten die Bitten um das Gebet der Gemeinde oder einzelner in besonderen Situationen. Beim letzten Gottesdienst am Sonntag sitze ich auf einer Empore. Eine pensionierte Lehrerin dolmetscht die Predigt und fragt mich, ob ich ein besonderes Lied wünsche! Ich wußte, daß die Gemeinde auch unser Lied "So nimm denn meine Hände..." kann und nannte dieses. Sie schrieb es auf einen Zettel, warf ihn in die Gemeinde hinab und 5 Minuten später sangen wir gemeinsam dieses Lied.

Nach dem Gottesdienst fragte ich, wie die Gemeinde denn finanziell stehe, die Pastoren besolden könne usw. Meine Frage erregte Verwunderung: warum ich frage, sie hätten genug Geld. Ein Pastor erhält 1500.- Rubel, etwa das Gleiche wie ein Ingenieur. Woher das Geld

komme ? Nur von der Gottesdienstkollekte, zu der niemals aufgefordert wird. Niemals ist sie unter 2.000.- Rubel, oft 3000.- und mehr. D.h. in einem Gottesdienst werden 2 Pfarrerrmonatsgehälter gesammelt. Die Miete für das Kirchengebäude, die an den Staat zu zahlen ist, beträgt 2.500.- Rubel pro Jahr = einer Kollekte ! Aber sie wird auch in Säcken gesammelt (25 kg. Kartoffeln würden in jeden hineingehen). Man steckt nicht verschämt ein paar Kopfen hinein, sondern wechselt ganz öffentlich einen größeren Schein, wenn man nicht den ganzen geben kann.

Als wir nach dem Gottesdienst die Kirche verlassen, schütteln uns viele die Hände, tragen Grüße an die Christen in Deutschland auf. Die Strasse ist noch lange mit Menschen völlig verstopft, kein Auto kann durchfahren. Sie stehen noch zusammen, reden miteinander, sowie sie es auch vorher in der Kirche vor Beginn des Gottesdienstes getan haben.

Wir fragen nach der atheistischen Propaganda. Ja, sie gibt es, meist in Wellenbewegungen. Die letzte hat der Gemeinde sogar geholfen. Warum, frage ich erstaunt ? Nun, in den Zeitungen stand, es sei doch kaum zu fassen, daß sich noch immer Tausende von rückständigen Menschen in dem und dem Stadtteil mehrmals in der Woche versammeln, bei den und den Pastoren. Grund: weil sich diese Christen um die Nöte und Sorgen der Menschen kümmern. Erfolg dieser Zeitungsartikel war, daß viele Menschen zu dieser Gemeinde strömten, weil sie nun den Ort der Zusammenkünfte ~~xx~~ erfahren hatten. Die Brüder in der Gemeinde sehen auch so etwas als das Handeln Gottes an. Wir erfuhren ähnliches, wenn uns unsere atheistische Dolmetscherin die Bilderwand in der einen Kremlkathedrale erklärte: Sie sehen hier Christus in der Mitte, links und rechts die Jünger. Sie sind ihm zugewandt, denn er ist das Zentrum. Sie machen Schritte auf ihn zu, die einen kleinere, die anderen größere, aber alle auf ihn zu. Sie haben ihren Kopf gesenkt, Christus seinen erhoben, weil er ihr Herr ist. Ähnliches erlebten wir auch in der großen Gemäldegalerie in Moskau vor dem Bild Johannes des Täufers am Jordan, der in der Ferne Jesus kommen sieht und nun das Volk auf ihn mit ausgerecktem Arm aufmerksam macht: "Nicht ich bin der Richtige, auf den ihr wartet, sondern der Jesus, der dort kommt ist der Richtige" - sagte die gottlose Dolmetscherin.

Wir fragten, ob die Christen in ihrem Berufsleben Schwierigkeiten hätten. Die Antwort: im allgemeinen nicht, ja, wo ein militanter Atheist Vorgesetzter ist. "Schwierigkeiten" rechnen sie aber mit zur Bestätigung ihres Christenstandes und sind keineswegs darüber empört. Wir haben aber auch in der Sowjetunion, soweit wir von ihr in diesen kurzen Tagen ein Stück sehen konnten, keine ideologische Propaganda und Trommelei entdeckt, wie sie in der DDR üblich ist. Der Grund dafür mag sein, daß dort die kommunistische Gesellschaft bereits die unangefochtene Basis des gesellschaftlichen Lebens ist. Man findet auf den Strassen keine Plakate und Transparente, wie auch keinerlei Reklame. Weder politisch noch geschäftsmäßig wird man angeschrien und bearbeitet. So wird das Auge nicht ermüdet, sondern bleibt wach für das, was (kostenlos) in Museen und Ausstellungen gezeigt wird.

Aber damit bin ich schon im Bericht über die Dinge, die wir außerhalb der Gemeinden gesehen haben. Es fehlt die Zeit, um hierüber ausführlich zu schreiben. Das mag Gesprächen überlassen bleiben. Der Verkehr in den Städten ist stark. Die Motorisierung scheint schnelle Fortschritte zu machen. Wir besuchten in Moskau ein Autowerk mit 50 000 Beschäftigten, das LkWs und Omnibusse herstellt. Wir besichtigten auch noch ein Traktorenwerk in Minsk (10 000) und eine Spinnerei in Leningrad (3500). Alle diese Fabriken waren

älteren Typs. Ich empfand es als positiv, daß man uns solche Werke zeigte und nicht irgendwelche neuen Paradedepferde vortrabte. Ein Vergleich der sozialen Verhältnisse in den Betrieben wie überhaupt im Lebensstandard scheint mir nicht möglich zu sein. Man könnte manches aufzählen, was erheblich schlechter ist als bei uns (Fortzahlung des Lohnes im Krankheitsfall, Brandmarkung derer, die zuviel Ausschuß produziert haben öffentlich, teure Kleidung...), und man könnte berichten, was besser ist (Urlaubsregelung, Bildungsmöglichkeiten für Arbeiter, 40 - Stundenwoche ...). Das ist aber eine schlechte Methode, weil Rußland einen völlig anderen Ausgangspunkt gehabt hat (bis 1917 keine Industrie, Analphabetentum, Bildung nur für eine kl. Gruppe u.a.m.). Richtiger scheint mir zu sein, vom Ausgangspunkt her zu prüfen, was erreicht ist. Dann versteht man auch den unbeschreiblichen Stolz über die Universitäten, die Bildungsmöglichkeiten, die Moskauer U-Bahn, den steigenden Lebensstandard u.a.m. Man denke nur an die neueste Parole: 1975 sind wir ein Volk von Abiturienten! das wird man auch erreichen. In Minsk überfiel uns ein Schwarm junger Mädchen und Murschen, die ihr Deutsch an uns ausprobieren wollten - und das war ausgezeichnet. In allen Schulen wird Deutsch und Englisch gelehrt. Jede Fabrik hat eine riesengroße Kulturabteilung, in der es eine große Bibliothek gibt (500 000 Bände im Moskauer Syl-Automobilwerk). Hier wird einem Angst und bange, wenn man an die schleppende Diskussion über das 9. Schuljahr in der Bundesrepublik denkt. Aber bei uns ist auch kein Bildungshunger da, wie man ihn überall dort findet. Die Museen sind überfüllt, die Bücher sind billig und werden viel gekauft, die Institute und Seminare sind hervorragend mit Fachliteratur aus der ganzen Welt ausgestattet. Ich meine, daß die wachsende Bildung auch ihre Bedeutung für die innerpolitischen Verhältnisse hat in Richtung einer Liberalisierung in Literatur, Kunst, Architektur usw. Die Gesellschaft bleibt nicht stehen, auch nicht in der UdSSR. Es ist Unsinn, wenn man von dort her eine Gefahr für die Basis sieht, die kommunistische Gesellschaft. Die ist unangefochten. Auf dieser Basis wird es aber eine Entwicklung geben. Davor sollten wir nicht den Kopf in den Sand stecken. Ich wurde vom Botschafter der Bundesrepublik empfangen und fragte ihn, ob nicht Bonn die Möglichkeit schaffen sollte, daß mehr Westdeutsche, die unabhängig denken können, in die UdSSR fahren. Er bejahte dieses durchaus und tritt auch dafür ein.

Es hat sich schon bei den ersten Berichten über unsere Reise gezeigt, wie schwierig dieses Unterfangen ist. Jeder möchte gern das hören, was seine schon vorhandene Meinung über die Sowjetunion bestätigt, der eine Negatives, der andere Positives. Die ehemaligen Soldaten und Kriegsgefangenen melden ihre Zweifel an unserem Bericht an, weil sie ihn an ihren Erlebnissen messen. Man will nicht glauben, daß auch dieses Land eine rapide Entwicklung erlebt hat und noch erlebt, obwohl wir es doch an unserem eignen sehen. Die Zeit war zu kurz, als daß wir umfassende Eindrücke hätten haben können. Dessen sind wir uns bewußt. Vorallem haben wir die Dörfer nur vom Zug oder Omnibus (auf der Fahrt nach Sagorsk, dem Zentrum der Russ. Orthodoxen Kirche) gesehen. Aber Potemkinsche Dörfer hat man uns nicht aufgebaut. Dafür ist der Strom der Besucher auch schon zu groß geworden. Im Sommer 1958 besuchten allein 5000 amerikanische Touristen Moskau, Leningrad und andere Städte. In diesem Jahr erwartet man die 3 - fache Zahl. Für uns war die Reise hoch interessant, aber im Blick auf die Erfahrungen in den Gemeinden stärkend. Wir sind mit neuer Zuversicht zurückgekommen, daß Gott seine Gemeinden auch durch das Sterben führt und zu ganz neuem Leben erweckt, damit sie auch in neuen Gesellschaftsformen den alten Auftrag erfüllt: Salz zu sein. Diensten Salzgeschmack haben wir verspürt und sind darüber froh geworden.

Ohne Sonntag leben ?

Diese Frage kommt spät - meinten meine Arbeitskollegen, als ich ihnen von dem Thema des Oldenburger Kirchentages erzählte. Wieviel Millionen müssen ohne Sonntag leben, weil sie an den Maschinen stehen, die nicht abgestellt werden können. Wieviel Tausende sind hinzugekommen, weil andere ihren Sonntag genießen wollen? Wieviele haben wir heute beschäftigt, um diesen Kirchentag zu begehen? Fragt den Busfahrer, den Lokführer und den Schaffner, die Angestellten der Restaurationsbetriebe, die Polizisten, die Fernschleute und Journalisten. Es sind Millionen, die Sonntag für Sonntag arbeiten müssen. Wir wissen in der Industrie, daß bestimmte Maschinen nicht abzustellen sind. Das ist seit Jahrzehnten so. Wir hoffen von den Technikern, daß sie auch Maschinen bauen, die man abstellen kann, nicht nur solche, die schneller und länger laufen und mehr produzieren.

Wir erwarten von den Unternehmern - und gerade von denen, die Christen sein wollen - , daß Sonntagsarbeit nicht allein unter dem Gesichtspunkt von Produktionssteigerung, Rentabilität und Profit verlangt wird.

Wir mahnen die Christen unter den Arbeitern, daß sie nicht um des höheren Verdienstes willen zur Sonntagsarbeit drängen. Aber wir alle sind gerufen, am Sonntag anderen Menschen so wenig Arbeit wie möglich zu machen. Du sollst deinem Mitmenschen den Sonntag nicht stehlen!

Es geht nicht darum, daß ich einen oder zwei arbeitsfreie Tage in der Woche habe. Es geht um den gemeinsamen arbeitsfreien Tag. Den habe ich aber nicht als Schichtarbeiter und nicht in der gleitenden Arbeitswoche. Was fange ich am arbeitsfreien Montag an, wenn meine Kinder in der Schule oder im Beruf sind, meine Frau mit ihrer Arbeit beschäftigt ist und um mich der Lärm des Alltags tobt? Die ständig wechselnden freien Wochentage schließen aus vom gemeinsamen Feiern und Erleben in der Familie und im Verein im Kleinen, wie im Volk im Großen. Wer die Auflösung des gemeinsamen Ruhetages zugunsten der gleitenden Arbeitswoche befürwortet, kann manche positiven Gründe aufzählen:

die Ruhepause wird länger,
der Gesundheitszustand besser,
die Produktivität erhöht,
der Kostenfaktor verringert.

Er muß dann aber auch in Kauf nehmen, daß eine neue, von der übrigen Gesellschaft abgesonderte Klasse entsteht, die alle Explosivkräfte einer von der Gemeinschaft ausgestoßenen Klasse in sich birgt. Wir sollten aus der Geschichte der bisherigen industriellen Entwicklung wissen, was das bedeuten kann. Darum sollten wir Dämme aufrichten, daß uns der Sog unserer Zeit nicht auch den Rest des gemeinsamen Ruhe- und Feiertages hinwegspült, wir sollten neue Dämme bauen, um bereits verlorenes Land für möglichst viele in unserer Gesellschaft zurückzugewinnen. Aber was wollt ihr mit diesen Tagen anfangen, pflegen Leute in der Kirche nicht ohne Hintergedanken zu fragen? Und wir antworten: Gemeinsam feiern wollen wir. In der Familie etwas tun, was wir in der Woche nicht gemeinsam tun können, mit Freunden zusammensein, die wir am Alltag nicht sehen. An diesem Tag will ich der ganze Mensch sein, den Teil meines Menschseins, den ich an die Maschine, den Arbeitsplatz und in meine auf die Arbeit konzentrierten Gedanken nicht mitnehmen konnte, diesen Teil meines Menschseins möchte ich leben, mich an ihm freuen. Ich möchte, daß an diesem Tag die anderen für mich Zeit haben und ich für sie: die Frau und der Mann, die Kinder, der Vater und die Mutter, der Freund

und die Freundin. In der Woche war ich für den Vorgesetzten, den Meister, den Chef - vielleicht auch nur für einen anonymen Auftrag oder gar nur für eine Maschine da. Heute bin ich für Menschen da, die ich mag, an denen ich mich freue, und sie sind für mich da. Verstehen Sie mich recht: das ist kein Ausruhen! Ausruhen kann ich auch alleine, feiern nur mit anderen, mit denen ich etwas Gemeinsames habe. Das ist dann auch der Feiertag.

Gewiß sieht dieser Tag bei vielen anders aus, ist gekennzeichnet von Langeweile und törichtem, sowie kostspieligem Freizeitkonsum. Aber wer hat uns auch das Feiern gelehrt? Etwa die Kirche? Die protestantische Kirche hat viel vom Ethos der Arbeit zu sagen gewußt, so daß sie die höchste Bestimmung des Lebens zu sein schien. Aber hat sie uns gezeigt, wie unser Ruhetag in der modernen Gesellschaft ein gemeinsamer Feiertag sein kann? Nein, sie hat uns eine feierliche Stunde am Vormittag angeboten, mit der wir meist nichts anzufangen wissen. Deshalb kommen gerade so wenig Menschen aus dem industriellen Sektor unseres Volkes am Sonntag in die Kirche. Lassen Sie mich 6 Gründe dafür nennen und berichten, wie wir uns eine Änderung denken, bzw. versuchen:

- 1.) Ob es an der Zeit von 10.00 - 11.00 Uhr liegt? Vielleicht auch daran, denn diese Stunde eignet sich ausgezeichnet für den Bauern; seine 1. Fütterung hat er dann hinter sich gebracht und kommt zur 2. gerade wieder nach Hause. Ist das auch die richtige Zeit für den Menschen, der vielleicht aus dem Dunst der Städte an diesem Tag auf das Land drängt?
- 2.) Oder liegt es an der Unverbindlichkeit, in der man dort zusammenkommt? Man grüßt sich kaum, man redet nicht miteinander, obwohl man als "Bruder" und "Schwester" von der Kanzel angeredet wird. Im Bus, mit dem man täglich zur Arbeit fährt, und in der Kantine, in der man zusammen an einem Tisch sitzt, ist die Anteilnahme manchmal füreinander größer als in unseren Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen. Wer sitzt neben mir - bitte sehen Sie sich doch einmal an, erst links - dann rechts, bitte sagen Sie doch einmal Ihren Namen, woher Sie kommen, wo Sie beschäftigt sind, zu welcher Gemeinde Sie gehören. Oder sind Sie der Ansicht, das gehe niemand etwas an, denn Religion wäre doch Privatsache? Dann können wir aber auch nicht mehr davon reden, daß die Gemeinde der Leib Jesu Christi sei, die Einzelnen aber Glieder an einem Leibe, die aufeinander angewiesen sind und zu helfen haben. Die Werktätigen in der industriellen Gesellschaft sind schon genug anonyme Arbeitskräfte. Ich werde nicht nach meinem Namen gefragt, sondern nach meiner Nummer, die auf die Kontrollkarte, den Arbeitszettel und die Lohnkarte gedruckt ist. Deshalb wollen wir nicht auch noch in der Kirche namenlos unter Unbekannten sitzen, aufgereiht auf Kirchenbänken, nach vorne starrend, auf das Kommando oder die Erlaubnis zu gemeinsamer Betätigung wartend. Gebt uns Raum in der Kirche, daß wir miteinander reden und leben können.
- 3.) Das kann man allerdings nicht in einer Stunde am Sonntagvormittag. Dazu gehört mehr Zeit. Deshalb kommen wir mit unseren Arbeitskollegen alle 4 oder 6 Wochen zu einem ganzen Sonntag zusammen. Sie sagen: jeden Sonntag ist zu viel. Wer läßt sich auch gern einen freien Tag zerreißen, wo schon alle Zeit bei uns in der Industrie durch den Wechsel von Tag- und Nachtschicht zerstückelt ist. Aber wenn wir schon einen Sonntag zum Kirchensonntag machen, dann nicht im Kleinformat einer Stunde von 10.00 - 11.00 Uhr, sondern vom Morgen bis zum Abend, und zwar mit unseren Familien. Wir brauchen Zeit, uns

uns kennenzulernen und miteinander zu reden, auch mit dem Pastor zu sprechen. In unseren so gestalteten Gottesdiensten kommt niemals einer allein zu Wort, auch nicht allein der Pastor, sondern viele helfen mit ihren Beiträgen und Fragen, daß die frohe Botschaft auch von uns 1957-ern verstanden wird. Ob nicht das Priestertum aller Gläubigen auf diese Weise lebendig werden könnte? Zu unserem Sonntag gehört dann auch das gemeinsame Essen und Trinken. Oder meinen Sie, das sei ohne Bedeutung für die Gemeinde Jesu Christi, die des Herren Tod und gerade an diesem ersten Tag der Woche seine Auferstehung verkündet? Aber das alles ist natürlich sehr schwierig in unseren Kirchen mit festgenagelten Bänken. Dem in den Arbeitsprozeß unserer industriellen Gesellschaft eingespannten Menschen erscheinen auch noch andere Dinge in unserer Kirche festgenagelt, nicht beweglich genug zu sein.

- 4.) Schwer verständlich ist nicht nur die Art, wie die Kirchenleute ihren Sonntag feiern. Es geht auch nicht nur um die Form und Zeit des Gottesdienstes, sondern auch um den Inhalt, um die Verkündigung. Meine Arbeitskollegen gehen nicht in den Sonntagsgottesdienst, selbst wenn sie arbeitsfrei sind, weil sie dort nur "Kirchenprobleme" vorgesetzt bekommen, wie sie sagen. Sie haben nicht den Eindruck, daß ihre Lebensfragen verhandelt werden, die Fragen ihres Lebens in der industriellen Gesellschaft. Die Botschaft der Kirche könnte für sie eine wirklich frohe sein, wenn sie ihnen bei der Bewältigung ihrer täglichen Existenz hilft, in der es unzählige Fragen gibt nach dem Verhältnis von Angestellten und Arbeitern, Betriebsleitung und Belegschaft, dem Lohn und der Überstunde, Fragen der Sonntagsarbeit und des familienstörenden und oftmals familienzernstörenden ununterbrochenen Schichtwechsels, Probleme zwischen Goldbeutel und Menschenwürde in der Akkordarbeit. Was uns als Werktätige täglich umtreibt und bedrückt, das müssen wir auch in die Versammlung der Gemeinde mitnehmen können, um hier darüber zu reden und Hilfe zu empfangen. Gerade die Kirche könnte der Ort sein, wo dann auch die Menschen, die gegeneinander stehen, sich begegnen und miteinander reden. Jede Gemeinde könnte ein Ort ein solcher Ort der Begegnung sein, sollte die Arbeit tun, die wir heute meist nur in Sonderveranstaltungen von Akademien und anderen Einrichtungen haben. Im Namen der Werktätigen und speziell derer aus der Industrie möchte ich Sie bitten, die noch einen kirchlichen Sonntag regelmäßig feiern: nehmt uns ernst, nicht nur Euch selbst. Ertragt auch unseren Zweifel und unser Nein. Verlangt nicht unser Ja und Amen, sondern laßt Euch unsere Kritik gefallen. Wir wollen nicht Feierlichkeit, aber wir brauchen den Feiertag. Drängt uns nicht in eine Gedankenwelt, die mit unserem Alltag nichts zu tun hat. Steigt in unsere Probleme ein und traut dem von Euch so viel xitierten Wort Gottes zu, daß es auch uns in unserer Existenz trifft und unser Leben verwandelt. Nagelt uns aber nicht fest auf hure Vokabeln und Formen!

So reden meine Arbeitskollegen wirklich. Wir sollten ihnen deshalb keine Forderungen stellen, sondern anfangen auszu- teilen und zu geben, was wir für sie haben, z.B. - um etwas zu nennen, was jeder Christ und jede Gemeinde hat - unsere Fürbitte.

Weiß eigentlich der Fernfahrer aus Ihrer Gemeinde, daß Sie für ihn beten, wenn er seinem gefährvollen Beruf nachgeht? Umfaßt unsere Fürbitte die Menschen in den sogenannten "Dienstleistungsbetrieben", die am Sonntag nicht mitfeiern können, angefangen von den Krankenschwestern und Ärzten über die Angestellten der Verkehrs- und Restaurationsbetriebe bis zu den Schichtarbeitern an den Öfen und Maschinen unserer Fabriken? Gibt es unter den am Sonntag Schaffenden auch Christen, denen man anmerkt, daß dieser Tag für sie eine besondere Bedeutung hat und sie ihn auch mitten in ihrer Arbeit heiligen können? Oder finden wir solche nur in afrikanischen und asiatischen Ländern, in denen es nicht den 7-Tage-Rhythmus gibt und die Christen doch fröhlich ihres Glaubens leben?

- 5.) Wir sollten aber mit den am Sonntag Schaffenden nicht nur in der Fürbitte verbunden sein, sondern Gott auch um Phantasie für uns bitten, daß wir Wege finden, auf denen wir gemeinsam wieder Sein Wort hören können. Fragen Sie nur nach - Sie werden damit auch dem Befragten eine Freude machen - , wieviele keinen arbeitsfreien Sonntag mehr haben. Ob man dann nicht an einem anderen Wochentag zusammenkommen und miteinander feiern kann? Bei uns ist für eine Gruppe von Arbeitern und Angestellten der Freitagabend zum Schwerpunkt der Woche geworden, so daß einer sagen kann: weist Du, ohne den Freitagabend ist die ganze Woche nichts mehr wert. Sollten solche Leute Christen zweiten Grades sein?
- 6.) Es gibt auch eine Zeit im Jahr für den Werktätigen, die ich den großen Sabbat des Jahres, den Jahressonntag nennen möchte: seinen Urlaub. Hier kann er zu sich selber kommen, hat aber auch Zeit für Dinge außer ihm, die er sonst in seinen Arbeitsrhythmus eingespant von sich weisen muß. Haben wir in der Kirche diesen großen Sonntag der Werktätigen schon ins Blickfeld bekommen? Fördern und helfen wir, daß er ihn zusammen mit seiner Familie verbringen kann? Welcher Gemeinde begegnet der Urlauber, wenn er seinen Jahressonntag verläßt? Hier und da machen sich Pastoren und Gemeindeglieder schon auf, um mit den Werktätigen in Urlaub zu gehen. Denn auch diese Freizeit im Jahresablauf will geheiligt sein. Und wenn der Urlaub heute auch manchmal fertig von der Stange als Konfektionsware bezogen wird, so sind gerade die Christen dazu gerufen, ihn zu verwandeln und zu dem großen Feiertag zu machen, an dem wir kurzatmigen Alltagsmenschen etwas von dem gewaltigen Rhythmus Gottes spüren.

Die Werktätigen brauchen den gemeinsamen Sonntag. Diejenigen, die ihn nur selten oder seit langem gar nicht mehr haben, benötigen um so mehr unsere Hilfe, damit auch der freie Wochentag zum Feiertag wird, so schwierig es sein mag. Wir alle aber können den Urlaub zum großen Sonntag des Jahres machen und dafür sorgen, daß er nicht ohne das Dank- und Loblied Gottes bleibt.

So gibt es den Sonntag auch in unserer modernen Industriegesellschaft. Er sieht manchmal anders aus wie in der Vergangenheit. Seine Formen überschneiden sich häufig schon in einer einzigen Gemeinde. Hüten wir uns davor, eine vergangene Form als die einzig christliche und darum für uns verbindliche zu erklären. Wir würden damit gerade vielen unter den Werktätigen lieblos den Zugang zur Gemeinde Jesu Christi verwehren. Wir sind aber gerufen, ihnen gerade durch die rechte Feiertagsheiligung zu helfen, die Probleme des Arbeitslebens zu bewältigen. Der Feiertag

ist

ist der erste Tag der Woche und von ihm aus sollen auch die anderen 6 Werkstage geheiligt werden.

Aber was sind Worte und Proklamationen zur Frage des Sonntags? Laßt uns den Sonntag leben! Ein griesgrümliges Gesicht und eine Leichenbittermiene an diesem Tag ist eine schlechte Visitenkarte für die, -die an den Kirchentüren - und oftmals leise zögernd - vorübergehen. Aber die Freude der Christen an diesem Tag, daß ihr Gott mit ihnen feiert von allen Werken und ihnen nach viel Mühe, Ärger, Versagen und Schuld in der vergangenen Woche einen neuen Anfang schenkt, diese Freude könnte mehr bewirken als Forderungen, Proklamationen und Gesetze. Was der Sonntag uns bedeutet, das wird er auch anderen sein. Was wir aus dem Feiertag für uns und unsere arbeitenden Kollegen machen, entscheidet, ob wir in Zukunft mit oder ohne Sonntag leben werden.

Horst Dymowski

REDE BEI DER FRÜHSPRECHUNG DER LEHRLINGE BEI DER INDUSTRIE-
UND HANDELSKAMMER IN WÜRZBURG AM 24. 10. 1957

Als ich von der Industrie- und Handelskammer aufgefordert wurde, heute die Festrede zu halten, habe ich hin und her überlegt, was ich wohl sagen sollte. Ich dachte: Es darf nicht langweilig werden, es soll alle angehen und auch eine Hilfe für die kommende Zeit sein. Wenn man solch einen Auftrag hat, aber nicht recht weiß, wie man ihn erfüllen kann, davor auch noch ein wenig Angst hat, soll man andere zu Räte ziehen und ihre Meinung hören. Also setzte ich mich vor 5 Tagen mit Arbeitern und Angestellten, Meistern und Facharbeitern zusammen, vor 4 Tagen mit Lehrlingen aus unserem Gossnerhaus in Kastel und machte daraus vor 2 Tagen diese Rede. Ob sie gut und richtig wird, müssen jetzt die Zuhörer entscheiden.

1.) Aber eins hat schon die Verarbeitung zu ihr gezeigt: wir leben nicht mehr in einer einheitlichen, leicht überschaubaren Welt. Im Gegenteil: sie ist sehr kompliziert geworden. Man kann sich kaum ein Bild von unserer Welt machen und deshalb gibt es so wenig "Bildung". "Bildung" ist nämlich nicht nur Wissen und Können, sondern die Fähigkeit, sich ein Bild von der Welt, der Gesellschaft, in der man steht, und seinem eigenen Leben zu machen. Wir kennen doch meist nur einen kleinen Ausschnitt, schauen oft gar nicht über die Grenzen des eigenen Berufes oder der eigenen Arbeit, an der wir gerade stehen, hinaus. Das ist aber schlecht, läßt uns einseitig werden und verkümmern. Wenn wir uns heute "bilden" wollen, "Gebildete" sein möchten nach einem Weltbild unserer Zeit und unseres Lebens streben, dann brauchen wir den anderen Menschen. Es gibt ja kaum eine Arbeit mehr, die einer heute allein verrichten könnte. Er ist auf Zusammenarbeit angewiesen. Deshalb darf er aber auch niemals seinen eigenen Froschteich, in dem er schwimmt, für die Welt halten. Jeder von uns braucht andere Menschen zur Erfüllung seiner Aufgabe, auch der Pfarrer, wenn er solch eine Rede halten soll.

2.) Zusammenarbeit ist nur möglich, wo man einander Achtung hat. Es dürfte eigentlich nicht so schwer zu begreifen sein, daß die Produktionsabteilungen den Verkauf brauchen und alles Produzieren zwecklos ist, wenn das Produkt nicht verkauft wird und umgekehrt. In der Praxis scheint diese Einsicht aber oft zu fehlen. Warum redet man denn sonst so schlecht übereinander? Oh, mich hat manchmal - ich weiß nicht, ob eine unchristliche Wut oder ein heiliger Zorn gepackt, wenn ich aus der Fabrik im Arbeitsanzug kommend auf Intern und in Geschäften von oben herab behandelt wurde. Erst wenn man den "Pfarrer" entdeckte, wurde man zuvorkommend und entschuldigte sich gar. Ist unsere Achtung vor dem anderen Menschen durch Titel, Geldbeutel oder die äußere Schale bestimmt? Laß mich sehen, wie du mit einem anderen Menschen umgehst, und ich will dir sagen, wer du selbst bist! Das mag bei manchen von Ihnen bald zu Tage treten, der nun meint, er könne als Geselle oder Gehilfe den Lehrlingen heimzahlen, was er selbst nur mit Empörung getragen hat. Vielleicht entsinnen Sie sich ^{dann} einer alten Regel: "Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch." Ein armer Wicht ist, wer sich selbst nur über Wasser halten kann, indem er andere duckt, seine Person ins Licht rückt, indem er andere in den Schatten drückt, andere schlecht machen muß, um selbst gut zu erscheinen. Wie wir einander im Berufsleben begegnen, der Mann dem Mädchen, wie der Verkäufer den Kunden oder der Kunde den Verkäufer, der Gast den Ober und umgekehrt, der Angestellte den Arbeiter

Arbeiter und der Arbeiter den Angestellten usw. usw. behandelt, wird zeigen, ob wir Achtung vor dem Menschen haben. Achtung vor dem anderen - und sei er noch so anders als ich selbst - macht mich selbst erst zum Menschen. Durch Verachtung des andern werde ich selbst zum Unmenschen. Wer wollte das aber unter uns sein?

- 3.) Meine Freunde, die mit bei der Vorbereitung dieser Rede halfen, warnten mich aber an dieser Stelle und fragten: meinst du, es gäbe in unserem Berufsleben so viel Freiheit, daß der Einzelne selbständig entscheiden könne? Es gibt so viel Rücksichten zu nehmen, die Arbeitsaufgabe selbst ist oft eng begrenzt und kann nur so und nicht anders erfüllt werden. Der Weg ist so genau vorgezeichnet, daß der Einzelne sich nur noch in einer vorgezeichneten Bahn bewegen kann. Außerdem gibt es auch einen Druck, dem wir uns nicht entziehen können: Was sagen die anderen? "Man" tut dies, "man" kauft das, "man" muß dies anziehen und "Man" muß sich so benehmen! Dieses Wörtchen "man" ist eine Macht geworden, die uns die Freiheit eigenen Handelns raubt, auch dort, wo sie noch möglich wäre. Unser Weg ist an Verkehrsschildern, Verbotstafeln und Dienstvorschriften wahrhaftig nicht arm. Am meisten sitzt uns wohl aber dieses Wörtchen "man" im Nacken. Vielleicht hat es bei Ihnen schon eine Stunde gegeben, in der Sie genau wußten, was Sie zu tun hatten. Sie unterließen es aber, denn was hätten sonst die anderen gesagt. Dann haben Sie mit den Achseln gezuckt und sich getröstet: man muß doch mit den Wölfen heulen und gegen den Strom kann man nicht schwimmen. Ich weiß, daß es Situationen gibt, in denen diese Sprichwörter wahr sind. Ich bezweifle aber, ob wir wirklich immer nur vor den Wölfen kapitulieren. Sehr oft sind es Schafsköpfe und Hammel, mit denen wir der Einfachheit halber mitblöken. Ja, es ist unmöglich, stets gegen den Strom zu schwimmen. Ich habe aber den Eindruck, daß wir es oftmals nicht mit einem Strom zu tun haben, sondern daß wir in einer faulig-dreckigen Pfütze stehen, nur weil auch die anderen darin verharren. Schon Sie, das ist aber unwürdig des Menschen. Auf diese Weise werden wir keine freien Menschen werden. Wir haben uns daran gewöhnt, daß man im Spiel mit den kleinen Einsatz von einer Mark Tausende gewinnen kann. Glauben Sie aber wirklich, daß man im Leben mit dem geringsten Einsatz von persönlichen Entschlüssen und Entscheidungen ein richtiger Mensch sein kann? So billig ist das Menschsein nicht. Es kostet mehr. Z.B. kostet es Kraft, auch bestimmte Dinge nicht zu tun, sondern zu lassen. Sie wissen, wie wir dauernd in der Gefahr stehen, nur noch als Konsumenten angesprochen zu werden. Wir sind überall beliebt, wo wir als Kunden und Verbraucher erscheinen. Wissen wir auch, daß es dabei manchmal viel Energie braucht, seine persönliche Freiheit zu bewahren? Ich empfinde es dann aber als einen Sieg und fühle mich frei, wenn ich dem verlockenden Angebot - sei es einer Ware, eines Filmes oder was es sonst sein mag - widerstehen konnte. Sind wir denn dazu da, um alles mitzumachen, was man uns anbietet, alles zu konsumieren, was man uns vorsetzt? Das tut ja nicht einmal ein Hund. Er schnuppert erst, bevor er schluckt. Menschlich ist es, so zu verfahren: "Prüfet aber alles und das Gute behaltet!"
- Unsere Freiheit besteht also darin, daß wir wählen können, dieses zu tun und jenes zu lassen. Im Berufsleben sind uns dafür bestimmte Grenzen gesteckt, wir können sie nicht überspringen. In diesen Grenzen ist es aber auch uns aber noch ein Feld der Bewährung unserer Freiheit geblieben. Nutzen Sie sie an Ihrem Arbeitsplatz. Gebrauchen Sie sie in Ihrer Freizeit. Seien Sie wirklich frei als M e n s c h zu leben.

- 4.) Mensch sein heißt Mit-Mensch sein. Das ist das letzte, das ich Ihnen sagen möchte, und im Grunde genommen kehre ich damit wieder an den Anfang zurück. Wir sprachen in drei Abschnitten darüber, daß es heute um Zusammenarbeit geht, diese aber nur möglich ist, wenn die Menschen ei n a n d e r a c h t e n und nicht verachten, wir dazu aber die uns mögliche F r e i h e i t etwas zu tun oder zu lassen, gebrauchen müssen. Keiner von Ihnen ist allein, niemand arbeitet nur für sich und niemand ist nur für sich verantwortlich. Sie sind Mensch unter Menschen, Sie sind Mit-Mensch. Oder wollen Sie sagen: der Pfarrer hat keine Ahnung, wie es bei uns zugeht? Bei uns gibt's Konkurrenten, von denen einer den anderen ausstechen und überrunden will. Nur wer die Ellbogen zu gebrauchen weiß, kommt vorwärts. Allzu große Rücksicht hindert am Fortkommen. Ich glaube, das ist falsch. Es ist im Grunde genommen ganz unzeitgemäß. Wir sehen auf vielen Gebieten Menschen, die sich einst nur als Konkurrenten, ja als Feinde gegenüberstanden, heute im Gespräch an einem Tisch sitzen, um einen gemeinsamen Weg zu finden. Ihre Aufgabe ist es in jedem Falle, den Versuch zu wagen, aus dem Konkurrenten an Ihrer Seite den Kollegen, den Mitarbeiter zu machen. Es lebt und arbeitet sich unter Kollegen viel besser als unter Konkurrenten. Und wenn der andere es nicht will? Können Sie fragen. Dann wird Ihre Aufgabe noch größer. Sie sollten dann nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Nein, Sie sollten besser verstehen, was Ihrem Kollegen und Ihnen als Menschen zukommt, Sie werden ihn nicht als Konkurrent, sondern als Kollege begegnen müssen. An Ihnen liegt es, das Verhältnis zwischen Ihnen zu verwandeln. Sie sind verantwortlich dafür, daß aus dem Konkurrenten der Kollege wird. Sehen Sie, so wird es an Ihrem Arbeitsplatz menschlich. Erwarten Sie solche kühne Tat - kühn ist sie wirklich - nicht von anderen. Natürlich tut "man" üblicherweise so etwas nicht, sondern man reagiert genauso wie der andere einem begegnet. Aber Sie werden doch heute "freigesprochen"! Nun, dann benutzen Sie auch diese Freiheit, dem anderen Kollege und Mitmensch zu werden. Das allein ist Ihrer würdig. In Ihrem Berufsleben wird von Ihnen Leistung verlangt. Vergessen Sie nicht, daß in Blick auf die mit Ihnen lebenden und schaffenden Menschen eine V o r l e i s t u n g erwartet wird. Vorleistung heißt, daß Sie dem anderen Menschen entgegengehen, für ihn etwas tun, bevor er einen Schritt zu Ihnen tat. Vorleistung kann schon ein freundlicher Blick und ein gutes Wort sein, bevor der andere sich Ihnen zuwandte. Solche Vorleistung ist dann am meisten wert, wenn sie Ihnen am schwersten fällt. Sie wird auch auf keiner Stunden- und Gehaltsabrechnung erscheinen. Seien Sie aber gewiß, der Lohn dafür bleibt nicht aus. Vielleicht wird er darin bestehen, daß Sie in Arbeit und Freizeit ein Mensch - und zwar ein freier Mensch werden. Mehr aber kann man auf dieser Erde nicht erreichen, mehr kann ich Ihnen auch nicht in dieser Stunde wünschen.

Horst Lysanowski

Die Menschen fragen - aber hat die Kirche eine Antwort?

(Von Horst Symanowski, Mainz-Kastel)

=====
Die Kirche wird von unserer modernen Industriegesellschaft gefragt, sie wird von in den Rhythmus der Industrie eingespannten Menschen gefragt, ob ihre Botschaft von Jesus Christus und ob sie selbst mit ihren Gemeinschaftsformen helfen kann, bei einer scheinbar und oft auch tatsächlich sinnlosen Teilarbeit, bei einem unnatürlichen Leben (Arbeit in der Nacht und Schlaf am Tage) und der Zerreißung der Familie an verschiedene Arbeitsorte ein Leben als Mensch zu führen. Bevor die Kirche ihre Botschaft ausrichten kann, muß sie mit ganzem Ernst die Fragen des heutigen Menschen hören. Vielleicht wird sie dann nicht so treuherzig wie bisher die Botschaft von Christus in der alten Verpackung und sich selbst in den alten und auch veralteten Gemeinschaftsformen anbieten können. Die Antwort muß gefunden werden, wenn unsere Kirche nicht zur Sekte werden will. "Die Zeit drängt", hat Hans Störck sein seeben erschienen Buch (Käthe Vogt Verlag, Berlin-Charlottenburg) überschrieben. Er zeigt darin, wie bisher noch jede Zeit der Kirche eine spezifische Antwort in Predigt und Gestalt abgefordert hat. Es lohnt sich, dieses Buch zu lesen.

Oder werden wir heute vielleicht gerade durch unsere Erfahrungen im Kirchenkampf daran gehindert, eine der Industriegesellschaft angemessene Antwort zu suchen und zu finden? Meinen wir, daß sich die Erneuerung der Kirche noch einmal und genauso wie im Kirchenkampf vollziehen muß, nämlich unter der Predigt am Sonntagvormittag von 10-11 Uhr? Wir sollten doch eingestehen, daß wir den in den industriellen Rhythmus eingespannten Menschen unserer Tage - und das ist wahrhaftig nicht nur der Arbeiter im Overall - kaum mehr erreichen. Warum kommt er nicht zu uns? Vielleicht weil er zu der Zeit unserer Ansprachen arbeitet, im Zubringerbus sitzt oder schläft? Vielleicht weil er gar nicht mehr damit rechnet, daß er auf seine Fragen von uns eine Antwort erhält? Vielleicht weil er in der Gemeinschaftsform, die wir haben, nicht leben kann? Stehen die Christen untereinander überhaupt in einer realen Gemeinschaft?

Damit ist schon gesagt, daß es mit missionarischem Elan noch nicht getan ist. Die hauptamtlichen Christen sollten ihrem missionarischen Eifer Zügel anlegen, wenn sie sich in die industrielle Arbeitswelt begeben. Sie sollten zuerst einmal schweigen und sich ernsthaft fragen lassen, ob sie selbst an dieser Stelle Christen in der gewohnten Weise bleiben können. Sie werden bald merken, warum die Schornsteine unserer Fabriken auch im Bewußtsein der Menschen höher als die Kirchtürme sind. Sie werden merken, daß sie mit einer Wiederholung von Glaubensartikeln und mit dem Hinweis auf die Ortsgemeinde des Einzelnen noch keine Antwort geben.

Erwartet wird das Zeugnis in der konkreten Situation am Arbeitsplatz. Das braucht keineswegs ein stummes zu sein, wohl aber muß es für den Menschen oder seine Gruppe ein praktisches sein. Hier will Vergebung nicht allein gepredigt, sondern gelebt sein. Noch besser ist die umgekehrte Reihenfolge. Arbeitet und lebt es sich in einer Gruppe besser, in der Christen sind? Kann ich einem Christen mehr vertrauen als anderen? Ist mit seiner Hilfsbereitschaft mehr zu rechnen als mit der anderer? Behandelt mich der Vorgesetzte, der Christ ist, so, daß ich in meinem Menschsein nicht verletzt werde? Gehen diejenigen, die zu Weihnachten wieder behauptet haben, daß ihr Gott Mensch

geworden ist, mit uns menschlich um? Rechnen diese Leute tatsächlich damit, daß der Weg ihres Herrn auch für sie gangbar ist, wenn sie Böses mit Gutem vergelten sollen? Wie können sie dann aber mit uns solidarisch sein, wenn wir um den gerechten Lohn, die Sicherung unseres Alters und unserer Familien Kampfmaßnahmen ergreifen müssen? Wahrscheinlich war es für die Pastoren in Kiel gar nicht so einfach, als sie in der letzten Weihnachtszeit auf Bitten der streikenden Gewerkschaft IG Metall vor 15 000 streikenden Arbeitern in Kinos- und Sälen den Frieden zu verkündigen hatten. Die Kirche kann die Antwort nicht verweigern - oder sie wird zum Konventikel.

Diese Antwort kann aber nur **g e m e i n s a m** von den Fragenden und den Gefragten gegeben werden. Sie wird nicht durch Gutachten theologischer Fakultäten gefunden. Sie muß mit denen, die vor der Kirchentür stehen, in unablässigen Gesprächen, in gemeinsamem Befragen der Bibel und in der Erprobung am Arbeitsplatz oder einem anderen Ort ihrer Verantwortung (Gewerkschaft, Partei und häuslichem Leben) errungen werden. Nur was gemeinsam erarbeitet ist und sich bewährt, wird angenommen. Das aber gilt auch für die Gemeinschaftsform, die man zum Leben miteinander braucht. Die **e i n e** Gottesdienststunde allein am Sonntag, nach der jeder wieder seinen eigenen Weg geht, ist diese Form nicht. Die mit einem Vortrag ausgefüllte müde Abendstunde erst recht nicht. Jede Form ist unangemessen, die den anderen zum anonymen Objekt degradiert. Das ist der Mensch schon den ganzen Tag über ohnehin. Dazu braucht er nicht noch zusätzlich die Kirche. Er braucht aber einen kleinen Kreis von Menschen, in dem er die anderen kennt, sich durch gleichen Kummer oder gleiche Aufgaben mit ihnen verbunden fühlt. In diesem Kreis muß Raum zum Reden für ihn sein; er will ernst genommen werden in dem, was er zu sagen hat. Er erwartet, daß auch er seine Ansicht von der Kirche ungeschminkt den Immerchristen sagen und Bibelstellen nach seinem Verständnis auslegen darf. Eine Gemeinschaft, die das nicht erträgt oder gar nicht erst den Raum dafür öffnet, ist für ihn ohne Interesse. Wird er aber so ernst genommen, so ist er auch bereit, die zu respektieren, die sich mit der Bibel seit langem oder berufsmäßig beschäftigen. Ja, dann kann der Gottesdienst auch über einen ganzen Sonntag gehen; denn dann kommt es über gemeinsames Hören, Essen, Aussprechen, Spielen und Tanzen zu einer Gemeinschaft, deren man sich auch am Alltag freut und auf die man schon wartet.

Das ist kein Wunschbild. Es gibt schon Kirche in dieser Weise in Ost und West, in Nord und Süd. Erst recht in der Ökumene. Sie ist in den Anfängen und eignet sich deshalb auch nicht zur Projektion an unsere alten Kirchenwände. Diese Versuche und Modelle für eine vielleicht einmal große Sache können aber alle diejenigen ermutigen, solchen Weg einzuschlagen, der sie entweder in eine Fabrik oder in ein Büro, in neue Predigtformen auf der alten Kanzel und in neue Gemeinschaft in der Ortsgemeinde führt. Damit müssen vor allem die kommenden Pastoren bekannt gemacht werden, so daß sie nicht nur das gewohnte Leitbild des Pfarramtes in ihren Dienst mitnehmen, sondern aus den Fragen der Menschen unserer Tage die alte Antwort Gottes neu auszusprechen lernen und sich auch nicht vor neuen Formen kirchlichen Lebens scheuen.

Im November 1956 ist der 1. Kursus des "Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industrie" im Gosnerhaus in Mainz-Kastel angelaufen. Fünf Landeskirchen haben 12 Vikare und Pastoren geschickt. Im Februar ds. Js. beginnt der 1. Halbjahreskursus für evang. Sozialsekretäre in der Evang. Sozialakademie in Friedewald. Die Sozial-, Industrie- und Arbeiterpfarrer verschiedener Landeskirchen sind ständig am Werk, um die Botschaft von Jesus Christus in der industriellen Arbeitswelt lautwerden zu lassen. Hoffentlich finden sie viele Helfer in den Kirchenleitungen und in den Gemeinden, damit sie nicht müde werden auf einem schweren, aber verheißungsvollen Weg.

Zum Entwurf eines Planes für ein Arbeiterpfarrerseminar
bei der Gossner-Mission in Mainz-Kastel.

Die veränderte Weltsituation des modernen Menschen als religiöses und theologisches Problem (Hammelsbeck) ist für den Studenten der Theologie nur am Rande Gegenstand seiner lernenden und forschenden Bemühung. Das kann und darf im Studium auch nicht anders sein, weil gerade das Standhalten gegenüber den Problemen dieser veränderten Weltsituation für den Theologen ein Studium voraussetzt, dessen strengste Wissenschaftlichkeit nicht durch vorzeitige und in eine falsche Mitte geschobene Beschäftigung mit den praktischen Fragen paralytisch werden darf. Nach dem I. Examen ist dann das Vikariat der Ort, an dem nun im stärkeren Maße bedacht werden kann und soll, zu wem und in welche Situation hinein der Theologe das Wort vom menschengewordenen Christus denn nun eigentlich redet. Der Vikar wird aber wegen der Fülle der neu zu verarbeitenden Erfahrungen in der Gemeinde und der Notwendigkeit, nebenher laufend für das II. Examen zu arbeiten, immer noch nicht genügend Freiheit besitzen, sich nicht nur hier und da Gedanken über den sogenannten modernen Menschen zu machen, sondern darüber hinaus wirklich gründlich und in Einzelheiten jene veränderte Weltsituation samt der geschichtlichen Voraussetzungen, deren Ergebnis sie ist, zum Gegenstand methodischer Überlegung werden zu lassen.

Dies kann erst der Theologe, der das II. Examen hinter sich hat und sich zum Beispiel der Frage nicht verschließt, ob denn die soziologische Struktur unserer Pfarzialgemeinden ganz fraglos und unangefochten der einzig mögliche Rahmen ist, darin sich christliche Gemeinde ereignen kann. Namentlich der Pfarrer in einer Industrie-Gemeinde mit der entsprechenden Arbeiterbevölkerung wird immer wieder auf das höchste beunruhigt sein von der Frage, wie es denn kommt, daß der Arbeiter im allgemeinen nicht am Leben in der empirischen und d.h. auch soziologisch in bestimmter Weise geprägten Christengemeinde nicht teilnehmen will. Er wird das ehrlicherweise auch nicht ohne weiteres einem einfachen angeblichen Atheismus der Industriebevölkerung zuschreiben, sondern, indem er um aufnahmebereite Ohren betet, zugleich auch arbeiten an denjenigen Problemen, die uns etwa durch Bonhoeffers These von der mündig gewordenen Welt, die ohne die Arbeits-Hypothese Gott lebt, aufgegeben sind.

Um dieses Beten und Arbeiten aus der Vereinzelung und vielleicht auch Vereinsamung herauszunehmen und jene Bemühungen gleichzeitig zu koordinieren und zu systematisieren, plant die Gossner-Mission in Mainz-Kastel die Errichtung eines Arbeiterpfarrerseminars. Dieses Seminar soll dazu helfen, den Landeskirchen einen Kreis von Pfarrern zu schaffen, die nach gründlicher theoretischer Ausbildung und anschließender praktischer Erfahrung mit der Lebenslage des abhängig tätigen Menschen in der modernen industriellen Arbeitswelt vertraut und bereit sind, sich hier verantwortlich zu engagieren.

Entwurf für ein Arbeiterpfarrer-Seminar
bei der Gossner-Mission in Mainz-Kastel
von Horst Symanowski

am Rhein

Zweck des Seminars ist die Ausbildung von Pfarrern für den kirchlichen Dienst in Industriezentren. Die Entscheidung über den Einsatz des Pfarrers nach seiner Ausbildung hat die Landeskirche.

Es kommt darauf an, in der evangelischen Theologenschaft einen Kreis von Menschen zu schaffen, der nach einer gründlichen theoretischen Einführung und daran anschließenden praktischen Erfahrung mit der Lebenslage des abhängig tätigen Menschen in der modernen industriellen Arbeitswelt vertraut ist. Die mit dem Universitätsstudium verbundene Arbeitsüberlastung läßt keine ausreichende Zeit zur Beschäftigung mit den brennenden Fragen der Gegenwart und führt teilweise dazu, daß die Theologen unberührt von der Problematik der industriellen Welt in ein Pfarramt kommen, in dem sie es vorwiegend mit Menschen aus der Industrie zu tun haben. Das Seminar soll helfen, den Landeskirchen mit den Jahren einen Kreis von Pfarrern zu schaffen, der die Aufgabe der Kirche an der Industriebevölkerung verantwortlich übernimmt.

Teilnehmer am Seminar sollen Theologen nach vollendeter Ausbildung sein. Sie werden von ihrer eigenen Landeskirche vorgeschlagen.

Dauer des Seminars 1/2 Jahr.

5 Monate dienen zuerst der theoretischen Ausbildung. Es folgen 2 Monate Tätigkeit als Hilfsarbeiter in der Mainz-Kastel benachbarten Industrie (incl. Schichtarbeit) und 4 Wochen für die Zusammenfassung der Ergebnisse der vorangegangenen theoretischen und praktischen Arbeit.

Beginn des Kurses 6. April 1956.

Der Unterrichtsplan I. E t h i k

- 1.) Die Grundlagen der katholischen und evangelischen Soziallehre
- 2.) Der Begriff des Eigentums
- 3.) Die Arbeit nach der Lehre der Bibel
- 4.) Gemeinschaft und Partnerschaft
- 5.) Gestaltung der Freizeit (Sport usw.)
- 6.) Rationalität und technische Welt.

II. P o l i t i k

- 1.) Herrschaftsformen, insbesondere die Demokratie (Grundgesetz, Verfassung)
- 2.) Liberalismus
- 3.) Marxismus
- 4.) Stellung und Aufgaben der Gewerkschaft
- 5.) Der Streik
- 6.) Betriebsverfassung und Mitbestimmung
- 7.) Arbeiterrecht

III. S o z i o l o g i e

- 1.) Gemeinschaft und Gesellschaft
- 2.) Der Wandel der Familie
- 3.) Der Betrieb als Schwerpunkt der modernen Gesellschaft
- 4.) Gruppenbildung im Betrieb, human relations, Betriebshierarchie
- 5.) Stände und Klassen
- 6.) Das Proletariat, der Arbeiter von heute
- 7.) Individualismus und Kollektivismus

IV. Einführung in allgemeine Probleme der Volkswirtschaft

V. Sozialpädagogik

- 1.) Begriffs- und Ausdrucksverständnis des heutigen Industriearbeiters (subjektive Denkwelt usw.)
- 2.) Übersetzung der Glaubenslehre in die moderne Denksituation (Veranschaulichung in der Begriffswelt des Arbeiters unter Zuhilfenahme von Gleichnissen aus der modernen Arbeitswelt)
- 3.) Diskussionstechnik

VI. Mission und Evangelisation

- 1.) Praktische Erfahrungen in der Ökumene
- 2.) Formen christlicher Gemeinschaftsbildung
- 3.) Formen des Gottesdienstes

Außerdem: Aussprachen mit Arbeitgebern
Aussprachen mit Arbeitnehmern
Werksbesichtigungen in verschiedenen Industriezweigen

Der Lehrkörper besteht aus Fachleuten:

- 1.) der Sozialakademie Friedewald und des evangelischen Arbeiterwerkes
- 2.) der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz
- 3.) des sozialwissenschaftlichen Instituts in Heidelberg und des wirtschaftswissenschaftlichen Seminars Frankfurt
- 4.) der Gewerkschaftsschule in Oberursel DGB
- 5.) der Industrie- und Handelskammern Mainz und Wiesbaden
- 6.) Pfarrer Horst Symonowski als Leiter des Seminars
- 7.) u.ä.

Praktische Arbeit

- 1.) In einem Industriebetrieb als Hilfsarbeiter. Volle Arbeitszeit, Schichtarbeit, Überstunden. Die persönliche Erfahrung in der industriellen Arbeit und mit dem Arbeiter sollen dem jungen Pfarrer helfen, Grenzen der traditionellen Pfarramtpraxis und Möglichkeiten neuer kirchlicher Arbeit zu sehen.
- 2.) in den Lehrlings- und Jungarbeiterwohnheim der Gossner-Mission durch tägliches Zusammensein mit ca. 80 jungen Menschen aus der industriellen Arbeitswelt.
- 3.) durch Teilnahme an den Versuchen der Gossner-Mission mit Arbeiter-Sonntagen, neuen Formen gottesdienstlicher Verkündigung u.ä.m.
- 4.) im Zusammenhang mit dem Versuch in Wiesbaden-Indeneberg, wo der Gemeindepfarrer gleichzeitig Hilfsarbeiter in der Zementfabrik ist.



Das neue Jugendwohnheim
der Goßner-Mission in Kastel:
Blick in eine Ecke des Lese-
und Aufenthaltszimmers,
wo sich gerade eine „Zimmerbesatzung“
niedergelassen hat.

Foto: Karin Eckert

Von jungen Menschen aus aller Welt gebaut

Das Jugendwohnheim der Goßner-Mission in Kastel eröffnet / Sieben Jahre Aufbauarbeit

H. H. - „Was 1949 noch ein Traum war, ist heute Wirklichkeit geworden“, sagte Pfarrer Horst Symanowski, als er das neue, stilvoll eingerichtete Jugendwohnheim der Goßner-Mission in Mainz-Kastel vor einem großen Kreis von Gästen seiner Bestimmung übergab. „Wir haben jedoch stark träumen müssen, damit dieser Traum auch tatsächlich Wirklichkeit werden konnte“, meinte er weiter. Was Pfarrer Symanowski jedoch „träumen“ nannte, ist in Wirklichkeit eine siebenjährige, opfervolle Arbeit für ein Werk, das man tatsächlich als eine vorbildliche Praktizierung des Gotteswortes bezeichnen kann, nämlich jungen Menschen eine Heimat und damit Halt und Ansporn zu geben.

Für Studenten, Lehrlinge, Jungarbeiter

Hundertundzehn Studenten, Lehrlinge und Jungarbeiter kann dieses Heim aufnehmen. Über vierhundert junge Menschen aus aller Welt haben an seinem Aufbau mitgearbeitet, aber Pfarrer Symanowski selbst hat mit seiner Hände Fleiß als Arbeiter bei den Dyckerhoffwerken in Amöneburg und später, als er zusammen mit seinem Heimleiter, Diakon F. Weissinger, überall für das Projekt „betteln“ ging, wohl den größten, den entscheidenden Anteil daran. Er hat erreicht, daß aus der Schweiz, aus Holland, den USA, aus Schweden und Frankreich die Spenden nach Kastel flossen, er schaffte es, daß auch die staatlichen, kommunalen und kirchlichen Stellen auf höchst unbürokratische Weise ihre Zuschüsse und Kredite gaben, Firmen und Handwerker sich freudig für den Fluß der Arbeiten einsetzten, kurz, daß ein Werk zustande kam, dessen sogenannter Verkehrswert heute mit 624 000 Mark registriert ist.

Alle halfen freudig mit

Und wenn man diesen Mann, diesen Pfarrer Horst Symanowski, bei der Eröffnungsfeier sprechen hörte, wenn man hörte, wie er all den Spendern seinen Dank aussprach, ohne ein Wort über die Schwierigkeiten zu verlieren, die er selbst in diesen sieben Jahren des Aufbaues zu überwinden hatte, dann versteht man, was von einigen Rednern dieses Nachmittags ausgesprochen wurde: „Als Herr Symanowski zu uns kam und uns um Hilfe bat, da spürten wir sofort, daß es hier um eine Sache geht, die der Unterstützung wert ist.“ Wilhelm Dyckerhoff, der im Namen des Wiesbadener Magistrats sprach, ergänzte dieses Wort sogar noch, als er sagte: „Wir danken Ihnen nicht nur dafür, daß Sie dieses Haus nach außen gebaut haben, sondern mehr noch, daß Sie es auch innerlich gefestigt haben.“

Sechzig Prozent der derzeitigen Bewohner dieses Jugendwohnheimes sind jugendliche Flüchtlinge aus der Ostzone, heimatlose Menschen, die, wenn sie dieses Heim nicht gefunden hätten, sicherlich zum großen Teil in den Strudel der Zeit geraten wären. Sie begrüßten an diesem Nachmittag die Gäste. Und daran, wie sie es taten, erkannte man bereits, daß dieses Heim tatsächlich innerlich gefestigt ist. Und in diesem Sinne bestätigte sich auch das Wort des Direktors der Goßner-Mission, Lukies (Berlin), der in seiner abschließenden Ansprache sagte, daß die Goßner-Mission nicht nur, ihrer Bestimmung gemäß, in Indien wirken solle, sondern auch in Deutschland, im eigenen Volk also, Wurzeln schlagen müsse.

Stilvoll und zweckmäßig

Architekt Fritz Lehrecke, der nach dem Tode des Planers, Oberbaurat Pätzold, die Bauarbeiten leitete, hat die Entwürfe vorbildlich ausgeführt und ergänzt. Die Zimmer des Heimes, in denen jeweils vier junge Menschen wohnen, sind zwar einfach, aber doch stilvoll und zweckmäßig eingerichtet. Viel Sorgfalt hat man auf die Ausgestaltung der Gesellschaftsräume gelegt, stilvoll sind auch der Versammlungsraum und der Speisesaal. Eine große Terrasse vor den Wohnzimmern bietet im Sommer Luft und Sonne, die Küche ist nach den modernsten Erfahrungen eingerichtet und im Keller finden die Heimbewohner auch die so notwendigen Spiel- und Bastelräume. Im Dachgeschoß sind außerdem noch Schlafsäle für kurzfristig einkehrende Jugendgruppen geschaffen worden, und selbst die Wirtschafts- und Büroräume entsprechen ganz den Anforderungen, die an ein modernes Jugendwohnheim gestellt werden können. Daß man auch allen hygienischen Anforderungen Rechnung getragen hat, versteht sich.

So ist das Kasteler Jugendwohnheim der Goßner-Mission, das dicht am Rhein in der Eleonorenstraße entstanden ist, ein Schmuckstück geworden. Ein Schmuckstück nicht nur deshalb, weil es vorbildlich eingerichtet ist, sondern weil es auch in der Haltung seiner Leitung und seiner Insassen Vorbild sein kann, kurz, weil es seine Mission erfüllt.

★

ty - Vortrag -
bywoode zu
Espele 1955

Der kirchenfremde Mensch in der Welt der industriellen Arbeit von Horst Symanowski.

Um den kirchenfremden Menschen in der Industrie soll es hier gehen. Bischof Lilje hat die geistesgeschichtlichen Hintergründe für die Welt der Arbeit aufgezeigt, Eberhard Müller den Strukturwandel des menschlichen Lebens und Henry Lillich Stellung und Aufgabe des evangelischen Arbeitnehmers im Betrieb und in der Gesellschaft. Ich begrenze meine Ausführung auf den Arbeiter, der die Verbindung zur Kirche verloren hat. Was können wir für ihn tun? Was ich zu sagen habe, beruht auf Erfahrungen der letzten drei Jahre in drei Betrieben: einer chemischen Fabrik mit 4 000, einer Zementfabrik mit 1 400 und einem Papier verarbeitenden Betrieb mit 500 männlichen und weiblichen Arbeitnehmern. Vor fünf Jahren bin ich zum ersten Mal als Hilfsarbeiter in der Zementfabrik eingestellt worden. Seitdem habe ich in jedem Jahr Wochen oder Monate hindurch in demselben Betrieb, aber jedes Mal in einer anderen Abteilung gearbeitet. Seit Mai 1954 ist der Pfarrverwalter der Gemeinde, in der die Fabrik liegt, vier Tage in der Woche als Hilfsarbeiter tätig und hat drei Tage der Woche ganz für die Kirchengemeinde frei. Vor dieser Regelung arbeitete er ein Jahr lang im Steinbruch desselben Werkes. In den beiden anderen Betrieben sind zwei Holländer beschäftigt, der eine ist Volltheologe und seit 11/2 Jahren dort Hilfsarbeiter, der andere ist ein Praktikant des Instituts "kerk en wereld" in Driebergen.

1.) Die Trennung. Für den Kirchenfremden besteht keine Verbindung zwischen seiner Arbeitswelt und der Kirche. Wohl gibt es diese zwischen seiner persönlich-familiären Welt und der Kirche, aber nur in den Grenzsituationen von Geburt = Taufe, Reifesprechung = Konfirmation, Eheschließung = Trauung und Tod = Beerdigung. Das sind aber die Stellen des menschlichen Lebens, die in allen Religionen kultisch verklärt werden. Jedenfalls darf die Inanspruchnahme der Kirche bei diesen Gelegenheiten nicht als Beweis dafür angeführt werden, daß hierin doch ein christlicher Glaube der Kirchenfremden zum Ausdruck komme. Gewiß, auch sie können von Gott reden. Aber er gehört in den religiösen Raum, er hat nichts mit dem Alltag, mit der Arbeit und dem Lohn zu tun. Die Maschinen laufen auch ohne Gott, die Produktion ist eine Schöpfung des Menschen. Der Mensch ist der Herr in der Welt der Arbeit, Gott mag der Herr im religiösen Raum, in der Kirche sein. In diesen Raum kann man sich bei gewissen Anlässen begeben, man kann es aber auch lassen. Hier ist mein Alltag - dort die Religion, hier die Realität der Materie - dort die fromme Ideologie, hier der harte Lebenskampf - dort eine un reale Morallehre, kurz: hier bin ich in meiner Welt - dort ist die Kirche außerhalb des wirklichen Alltagsgeschehens.

Das Ungeheuerliche ist geschehen: n a c h Jesus Christus konnten unter der Verkündigung der Kirche Gott und Mensch auseinandergerissen werden!

2.) Die Fleischwerdung. Wie können wir dem kirchenfremden Menschen deutlich machen, daß es eine Trennung von Gott und Mensch seit Jesus Christus nicht mehr gibt? Mit einer theologischen Aussage hierüber ist noch nichts getan. Die Predigt von Jesus Christus wird heute und hier noch einmal Fleisch werden müssen in dieser von den vorhergehenden Beiträgen geschilderten Welt der Arbeit. Es genügt nicht, daß von der Kirche hier und da ein Interesse für den Menschen in seiner Arbeitswelt ausgedrückt, womöglich ein "Wort zur sozialen Lage" verfasst wird oder der Kirchenfremde in einem Evangelisationsfeldzug mit entsprechenden Themen angelockt werden soll. Die

Fleischwerdung

Fleischwerdung Gottes vollzog sich in der Welt. Jesus Christus wartete nicht im Tempel auf die an seiner Botschaft Interessierten, sondern war unter denen zu finden, die keinen Zugang zum Tempel hatten. Die uns gestellte Aufgabe ist also nicht, einen Weg ausfindig zu machen, auf dem die Kirchenfremden zurück an den Ort gerufen werden können, an dem sich die Christen versammeln und ihre Gottesdienste halten. Umgekehrt müssen wir in der Nachfolge dieses Jesus unseren Standort verlassen und an die Seite der Kirchenfremden, der Nichtverstehenden, der Religiösen und der Religionslosen, ja der Gottlosen treten. Es geht nicht um die Verteidigung und Erhaltung der Kirche, sondern um die Gewinnung von Menschen. Im Evanston-Bericht der II. Sektion heißt es: "Der erste Schritt in der Evangelisation kann nie die Auseinandersetzung sein, sondern es muß ein sich in den anderen Hineinversetzen und sich neben ihn Stellen sein." Das bedeutet zuerst Absage an jede übersteigerte, nervöse, hektische Aktivität, die den Kirchenfremden überzeugen will. Es ist vielmehr etwas ganz Schlichtes: da zu sein, bei dem anderen in seiner Welt zu stehen. Es gilt, den Nächsten in dieser Welt der Arbeit zu lieben, ich möchte übersetzen: ihn ernst zu nehmen in seiner Leistung, in seinem Wunsch, die Lebenshaltung zu verbessern, die Existenz materiell zu sichern; ihn ernst zu nehmen in seiner Angst, immer abhängiger von seinem Betrieb oder Interessenverband zu werden. Das Gebot solcher Nächstenliebe gilt allen Christen, die selbst in der Arbeitswelt stehen. Sind sie aber nicht vorhanden oder erfüllen sie diesen Dienst nicht, so werden die kirchlichen Amtsträger die Aufgabe anpacken müssen. Der erste Ertrag wird ihnen selbst zugute kommen. Denn hier lernen sie die Verhältnisse kennen, die den Menschen heute nachhaltiger prägen als alle kirchlichen Versuche, den Fernstehenden durch gelegentliche missionarische Unternehmungen oder öffentliche Verlaubarungen zu beeinflussen. Hier lernen sie den Menschen in seinem Normalleben, seiner Diesseitigkeit und seinem Mißtrauen gegen alle Worte kennen, die ihn mit Beschlag belegen wollen. Im Zusammenleben beginnen sie zu verstehen, wie groß der Sektor Arbeit im Leben des Betriebsangehörigen ist, wie der übrige Raum sich in die verschiedenen Sektoren - Familie, Fortbildung, Gewerkschaft, Sport, Politik, Vergnügen oder die Mühe um ein Eigenheim - aufteilt. Mit Erstaunen werden sie feststellen, daß der kirchliche Sektor fehlt oder unbedeutend schmal nur für die schon erwähnten Sonderfälle des religiösen Lebens vorhanden ist. Sie werden sehen, daß der Kirchenfremde sich zäh gegen jede Ausweitung des kirchlichen Sektors wehrt, weil eine solche Ausweitung nur auf Kosten der anderen Sektoren möglich ist. Das aber will er nicht. Hier am Arbeitsplatz ist man sich gegenseitig Tag für Tag acht Stunden und länger ausgeliefert. Es gibt keine Rückzugsmöglichkeit, weder für den einen - fort von dieser Botschaft und ihrem Träger - noch für den anderen - unter die Kanzel in den Kreis derer, "die als bequeme Kunden Sonntag für Sonntag die Ware ohne Beanstandung abnehmen" - , wie es ein Geschäftsmann ausdrückte. Im Gegenteil, es wird alles genauestens geprüft und sehr viel beanstandet. Mir wird oft bange, wenn ich daran denke, wie selbstverständlich wir unsere Gemeindeglieder zum Zeugendienst an dieser Stelle aufrufen. Wie harmlos mag uns diese Welt der Arbeit erscheinen, wenn wir Theologiestudenten in sie hinschicken, damit sie "Erfahrungen" sammeln. Dabei ist diese Welt ein Kampfplatz, auf dem nicht nur um den Arbeitsplatz, den gerechten Lohn und das tägliche Brot gerungen wird, sondern auch um die Frage, wer einem helfen kann, Menschenwürde und Menschsein zu retten. Es ist nicht leicht, mitten in dieser Welt der Arbeit Christ zu bleiben. Niemand denke, man könne auf dieses

von

von der Kirche lange Zeit vernachlässigte Brachland ziehen, um mit dem gewohnten theologischen und biblischen Handwerkszeug ein Kirchengärtlein anzulegen. Zwischen Fabrikschornsteinen gibt es keine kirchlichen Schrebergartenidylle. Hier werden uns Fragen gestellt, für die wir keine Antworten gelernt haben; hier kommen wir in Situationen, in denen wir nicht wissen, wie wir uns als Christen verhalten sollen; hier vergeht es uns, so sicher von der Bewährung des Glaubens in der Welt zu reden. Ich verstehe die Theologiestudenten, die aus der Fabrik zu mir kamen und erklärten, sie wollten nicht weiter Theologie studieren: diese Welt wäre durch keine Predigt und kein Zeugnis zu überwinden; sie lehnten es aber ab, als kirchlich angestellte Betreuer von Winkelgemeinden außerhalb dieses heute größten Kampffeldes ihr Leben zu verbringen und ihre Kraft einzusetzen. Wir würden wohl heute mehr Theologiestudenten haben, wenn wir ihnen ihre Aufgaben in der modernen Arbeitswelt zeigten und imstande wären, ihnen das nötige Rüstzeug mitzugeben. Verstehen Sie, was es heißen kann, dieser Welt ausgeliefert zu sein? Verstehen Sie, warum wir nicht so einfach sagen können: dort ist der Ort der Bewährung für die Laien, unser Platz ist die Kanzel? Es scheint uns unrealistisch und unbarmherzig zu sein, die wenigen christlichen Arbeiterbrüder auf das Kampffeld zu schicken, auf dem wir Amtsträger der Kirche nicht erschienen sind oder uns so wenig bewähren. noch

Ich möchte Ihnen an einem ganz einfachen Beispiel zeigen, wie wenig wir mit den Gesetzmäßigkeiten und Gewohnheiten dieser Welt der Arbeit rechnen und ihnen von unserer pfarramtlichen Praxis her gerecht werden können. Man fragt uns in der Kirche, warum wir dem Industriearbeiter gerade an seinem Arbeitsplatz begegnen wollen, anstatt ihn zu Hause im Kreise seiner Familie aufzusuchen. Wenn ich aber am eigenen Leibe erfahre, wie die Produktion des Werkes mein Leben mit unerbittlichem Gesetz erfasst, seinen Rhythmus bestimmt, verstehe ich, daß der Arbeiter nicht mehr Herr seiner freien Zeit ist, nicht mehr frei ist, das häusliche Leben selbst zu gestalten. Seine eigene Schichtarbeit, die seiner Frau, der großen Kinder oder anderer Familienangehöriger erlaubt keine feststehende Freizeit, keinen Feierabend im alten Sinne, oft auch nicht einen festen freien Tag in der Woche. Von gemeinsamen Sonntagen und Festen ist oft schon gar nicht zu reden. Der moderne Produktionsprozeß gestattet es dem Menschen nicht mehr, im natürlichen Rhythmus von Tag und Nacht, sechstägiger Arbeit und Sonntagsruhe am siebenten Tag zu leben. Seine Arbeit richtet sich weder nach Sonne und Mond noch nach Sommer und Winter. Sie hat ihren eigenen Rhythmus. Welches Morgen- und Abendgebet sollten wir eigentlich die Jungen und Mädchen lehren, die bald in diesem Rhythmus am Morgen schlafen gehen und am Abend erwachen? Was heißt es, daß die Zeit des Wachens und Schlafens, des Arbeitens und Ruhens sich alle acht oder zehn Tage durch Schichtwechsel verschiebt? Der Rhythmus unseres kirchlichen Lebens mag im Dorf und in bestimmten Berufsgruppen noch mit dem Rhythmus von Natur und Arbeit übereinstimmen oder sich wenigstens ab und zu decken. Für Millionen der in den Produktionsprozeß eingespannten Menschen gibt es nur den anderen Rhythmus. Man kann aber nicht zwischen zwei Musikkapellen marschieren, die in verschiedenem Rhythmus spielen. Es ist doch eben eine Welt für sich, die nicht mit Rezepten, die sich in der vorindustriellen Welt bewährten, zu behandeln ist.

Dies eine Beispiel sollte uns für viele andere zeigen, daß es nicht allein am kirchenfremden Arbeiter liegt, wenn die Welt der Kirche so weit entfernt von seinem Leben ist. Gibt es überhaupt eine Möglichkeit der Annäherung für diese beiden Welten? Sicher ist

ist, daß die Kirche dieser Welt nicht ihren Rhythmus aufzwingen kann. Sie könnte aber aus Liebe zu den in diesen Rhythmus eingespannten Menschen aufhören, ihren eigenen zur Vorbedingung eines christlichen und kirchlichen Lebens zu machen. Sie könnte versuchen, am Leben des unter dieses Gesetz geratenen Menschen teilzunehmen. Dieser Versuch beginnt mit dem Hineingehen in diese neue Welt, mit dem Da-sein, mit der Gegenwart. Die Engländer haben diese Aufgabe kurz und treffend beschrieben: to be - not to act.

3.) D a s W o r t z e u g n i s . An diesem Punkt werden manche von Ihnen unruhig werden. Kommt denn nicht der Glaube aus der Predigt? Sind wir nicht eine Kirche des W o r t e s ? Gewiß, aber eben des Wortes, das Fleisch geworden ist und stets zur Fleischwerdung, zur Materie, zur Gestalt, zum Leib drängt. Reden und Sein sind in der Nachfolge Jesu nicht getrennt. Beides gehört auch am Arbeitsplatz zusammen. Das Reden ist eine ungekünstelte, selbstverständliche Folge unserer Gegenwart am Arbeitsplatz. Bitte denken Sie jetzt nicht an religiöse Gespräche, an Diskussionen über Gott. Wir lieben sie nicht, weil sie meist zu unverbindlich sind. Es handelt sich vielmehr um das sachgebundene Gespräch, in dem es nicht nötig ist, plötzlich auf christlich und kirchlich umzuschalten. In Evanston hieß es: "Gottes Gespräch mit der Kirche ist ein Gespräch über die Welt. Die Kirche muß bereit sein, über die Welt zu sprechen, wenn sie mit Gott sprechen will. Die Welt ist der direkte Gegenstand von Gottes Handeln" (D.T. Niles). Es ist ein weit verbreiteter Irrtum unter Kirchentreuen und Kirchenfremden, daß Gott sich nur für Religion interessiere. Das ist das Denken in Sektoren. Ich muß mich hüten, am Arbeitsplatz in dieses Denken zu verfallen. Denn ich habe mich nicht um die Erweiterung des kirchlichen Sektors bei dem anderen zu mühen, sondern soll selbst erprobt werden, ob ich nur propagandistisch von Gott zu reden verstehe, oder ob Gott für mich der Mittelpunkt des Lebenskreises auch in dieser Welt der Arbeit ist. Das aber wird sich gerade in areligiösen Gesprächen erweisen müssen, wenn es um die Arbeit, um den Lohn, den Kollegen und den Meister, den Büroangestellten und den Direktor, um die Forderungen des Betriebes und um die Forderungen der Gewerkschaft geht. So wird uns die Fabriksirene zum Ruf in den uns von Gott verordneten Dienst in dieser Welt. So glauben wir, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes durch das Fabriktor zu gehen, unsere Arbeit zu tun und unsere Gespräche zu führen. Wir meinen, daß dies bereits eine legitime Verkündigung, Wort Gottes ist. Bitte stellen Sie sich solches Reden ganz natürlich vor. Es geht um die alltäglichen Fragen von Beruf und Familie, Freude und Last des Lebens, aber stets sehr k o n k r e t . In diesen weltlichen Fragen will das Wort Gottes Gestalt gewinnen. Es vergeht kaum eine Schicht, bei der nicht auch das Gespräch in der Gruppe geführt wird. Entweder ist es die Produktions- oder Arbeitseinheit, oder es ist die Gruppe am Frühstückstisch. Nicht jede Industriearbeit bietet die gleiche Möglichkeit. Es gibt aber nur wenige Betriebe, in denen solche Gespräche ganz ausgeschlossen sind. Gemeindeführerinnen aus dem Burckhardtthaus, die als Arbeiterinnen in Frankfurt, Offenbach oder an anderen Orten tätig sind, können berichten, wie sie mitten zwischen einer großen Zahl von Frauen und Mädchen in einem Raum an der Arbeit stehen und manchmal acht Stunden hindurch, über die rein mechanische Arbeit der Hände hinaus, miteinander reden oder gar singen können. Diesen Abschnitt zusammenfassend möchte ich auf den Vortrag von Prof. Hammelsbeck verweisen: "Die veränderte Weltsituation des modernen Menschen als religiöses Problem" (Theol. Existenz heute, Nr.45). Er sagt u.a.: "Die religiöse Verpackung als Mitteilungsmöglichkeit ist überholt."

Wie

Wie sollte der Mensch, der aus fast allen Traditionen geworfen wird, die religiöse noch gut heißen können? Sie wird zum möglichst bald abzuwerfenden Ballast, ohne zu untersuchen, ob der gemeinte Inhalt noch etwas wert ist." Wir sollten anerkennen, daß die Welt mündig geworden ist.

Dietrich Bonhoeffer schreibt aus dem Gefängnis: "Ich will, daß man den Menschen in seiner Weltlichkeit nicht "madig macht", sondern ihn an seiner stärksten Stelle mit Gott konfrontiert." Der Ort dazu ist für den Kirchenfremden sein Arbeitsplatz. Es ist für ihn seine "stärkste Stelle."

Aber Sie werden fragen: wo bleibt die Beschäftigung mit dem Wort der Bibel, das unmittelbare Reden und Hören des Textes? Auch das gibt es in der Arbeitswelt. Wir haben es selber vorher nicht geglaubt. Seit Jahren bemühen wir uns, unsere kirchenfremden Arbeitskollegen zu verstehen. Jetzt fangen sie an, auch uns in unserem Kummer und unserer Sorge ernst zu nehmen. Sie haben gemerkt, wie uns die Sonntagspredigt schwerfällt. Zuerst haben sie sich darüber gewundert - "ihr habt doch darauf studiert" -- dann haben sie uns angeboten, mit uns über die nächste Predigt zu reden. Neuerdings treffen wir uns in ihren Wohnungen. Wir bringen die Bibeln mit, wir müssen ihnen auch den Text aufschlagen, weil sie ihn sonst nicht finden. Dann hebt das Fragen an: Müßt ihr euch denn an die Bibel halten, warum eigentlich, was bedeutet dieser Satz, jenes ist überhaupt nicht zu verstehen, könnt ihr das nicht weglassen? Es ist ein bunter Kreis: der eine ist aus der Kirche ausgetreten, bei dem anderen erscheint die Kirchensteuer auf der Lohntüte in der Rubrik "katholisch", ein dritter ist religiös interessiert in einer Art Pantheismus, für einen anderen ist das Wort "Gott" die Tarnung für menschliche Unzulänglichkeit. Es ist fraglich, ob sie einmal in die Kirche kommen werden, um zu hören, was aus "ihrer" Predigt geworden ist. Aber sollen wir darüber traurig sein, wo das Wort unter ihnen bereits laut geworden ist? Sie lassen sich aber in unser Haus einladen, an dessen Bau viele von ihnen seit Jahren mitgeholfen haben. Hier halten wir mit ihnen Gottesdienst, allerdings in anderen Formen als den gewohnten. Der Gottesdienst beginnt am Vormittag und endet am Abend. Denn wir bleiben den ganzen Tag über zusammen, essen miteinander, diskutieren das Gesagte in kleinen Gruppen und reden gemeinsam über uns bewegende Fragen. Selbst zu sogenannten "Amtshandlungen" kommt es in diesem Kreis, bisher zu Taufe, Trauung und Beerdigung. Offen ist noch die Frage nach dem Abendmahl. Einen Paragraphen der Kirchenordnung gibt es für diese Formen kirchlichen Lebens wohl nicht. Aber was in Evanston von dem Inder D.T. Niles gesagt wurde, gilt ständig für unsere Arbeit: "Unsere Treue zu Jesus Christus setzt unserem Suchen nach erfolgversprechenden evangelistischen Methoden wirklich Grenzen; ebenso treibt uns die Liebe Gottes, für jeden Menschen erfolgreichere Methoden zu suchen."

4.) Die Gemeinschaft. Aber um "Methode" geht es im Grunde nicht. Das ist zu wenig. Nach Methoden zu suchen hieße: bei uns ist alles in Ordnung; es fehlt uns jetzt nur noch der Kniff, wie diese Kirchenfremden in unsere Gemeinschaft gebracht werden können. Um Gemeinschaft geht es tatsächlich, um Leiblichkeit, um den Leib Jesu Christi; nicht aber um die religiöse Form dieses Leibes, sondern um seine säkulare Gestalt. Nicht auf das Kennwort "christlich" kommt es an, sondern darauf, ob die versöhnende Tat Gottes sich in der Welt, in unserem Fall also in der modernen Welt der Arbeit, ereignet. Das Zeugnis von dieser Tat Gottes ist nicht ein religiöses, sondern ein säkular gesellschaftliches Ereignis. Es führt nämlich zu einer Veränderung zwischen

zwischen Menschen, zwischen Arbeitskollegen am Arbeitsplatz, zwischen ihnen und dem Meister, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern. So wird das Zeugnis von dem Gott, der die Welt und die Weltlichen liebt, Salz für die Erde, erhaltendes und umgestaltendes Ferment der Gesellschaft. In dieser Veränderung der Beziehungen zwischen Menschen, im Zueinanderfinden von Menschen ereignet sich Kirche. Im Bericht der Sektion II von Evanston hieß es: "Auch werden Christen, wo sie sich durch Kasten, Klassen, rassische oder andere Schranken getrennt sehen, diese kühn überschreiten und so Christi Solidarität mit der gesamten Menschheit bezeugen. In einer zerrissenen Welt werden sie Christi Friedensamt ausrichten, indem sie in ihrem eigenen Leben die neue Menschheit bezeugen, die mit Jesus Christus begonnen hat. Ohne das Evangelium hat die Welt keinen Sinn, aber ohne die Welt hat das Evangelium keine Realität."

Dieser Satz kann nicht einfach als Behauptung und Forderung in die moderne Arbeitswelt hineingerufen werden. Er kann nur in Bescheidenheit praktiziert und in dieser Arbeitswelt selbst bezeugt werden. Ist unsere Kirche heute in dieser Welt? Steht sie ihr gegenüber? Wer sind diejenigen, die in diese Welt gesandt werden? Wer ist bereit, sie auszusenden? Wer zu gehen? Und was sagen wir, wenn sich vielleicht unter solchem Hineingehen in die Welt der Arbeit Gemeinden von Neu-Christen bilden, "deren Lebensform die normale Struktur der Gemeinde in Frage stellt?" Wie wird das Verhältnis zur alten Ortsgemeinde sein? Das sind Fragen, die ich nicht beantworten kann, aber auch nicht beantworten will. Denn das hieße, sich heute schon ein Bild machen, ein Programm aufstellen, wie eine solche Gemeinde auszusehen hat. Unsere Wünsche könnten leicht verhindern, daß Gott um der Menschen willen in dieser veränderten Welt eine veränderte Gemeinde baut, die anders aussieht als die bisher gewohnte. In Evanston hieß es im Bericht der II. Sektion: "Wir möchten die Kirchen eindringlich auffordern, über diese Fragen ernstlich nachzudenken, denn sie weisen uns auf eine energische Kritik hin, die die neue Gestalt der Gesellschaft in unserem technischen Zeitalter an die gegenwärtige soziale Struktur unseres Gemeindelebens richtet." Alle Kritik soll uns dazu helfen, ein wenig besser den Dienst zu tun, den Gott uns für diese in den vier Referaten dargestellte Welt der Arbeit aufgetragen hat. Wir sollen Gott danken, daß er uns an manchen Stellen einen neuen Anfang -- und sei er noch so klein -- geschenkt hat. Vielleicht können sich unsere Kirchen mehr als bisher dieser Versuche annehmen und sie mittragen. Noch mehr als bisher müssen die Christen erkennen, daß Gott die kirchenfremden Menschen nicht einfach an den Ort ruft, an dem unsere Ortsgemeinden stehen, sondern daß er heute mit uns zu den Vielen gehen will, um etliche von ihnen zu gewinnen und mit ihnen eine der Welt dienende Gemeinde zu bauen. Das mag für die Kirche Auszug aus einem bekannten und vertrauten Lande bedeuten. Aber es darf wohl auch von der Kirche gelten, was Christus sagt: "Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden."

„Die Kirche und die Welt der Arbeit.“
=====

Beitrag IV von Horst Symanowski auf der Synode der EKD
in Espelkamp - März 1955.

In diesem letzten Beitrag zum Thema, „Die Kirche und die Welt der Arbeit“, soll es um den kirchenfremden Menschen in der Industrie gehen. Herr Bischof Lilje hat die geistesgeschichtlichen Hintergründe für die Welt der Arbeit aufgezeigt, Eberhard Müller den Strukturwandel des menschlichen Lebens und Henry Lillich Stellung und Aufgabe des evangelischen Arbeitnehmers im Betrieb und in der Gesellschaft. Ich begrenze meine Ausführung auf den Arbeiter, der die Verbindung zur Kirche verloren hat. Was können wir für ihn tun? Was ich zu sagen habe, sind Erfahrungen der letzten Jahre in drei Betrieben, einer chemischen Fabrik mit 4 000 einer Zementfabrik mit 1 400 und einem Papierverarbeitenden Betrieb mit 500 männlichen und weiblichen Arbeitnehmern. Vor 5 Jahren bin ich zum ersten Mal als Hilfsarbeiter in der Zement-Fabrik eingestellt worden. Seitdem habe ich in jedem Jahr Wochen und Monate hindurch in demselben Betrieb, aber jedes Mal in einer anderen Abteilung gearbeitet. Seit Mai 1954 ist der Pfarrverwalter der Gemeinde, in der die Fabrik liegt, 4 Tage in der Woche als Hilfsarbeiter tätig und hat 3 Tage der Woche ganz für die Kirchengemeinde frei. Vor dieser Regelung arbeitete er 1 Jahr lang im Steinbruch desselben Werkes. In den beiden anderen Betrieben sind 2 Holländer beschäftigt, der eine ist Volltheologe und seit 1 1/2 Jahren dort Hilfsarbeiter, der andere ein Praktikant des Instituts „Kerk en wereld“ in Driebergen.

Die Trennung. 1. Für den Kirchenfremden besteht keine Verbindung zwischen seiner Arbeitswelt und der Kirche. Wohl gibt es diese zwischen seiner persönlich-familiären Welt und der Kirche, aber nur in den Grenzsituationen von Geburt und Taufe, Reifensprechung = Konfirmation, Eheschließung = Trauung und Tod = Beerdigung. Das sind aber die Stellen des menschlichen Lebens, die in allen Religionen kultisch verklärt werden. Jedenfalls darf die Inanspruchnahme der Kirche bei diesen Gelegenheiten nicht als Beweis dafür angeführt werden, daß hierin doch ein christlicher Glaube der Kirchenfremden zum Ausdruck komme. Gewiss, auch sie können von Gott reden. Aber er gehört in den religiösen Raum, er hat nichts mit dem Alltag, mit der Arbeit, mit dem Lohn zu tun. Die Menschen laufen auch ohne Gott, die Produktion ist eine Schöpfung des Menschen. Der Mensch ist der Herr in der Welt der Arbeit, Gott mag der Herr in dem religiösen Raum, in der Kirche sein. In diesen Raum kann man sich bei gewissen Anlässen begeben, man kann es aber auch lassen. Hier ist mein Alltag, dort die Religion, hier die Realität der Materie - dort die fromme Ideologie, hier der harte Lebenskampf - dort eine un reale Morallehre, kurz: hier bin ich in meiner Welt - dort ist die Kirche außerhalb des wirklichen Alltagsgeschehens.

Das Ungeheuerliche ist geschehen: Nach Jesus Christus konnten unter der Verkündigung der Kirche Gott und Mensch auseinandergerissen werden!

Die Fleischwerdung: 2. Wie können wir dem kirchenfremden Menschen deutlich machen, daß es eine Trennung von Gott und Mensch? Mit einer theologischen Aussage hierüber ist

Das Ungeheuerliche ist geschehen: n a c h Jesus Christus konnten u n t e r d e r Verkündigung der Kirche Gott und Mensch auseinandergerissen werden!

Die Fleischwerdung: 2. Wie können wir dem kirchenfremden Menschen deutlich machen, daß es eine Trennung von Gott und Mensch seit Jesus Christus nicht mehr gibt? Mit einer theologischen Aussage hierrüber ist noch nichts getan. Die Predigt von Jesus Christus wird heute und hier noch einmal Fleisch werden müssen in dieser von den vorhergehenden Beiträgen geschilderten Welt der Arbeit. Es genügt nicht, daß von der Kirche hier und da ein Interesse für den Menschen in seiner Arbeitswelt ausgedrückt, womöglich ein 'Wort zur sozialen Lage' verfaßt wird oder der Kirchenfremde in einem Evangelisationsfeldzug mit entsprechenden Themen angelockt werden soll. Die Fleischwerdung Gottes vollzog sich in der Welt. Jesus Christus wartete nicht im Tempel auf die an seiner Botschaft interessierten, sondern war unter denen zu finden, die keinen Zugang zum Tempel hatten. Die uns gestellte Aufgabe ist also nicht, einen Weg ausfindig zu machen, auf dem die Kirchenfremden zurück an den Ort gerufen werden können, an dem sich die Christen versammeln und ihre Gottesdienste halten. Umgekehrt müssen wir in der Nachfolge dieses Jesus unseren Standort verlassen und an die Seite der Kirchenfremden, der Nichtverstehenden, der Religiösen und der Religionslosen, ja der Gottlosen treten. Es geht nicht um die Verteidigung und Erhaltung der Kirche, sondern um die Gewinnung von Menschen. Im Evanston-Bericht der II. Sektion heißt es: „Der erste Schritt in der Evangelisation kann nie die Auseinandersetzung sein, sondern es muß ein sich in den anderen Hineinversetzen sein und sich neben ihn stellen sein.“ Das bedeutet zuerst Absage an jede übersteigerte, nervöse, hektische Aktivität, die den Kirchenfremden überzeugen will. Es ist vielmehr etwas ganz schlichtes: da zu sein, bei dem anderen in seiner Welt stehen. Es gilt, den Nächsten in dieser Welt der Arbeit zu lieben, ich möchte übersetzen: ihn ernst zu nehmen in seiner Leistung, in seinem Wusch, die Lebensunterhaltung zu verbessern, die Existenz materiell zu sichern; ihn ernst zu nehmen in seiner Angst immer abhängiger zu werden von seinem Betrieb oder Interessenverband. Das Gebot solcher Nächstenliebe gilt allen Christen, die selbst in der Arbeitswelt stehen. Sind sie aber nicht vorhanden oder erfüllen diesen Dienst nicht, so werden die kirchlichen Amtsträger die Aufgabe anpacken müssen. Der erste Ertrag wird ihnen selbst zugute kommen. Denn hier lernen sie die Verhältnisse kennen, die den Menschen heute nachhaltiger prägen als alle kirchlichen Versuche, den Fernstehenden durch gelegentliche missionarische (Versuche) Unternehmungen oder öffentliche Verlautbarungen zu beeinflussen. Hier lernen sie den Menschen in seinem Normalleben, seiner Diesseitigkeit und seinem Mißtrauen gegen alle Worte kennen, die ihn mit Beschlag belegen wollen. Im Zusammenlegen beginnen sie zu verstehen, wie groß der Sektor Arbeit im Leben des Betriebsangehörigen ist, wie der übrige Raum sich in die verschiedenen Sektoren Familie, Fortbildung, Gewerkschaft, Sport, Politik, Vergnügen oder die Mühe um ein Eigenheim aufteilt. Mit Erstaunen werden sie feststellen, daß der kirchliche Sektor fehlt oder unbedeutend schmal nur für die schon erwähnten Sonderfälle des religiösen Lebens vorhanden ist. Sie werden sehen, daß der Kirchenfremde sich zäh gegen jede Ausweitung des kirchlichen Sektors wehrt, weil eine solche Ausweitung nur auf Kosten der anderen Sektoren möglich ist. Das aber will er nicht. Hier am Arbeitsplatz ist man sich gegenseitig Tag für Tag 8 Stunden und länger ausgeliefert, es gibt keine Rückzugsmöglichkeit, weder

weder für den einen fort von dieser Botschaft und ihrem Träger noch für den anderen auf die Kanzel indenKreis derer, „die als bequeme Kunden Sonntag für Sonntag die Ware ohne Beanstandung abnehmen“, wie es ein Geschäftsmann ausdrückte. Im Gegenteil, es wird alles genauestens geprüft und sehr viel beanstandet. Mir wird oft bange, wenn ich daran denke, wenn ich daran denke, wie selbstverständlich wir unsere Gemeindeglieder zum Zeugendienst an dieser Stelle aufrufen. Wie harmlos mag uns diese Welt der Arbeit erscheinen, wenn wir Theologiestudenten in sie hineinschicken, damit sie Erfahrungen sammeln. Dabei ist diese Welt ein Kampfplatz, auf dem nicht nur um den Arbeitsplatz, den gerechten Lohn und das tägliche Brot gerungen wird, sondern auch um die Frage, wer einem helfen kann, Menschenwürde und Menschsein zu retten. Es ist nicht leicht, mitten in dieser Welt der Arbeit Christ zu bleiben. Niemand denke, man könne auf dieses von der Kirche lange Zeit vernachlässigte Brachland ziehen, um mit dem gewohnten theologischen und biblischen Handwerkszeug ein Kirchengärtlein anzulegen. Zwischen Fabrikschornsteinen gibt es keine kirchlichen Schrebergartenidylle. Hier werden uns Fragen gestellt, für die wir keine Antwort gelernt haben; hier kommen wir in Situationen, in denen wir nicht wissen, wie wir uns als Christen verhalten sollen; hier vergeht es uns, so sicher von der Bewährung des Glaubens in der Welt zu reden. Ich verstehe die Theologiestudenten, die aus der Fabrik zu mir kamen und erklärten, sie wollten nicht weiter Theologie studieren: d i e s e Welt wäre durch keine Predigt und kein Zeugnis zu überwinden; sie lehnten es aber ab, als kirchlich angestellte Betreuer von Winkelgemeinden außerhalb dieses heute größten Kampffeldes ihr Leben zu verbringen und ihre Kraft einzusetzen. Wir würden wohl mehr Theologiestudenten heute haben, wenn wir ihnen ihre Aufgaben in der modernen Arbeitswelt zeigten und imstande wären, ihnen das nötige Rüstzeug mitzugeben. Verstehen Sie, was es heißen kann, dieses Welt ausgeliefert zu sein? Verstehen Sie, warum wir nicht so einfach sagen können: Dort ist der Ort der Bewährung für die Laien, unser Platz ist die Kanzel. Es scheint uns unrealistisch und unbarmherzig zu sein, die wenigen christlichen Arbeitsbrüder auf das Kampffeld zu schicken, auf dem wir Amtsträger der Kirche noch nicht erschienen sind oder uns so wenig bewähren.

Ich möchte Ihnen an einem ganz einfachen Beispiel zeigen, wie wenig wir mit den Gesetzmäßigkeiten und Gewohnheiten dieser Welt der Arbeit rechnen und ihnen von unserer Pfarramtspraxis gerecht werden können. Man fragt uns in der Kirche, warum wir dem Industriearbeiter gerade an seinem Arbeitsplatz begegnen wollen anstatt ihn zuhause im Kreise seiner Familie aufzusuchen. Wenn ich aber am eigenen Leibe erfahre, wie die Produktion des Werkes mein Leben mit unerbittlichem Gesetz erfaßt, seinen Rhythmus bestimmt, verstehe ich, daß der Arbeiter nicht mehr Herr seiner freien Zeit ist, nicht mehr frei ist, das häusliche Leben selbst zu gestalten. Seine eigene Schichtarbeit, die seiner Frau, seiner großen Kinder oder anderer Familienangehöriger erlaubt keine feststehende Freizeit, keinen Feierabend im alten Sinne, oft auch nicht einen festen freien Tag in der Woche. Von g e m e i n d a m e n Sonntagen und Festen ist oft schon gar nicht zu reden. Der moderne Produktionsprozeß gestattet es dem Menschen nicht mehr, im natürlichen Rhythmus von Tag und Nacht, 6-tägiger Arbeit und Sonntagsruhe am 7. Tag zu leben. Seine Arbeit richtet sich weder nach Sonne und Mond, noch nach Sommer und Winter. Sie hat ihren eigenen Rhythmus. Welches Morgen- und Abendsgebet sollten wir eigentlich die Jungen und Mädchen lehren, die bald in diesem Rhythmus am Morgen schlafen gehen und am Abend erwachen? Was heißt es, daß die Zeit des

des Wachens und Schlafens, des Arbeitens und Ruhens sich alle 8 oder 10 Tage durch Schichtwechsel verschiebt? Der Rythmus unseres kichrlichen Lebens mag im Dorf und in bestimmten Berufsgruppen noch mit dem Rythmus von Natur und Arbeit übereinstimmen oder sich wenigstens ab und zu decken. Für Millionen der in den Produktionsprozeß eingespannten Menschen gibt es nur den anderen Rythmus. Man kann aber nicht zwischen zwei Musikkapellen marschieren, die einen verschiedenen Rythmus spielen. Es ist doch eben eine Welt für sich, die nicht mit Rezepten, die sich in der vorindustriellen Zeit bewähren, zu behandeln ist.

Dies eine Beispiel sollte uns für viele andere zeigen, daß es nicht allein am kirchenfremden Arbeiter liegt, wenn die Welt der Kirche so weit entfernt von seinem Leben liegt. Gibt es überhaupt eine Möglichkeit der Annäherung von beiden Welten? Sicher ist, daß die Kirche dieser Welt nicht ihren Rythmus aufzwingen kann. Sie könnte aber aus Liebe zu den in diesen Rythmus eingespannten Menschen aufhören, ihre eügenen zur Vorbedingung eines christlichen und kirchlichen Lebens zu machen. Sie könnte versuchen, am Leben des unter dieses Gesetz geratenen Menschen teilzunehmen. Dieser Versuch beginnt mit dem Hineingehen in diese neue Welt, mit dem Dasein, mit der Gegenwart. Die Engländer haben diese Aufgabe kurz und treffend beschrieben: to be - not to act.

Das Wortzeugnis: 3. An diesem Punkt werden manche von Ihnen unruhig werden. Kommt denn nicht der Glaube aus der Predigt? Sind wir nicht eine Kirche des W o r t e s ? Gewiss, aber eben des Wortes, das Fleisch geworden ist und stets zur Fleischwerdung, zur Materie, zur Gestalt, zum Leib drängt. Reden und Sein sind in der Nachfolge Jesu nicht getrennt. Beides gehört auch am Arbeitsplatz zusammen. Das Reden ist eine ungekünstelte Folge und Selbstverständlichkeit unserer Gegenwart am Arbeitsplatz. Bitte denken Sie jatzt nicht an religiöse Gespräche, an Diskussionen über Gott. Wir lieben sie nicht, weil sie meist zu unverbindlich sind. Es handelt sich viel-mehr um das sachgebundene Gespräch, in dem es nicht nötig ist, auf das christlich und kirchlich plötzlich umzuschalten. In Evanston hieß es:

"Gottes Gespräch ~~mit~~ der Kirche ist ein Gespräch über die Welt. Die Kirche muß bereit sein, über die Welt zu sprechen, wenn sie mit Gott sprechen soll. Die Welt ist der direkte Gegenstand von Gottes handeln." (D. Th. Niles). Es ist ein weitverbreiteter Irrtum unter Kirchentreuen und Kirchnfremden, daß Gott sich nur für Religion interessiere. Das ist das Denken in Sekten. Ich muß mich hüten am Arbeitsplatz in dieses Denken zu verfallen, denn ich habe mich nicht um die Erwieterung des kirchlichen Sektors bei dem anderen zu mühen, sondern soll selbst erprobt werden, ob ich nur propagandistisch von Gott zu reden verstehe, oder ob Gott für mich der Mittelpunkt des Lebenskreises auch in dieser Welt der Arbeit ist. Das aber wird sich gerade in areligiösen Gesprächen erweisen müssen, wenn es um die Arbeit, um den Lohn, den Kollegen und den Meister, den Büroangestellten und den Di- rektor, um die Forderungen des Betriebes und um die Forderungen der Gewerkschaft geht. So wird uns die Fabriksirene zum Ruf in den uns von Gott ferordneten Dienst in dieser Welt. So glauben wir im Namen des Vaters des Sohnes und des Heiligen Geistes durch das Fabriktor zu gehen, unsere Arbeit zu tun und unsere Gespräche zu führen. Wir meinen, das dies bereits eine legitime Verkündigung ist, Wort Gottes ist. Bitte stellen Sie sich solches Redne ganz natürlich vor. Es geht um die alltäglichen Fragen von Beruf und Familie, Freude und Last des Lebens, aber stets sehr konkret. In diesen weltlichen Fragen will das Wort

Wort Gottes Gestalt gewinnen. Es vergeht kaum eine Schicht, bei der nicht auch das Gespräch in der Gruppe geführt wird. Entweder ist es die Produktions- oder Arbeitseinheit oder es ist die Gruppe am Frühstückstisch. Nicht jede Industriearbeit bietet die gleiche Möglichkeit. Es gibt aber nur wenige Betriebe, in denen solche Gespräche ganz ausgeschlossen sind. Gemeindehelferinnen aus dem Burckhardtshaus, die als Arbeiterinnen in Frankfurt, Offenbach oder an anderen Orten tätig sind, können berichten, wie sie mitten zwischen einer großen Zahl von Frauen und Mädchen in einem Raum an der Arbeit stehen und manchmal 8 Std. hindurch über dem rein mechanischen Spiel der Hände miteinander reden oder gar singen können. Diesen Abschnitt zusammenfassend, möchte ich auf den Vortrag von ~~Dr.~~ Prof. Hammelsbeck verweisen „Die veränderte Weltsituation des modernen Menschen als religiöses Problem“ (Theol. Existenz heute, Nr. 45). Er sagt u. a.: „Die religiöse Verpackung als Mitteilungsmöglichkeit ist überholt. Wie sollte der Mensch, der aus fast allen Traditionen geworfen word, die religiöse noch gut heißen? Sie wird zum möglichst bald abzuwerfenden Ballast, ohne zu untersuchen, ob der gesamte Inhalt noch etwas wert ist.“ Wir sollten anerkennen, daß die Welt mündig geworden ist. Dietrich Bonhoeffer schreibt aus dem Gefängnis: „Ich will, ... daß man den Menschen in seiner Weltlichkeit nicht 'madig macht', sondern ihn an seiner stärksten Stelle mit Gott konfrontiert.“ Der Ort dazu ist für den Kirchenfremden sein Arbeitsplatz. Es ist für ihn seine „stärkste Stelle“

Aber Sie werden fragen: wo bleibt die Beschäftigung mit dem Wort der Bibel, das unmittelbare Reden und Hören des Textes. Auch das gibt es in der Arbeitswelt. Wir haben es selbst vorher nicht geglaubt. Seit Jahren bemühen wir uns, unsere kirchfremden Arbeitskollegen zu verstehen. Jetzt fangen Sie an, auch uns in unserem Kummer und unserer Sorge ernst zu nehmen. Sie haben gemerkt, wie uns die Sonntagspredigt schwer fällt. Zuerst haben sie sich darüber gewundert - „ihr habt doch darauf studiert“ -, Dann haben sie uns angeboten, mit uns über die nächste Predigt zu reden. Neuerdings treffen wir uns in ihren Wohnungen. Wir bringen die Bibeln mit, wir müssen ihnen auch den Text aufschlagen,

weil sie ihn sonst nicht finden. Dann hebt ein Fragen an: müßt ihr euch denn an die Bibel halten, warum eigentlich, was bedeutet dieser Satz, jenes ist überhaupt nicht zu verstehen, könnt ihr das nicht weglassen? Es ist ein bunter Kreis: der eine ist aus der Kirche ausgetreten, bei einem anderen erschänt die Kirchensteuer auf der Lohnzettel der Rubrik 'katholisch', ein dritter ist religiös interessiert in einer Art Pantheismus, für einen anderen ist das Wort Gott die Tarnung für menschliche Unzulänglichkeit. Es ist fraglich, ob sie einmal in die Kirche kommen werden, um zu hören, was aus 'ihrer' Predigt geworden ist. Aber sollen wir darüber traurig sein, wo das Wort unter ihnen bereits laut geworden ist? Sie lassen sich aber in unser Haus einladen, an dessen Bau viele von ihnen seit Jahren mitgeholfen haben. Hier halten wir mit ihnen Gottesdienst, allerdings in anderen Formen als den gewohnten. Der Gottesdienst beginnt am Vormittag und endet am Abend. Denn wir bleiben den ganzen Tag über zusammen, essen miteinander, diskutieren das Gesagte in kleinen Gruppen und reden gemeinsam über uns bewegende Fragen. Selbst zu sogenannten „Amtshandlungen“ kommt es in diesem Kreis, bisher zu Taufe, Trauung und Beerdigung. Offen ist noch die Frage nach dem Abendmahl. Einen Paragraphen der Kirchenordnung gibt es für diese Formen des kirchlichen Lebens wohl nicht. Aber was in Evanston von dem Inder D. Th. Niles gesagt wurde, gilt

gilt ständig für unsere Arbeit: „Unsere Treue zu Jesus Christus setzt unserem Suchen nach Erfolg versprechenden evangelistischen Methoden wirklich Grenzen; aber ebenso treibt uns die Liebe Gottes, für jeden Menschen erfolgreichere Methoden zu suchen.“

Die Gemeinschaft: 4. Aber um 'Methode' geht es im Grunde nicht. Das ist zu wenig. Nach Methoden suchen Hieße: bei uns ist alles in Ordnung; es fehlt uns jetzt nur noch der Kniff, wie diese Kirchenfremden in unsere Gemeinschaft gebracht werden können. Um Gemeinschaft geht es tatsächlich, um den Leib Jesu Christi; nicht aber um die religiöse Form dieses Leibes, sondern um seine säkulare Gestalt. Nicht auf das Kennwort 'christlich' kommt es an, sondern darauf, ob die versöhnende Tat Gottes in der Welt, in unserem Fall also in der modernen Welt der Arbeit e r e i g n e t. Das Zeugnis von dieser Tat Gottes ist nicht ein religiöses, sondern ein säkular gesellschaftliches Ereignis. Es führt nämlich zu einer Veränderung zwischen den Menschen, zwischen Arbeitskollegen am Arbeitsplatz, zwischen ihnen und dem Meister, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern. So wird das Zeugnis von dem Gott, der die Welt und die Weltlichen liebt, Salz der Erde, erhaltendes und umgestaltendes Ferment der Gesellschaft. In diesen Veränderungen der Beziehungen zwischen Menschen, im Zueinanderfinden von Menschen ereignet sich Kirche. In der Sektion II von Evanston hieß es: „Auch werden Christen, wo sie sich durch Kasten, Klassen, rassische oder andere Schranken getrennt sehen, diese kühn überschreiten und so Christi Solidarität mit der gesamten Menschheit bezeugen. In einer zerissenen Welt werden sie Christi Freidensamt ausrichten, indem sie in ihrem eigenen Leben die neue Menschheit bezeugen, die mit Jesus Christus begonnen hat. - Ohne das Evangelium hat die Welt keinen Sinn, aber ohne die Welt hat das Evangelium keine Realität.“

Dieser Satz kann nicht einfach als Behauptung und Forderung in die moderne Arbeitswelt hineingerufen werden. Er kann nur in Beschcheidenheit praktiziert und in dieser Arbeitswelt selbst bezeugt werden. Ist unsere Kirche heute in dieser Welt? Steht sie ihr gegenüber? Wer sind diejenigen, die in diese Welt gesandt werden? Wer ist bereit sie auszusenden? Wer zu gehen? Und was sagen wir, wenn sich vielleicht unter solchem Hineingehen in die Welt der Arbeit Gemeinden von Neu-Christen bilden, „deren Lebensform die normale Struktur der Gemeinde in Frage stellt“? Wie wird das Verhältnis zur alten Ortsgemeinde sein? Das sind Fragen, die ich nicht beantworten kann aber auch nicht beantworten will. Denn das hieße sich heute schon ein Bild machen, ein Programm aufstellen, wie eine solche Gemeinde auszusehen hat. Unsere Wünsche könnten leicht verhindern, daß Gott um der Menschen willen in dieser veränderten Welt eine veränderte Gemeinde baut, die anders aussieht als die bisher gewohnte. In Evanston hieß es im Bericht der III. Sektion: „Wir möchten die Kirche eindringlich auffordern, über diese Frage ernstlich nachzudenken, denn sie weisen uns auf eine energische Kritik hin, die die neue Gestalt der Gesellschaft in unserem technischen Zeitalter an die gegenwärtige soziale Struktur unseres Gemeindelebens richtet.“ Alle Kritik soll uns dazu helfen, ein wenig besser den Dienst zu tun, den Gott uns für diese in den 4 Referaten dargestellte Welt der Arbeit aufgetragen hat. Wir sollen Gott danken, daß er uns an manchen Stellen einen neuen Anfang - und sei er noch so klein - geschenkt hat. Vielleicht können sich unsere Kirchen mehr als bisher dieser Versuche annehmen und sie mittragen. Noch mehr als

als bisher müssen die Christen erkennen, daß Gott die kirchenfremden Menschen nicht einfach an den Ort ruft, an dem unsere Ortsgemeinden stehen, sondern daß er heute mit uns zu den vielen Menschen gehen will, um etliche zu gewinnen und mit ihnen eine der Welt dienende Gemeinde zu bauen. Das mag für die Kirche Auszug aus einem vertrauten und bekannten Lande bedeuten. Aber es darf wohl auch von der Kirche gelten, was Jesus Christus sagt: "Wer sein Leben erhalten will, der wirds verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wirds finden."

Kirche und Arbeit

Das ist doch kein neues Thema, meinen Sie? Schon in der Bibel werde von der Arbeit geredet, nur nicht so, wie es heute modern zu sein scheint, wenn man von einer 'Welt der Arbeit' spricht. Und doch glaube ich, daß die Arbeit sich sehr verwandelt hat und nicht mit der Arbeit zu vergleichen ist, von der in der Bibel geredet wird.

I.

Lassen Sie mich einige Kennzeichen der Arbeit heute nennen, die Sie an der Arbeit im vorindustriellen Zeitalter nicht finden werden.

1. wir arbeiten nicht mehr für Menschen direkt, wie einst der Maßschneider und der Schuster und heute noch die in den sogenannten Dienstleistungsbetrieben Beschäftigten. Wir arbeiten in der Produktion für Dinge und an Dingen, von denen wir manchmal nicht einmal wissen, wofür die Verwendung finden werden. D.h. der Mensch ist in unserer Arbeit aus dem Blickfeld verschwunden. Wir arbeiten zwar mit Menschen, sogar mit viel mehr als früher, aber nicht mehr für Menschen, die wir kennen.

2. Wir arbeiten nicht mehr im Familienverband, wie vielleicht noch heute der Bauer, der Metzger und der Kaufmann, sondern losgelöst von der Familie, vielleicht die Frau an einem zweiten und das Kind an einem dritten Ort. Wieviele Ehefrauen haben noch niemals den Arbeitsplatz des Mannes kennengelernt und umgekehrt? Sie können im Berufsleben gar nicht einander helfen, wenn man nicht die Lohntüte, die jeder von ihnen heimbringt, als genügende Hilfe andient. Vor dem Traualtar sagt der Pastor schöne alte Worte, daß die Frau zur Gehilfin des Mannes gemacht sei - und er meint doch wohl diese Frau zur Gehilfin dieses Mannes. Weiß er denn nicht, daß nach den Flitterwochen dieser Mann tagsüber mit ganz anderen Frauen und Mädchen und diese Frau mit ganz anderen Männern zusammen arbeiten wird? Was müßte er ihnen aber unter diesen Umständen bei der Trauung sagen? Es ist doch erstaunlich, daß trotz dieser veränderten Welt die Ehen noch so halten. Sicher sind Illustrierte und Filme voll von Themen wie 'Chef und Sekretärin', weil sie die Gefährdung der Ehe gerade dort erkannt haben, wo Mann und Frau nicht mehr zusammen arbeiten können. Aber wir sollten auch anerkennen, daß heute mehr Liebe und mehr Kraft für eine Ehe erforderlich sind, als in den Zeiten, in denen die Frau ein paar Morgen Land und ein paar Kühe in die Ehe mitbrachte und so eine Aktiengesellschaft begründete, die nicht mehr auseinandergehen konnte. Wir wollen für die vielen guten Ehen heute dankbar sein!

3. Die Arbeit ist oft nicht mehr das "Tagewerk", sondern besteht in der Schichtarbeit von soundso viel Stunden. Es ist gleichgültig, ob diese Stunden auf den Tag oder in die Nacht fallen. Ob wir damit einverstanden sind oder nicht: wir müssen die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen. Es stimmt wohl nur noch für den Löwen und seine Jungen, nicht aber für den Menschen, was wir im Psalm 104 und an vielen anderen Stellen lesen: "Du machst Finsternis, daß es Nacht wird; da regen sich alle wilden Tiere, die jungen Löwen, die da brüllen nach dem Raub und ihre Speise suchen von Gott. Wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon und legen sich in ihre Höhlen. So geht dann der Mensch aus an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend." Bedeutet das eigentlich

gar nichts, daß der Mensch der industriellen Gesellschaft diesen Rhythmus verlassen hat? Das "Nachtleben" der Großstädte hat bei uns einen Beigeschmack in den Kirchengemeinden. Warum eigentlich nicht die "Nachtarbeit" von tausenden von Menschen?

4. Die Maschine ist auf keine Ruhepause in der Nacht angewiesen. Sie braucht auch nicht den Jahresrhythmus der Natur. Deshalb ist es ihr gleich, ob es draußen schneit oder regnet, es friert oder die Sonne scheint. Mit ihr wird aber auch der Mensch von diesen Faktoren der Natur unabhängig. Wir haben in den Werkhallen mit Klimaanlage stets die gleiche Temperatur. Für uns ist das Jahr nur noch an einer Stelle unterteilt; durch unseren Urlaub. In dieser Zeit sind wir auch am Wetter interessiert. Hier werden wir durch Sonne und Regen wirklich betroffen. Denn diese Zeit stellt für uns die eigentliche Ruhezeit dar, in der wir sogar im Rhythmus der Natur wachen und schlafen. Diese Zeit ist für uns der große Sonntag des Jahres.

5. Den Sonntag als siebenten Tag der Woche nach jüdischer Zählung oder den ersten nach christlicher haben wir oftmals in unserer industriellen Gesellschaft verloren. Hier ist neben den Schichtarbeitern in durchlaufenden Betrieben und neben denen hier und da in einer eintägigen Arbeitswoche Beschäftigten vor allem an die Millionen Menschen unter uns in den sogenannten "Dienstleistungsbetrieben" zu denken. Der Verkehr rollt auch am Sonntag, die Wirtschaften sind überfüllt, in den Krankenhäusern werden die Patienten versorgt, Ärzte, Apotheken, Feuerwehreute und Handwerker haben Bereitschaftsdienst, die Polizei ist unterwegs. Ist der Sonntagnoch ein Ruhe- oder gar Feiertag? Der Rhythmus der Maschine macht auch vor dem Sonntag nicht halt. Wer glaubt noch daran, das Rad dieser Entwicklung zurückdrehen zu können?

6. Der Maschinenarbeiterrhythmus hat uns verändert, uns alle und nicht nur die Arbeiter an der pausenlos laufenden Maschine. Wir sind Menschen geworden, deren Zeit zerhackt ist, aufgeteilt in kleine und kleinste Einheiten: der Tag in drei Schichten, die Schicht in acht Stunden, die Stunde in Minuten und Sekunden, in denen ich nach dem Plan des Zeitnehmers mit der Stoppuhr hinter mir oder nach dem Fahrplan in meiner Tasche zu reagieren und zu handeln habe. Wir leben im Augenblick. Was war gestern? Wer kann noch auf die Zukunft planen? Wir können uns ja nicht einmal darauf einrichten, daß wir im Herbst einen Wintermantel brauchen und kaufen ihn deshalb auf Raten in dem Augenblick, wo es kalt wird. Mein Betrieb sorgt dafür, daß ich die Kartoffeln und die Kohlen in den Keller bekomme und sie ratenweise abzahlen kann. Alles tun wir ratenweise, denn wir haben keine Übersicht über das Ganze. Alles hat sich in kleinste Einheiten aufgelöst. Deshalb kann Bonhoeffer sagen, der moderne Mensch sei von einer tiefen Vergessenheit ergriffen; er habe keinen Zugang zur Vergangenheit mehr und der Zukunft begegne er nur noch spielerisch. In der Tat: wer weiß noch, welchen Film oder welches Fernsehprogramm er in der vergangenen Woche gesehen hat? Ja, wer weiß denn eigentlich, was sich in den letzten 25 Jahren unter uns ereignet hat? Haben wir diese Vergangenheit bewältigt oder nur zugedeckt: o, rühret, rühret nicht daran? Und begegnet wir nicht tatsächlich der Zukunft spielerisch? Sonst wäre das Gesprächsthema bis Mittwoch und ab Donnerstag in unseren Betrieben nicht Toto und Lotto. Im Spiel begegnen wir der Zukunft!

7. Die Folgen eines solchen zerhackten und kurzatmigen Lebens zeigen sich dann in der Intimsphäre unseres Lebens, etwa in der Familie. Eingespannt zwischen Geburt und Tod, den Grenzsteinen unseres Lebens, stellen wir fest: diese Grenzsteine sind bereits aus der Familie herausgesetzt. Denn wer wird noch zu Hause geboren, so daß etwa die älteren Kinder in der Familie die eigenartige Atmosphäre einer Geburt erleben, bei der Leben und Tod so dicht beieinander sind und als Geschwister erscheinen? Meist erfolgt heute eine Geburt im Krankenhaus auf Zimmer I in der ersten Etage, der Tod im Zimmer I des anderen Stockwerkes. Ist es uns schon bewußt geworden, daß keiner von uns ein Geburtshaus und ein Sterbezimmer kennt, wie es dies noch in früheren Zeiten und vielleicht auch heute noch auf dem Lande geben mag? Was wundern wir uns denn eigentlich, daß der Mensch unserer Tage auch seine Freuden nicht mehr in der Familie sucht, sondern daraus das Amusement am anonymen Ort gemacht hat, das ihm eine oft geistlose, aber geschäftstüchtige Vergnügungs- und Filmindustrie anbietet!

II.

Das sind nur sieben Kennzeichen für die veränderte Situation in unserer Welt der industriellen Arbeit. Es gibt mehr und jeder mag die ihm bekannten und ihm bedrängenden hinzufügen. Jetzt geht es darum, zu erkennen, daß diese veränderte Welt auch den Menschen in seinem Verhältnis zur Religion überhaupt und bei uns zur Kirche im besonderen gewandelt hat.

1. Der Mensch des industriellen Zeitalters weiß sich an ganz bestimmten Stellen seines Lebens befreit und unabhängig. Mir ist das sehr deutlich geworden, als ich vor einigen Jahren in Indien war. Ich sah in den Dörfern die Bauern, die heute noch 98% der indischen Bevölkerung ausmachen. Sie bangen darum, ob die Ernte groß genug sein wird, daß sie von ihr ein Jahr leben können und den Anschluß bis zur nächsten gewinnen. Immer wieder gehen Hungersnöte über das Land und Hunderttausende verhungern alljährlich. Deshalb ist der im rechten Augenblick und mit dem richtigen Maß einsetzende Regen alles. Wenn er ausbleibt beginnen die Primitiv-Religiösen sich zu ritzen, bis das Blut spritzt, um die Regen-geister herbeizurufen. Der verfeinerte Hindupriester opfert Hühner und Ziegen, die man ihm bringt, damit der Regen komme. Und die Christengemeinde versammelt sich zu einem Gebetsgottesdienst, um Regen vom Himmel zu er flehen. Mitten im Dschungel lerne ich aber eine Gemeinde kennen, in deren Mitte drei Jahre vorher eine hochmoderne Zementfabrik errichtet ist. Als ich mit zwölf Christen, die in diesem Werk unter tausend anderen arbeiten, den Betrieb besichtige, sehe ich, was mir nirgend unter den Dorfbewohnern sonst begegnet war: diese Industrielleute tragen den Kopf hoch. Sie wissen, daß sie nicht mehr genau so von Regen und Sonne abhängig sind wie die Verwandten außerhalb der Fabrik. Sie arbeiten nicht nur drei Monate wie die anderen auf den Feldern, um dann untätig auf die neue Regenzeit zu warten, sondern verdienen 12 Monate des Jahres ihren täglichen Reis. Sie kennen die Faktoren, die nötig sind, damit ihr Werk produzieren kann und damit auch sie leben: a) das Rohmaterial, das in genügender Menge für einige Jahrhunderte da liegt, b) die Maschinen und die Ersatzteile, für die der Ingenieur verantwortlich ist, c) die Energie, also Kohle, für die er unter Umständen von der Werksleiter zu sorgen hat und die er unter Umständen von weither importieren muß, wie wir es auch bei uns tun, d) Arbeitskräfte, Menschen,

die in genügender Menge vorhanden sind; diese benötigen genauso wie die Maschinen Energie, in Indien dreimal am Tag Reis. Das Werk muß also auch für den Reis sorgen, wie es die Kohlen heranschaffen muß; es wird auch den Reis importieren, wenn an Ort und Stelle nicht genügend vorhanden ist. Von wem ist nun dieser Mensch in der industriellen Arbeitswelt abhängig? Vom Regen? Von der Ernte um ihn herum? Er versteht im Grunde genommen nicht mehr, was der Animalist tut, wenn er sich ritzt, warum der Hindu-priester die Tiere opfert, aber auch nicht, warum die Christen in seiner Gemeinde ihren Bittgottesdienst halten. In seiner Existenz als Industriemensch ist er nicht mehr in derselben Abhängigkeit wie die anderen in der alten Lebensform der bäuerlichen Gesellschaft Lebenden um ihn herum. Genau dieselbe Entwicklung haben wir durchgemacht, nur hat sie bei uns Generationen hindurch gehauert. Am Ende steht aber der Mensch, für den die Zierkürbisse und Gurken am Erntedankfestaltar nicht mehr Zeichen für die erhaltende Güte des Schöpfers sind. "Dein Gott hat vor der Währungsreform auch Sonne und Regen geschickt und wir haben gehungert", sagen meine Arbeitskollegen. Sie sind eher zum Dank an diesem Tag bereit, wenn ich mit ihnen darüber rede, daß uns die Arbeitsplätze im letzten Jahr erhalten geblieben sind, weil es mit dem Export klappte, dieser aber noch funktionierte, weil die Weltmarktlage in der Balance blieb, das aber möglich war, weil der kalte Krieg nicht heiß wurde. Das alles bedeutet: der Mensch in der industriellen Gesellschaft ist an einigen Stellen unabhängig, mündig geworden, an anderen frühere Generationen ihre Abhängigkeit und Unmündigkeit demonstriert bekommen (vgl. hierzu die Entwicklung der Erdsatelliten).

2. Aber hier wird auch seine Abhängigkeit und seine Unmündigkeit deutlich, so klar, daß sie heute niemand mehr leugnet. Er ist nämlich, wie noch nie zuvor, vom anderen Menschen abhängig. Wir merken das alle bei einem Streik in den Verkehrsbetrieben, beim Bergbau oder in einem anderen Wirtschaftszweig. Wir wissen, wie klein der Globus geworden ist und auch kein Volk auf der anderen Seite des Erdballs unberührt bleibt von dem, was bei uns geschieht, und umgekehrt. So hat sich die Abhängigkeit des Menschen gewandelt: er fühlt sich nicht von einem höheren Wesen oder der Natur bedroht, sondern vom Menschen. Die Fragen früherer Zeiten, die z.B. einen Luther ins Kloster und wieder aus dem Kloster trieb, lautete: wie bekomme ich einen gnädigen Gott? Diese Frage trieb die Menschen um, war der Motor ihres Handelns in der Welt, entfesselte Kreuzzüge und Kriege. Sie trieb die Menschen um und ließ sie nicht einschlafen. Wieviele wachen heute wohl, um eine Antwort zu bekommen? Wir schlafen meist ausgezeichnet über dieser Frage ein. Wir haben sie nicht oder sie erscheint uns historisch antiquiert. Aber eine andere treibt auch uns um, macht uns unruhig, regt ganze Völker auf, treibt uns in Angst und Verzweiflung: wie bekomme ich einen gnädigen Nächsten? Wie können wir denn noch miteinander leben? Mann und Frau, Vorgesetzter und Untergebener, Kollegen im Konkurrenzkampf untereinander, schließlich ein Volk mit dem anderen. Ost und West? Hier regen wir uns auf, fragen, suchen Wege. Die Frage nach dem gnädigen Nächsten ist die Kardinalfrage unserer industriellen Gesellschaft geworden. Wer gibt die Antwort? Der Kommunismus mit seinem Gemeinschaftsideal oder der Westen mit seiner Idee von der freien Persönlichkeit? Oder als Vermittlung ein gemäßigter und revidierter Sozialismus dazwischen?

3. Jeder von ihnen und auch andere Ideologen werden Teilantworten geben können: eine Teilwahrheit enthalten sie alle. Die Grundantwort aber ist seit langem gegeben, verkannt und mißverstanden, in die Kirchen gesperrt und nur selten in der Welt gelebt: die Antwort hat Gott selbst gegeben, als er uns nahe kam, so nahe wurde, daß er in diesem Mann aus Nazareth, in dem Jesus Christus unser Nächster wurde. Ohne Rücksicht darauf, daß man diese seine Nähe gar nicht wünschte - "denn er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf" -, blieb er auch bei den Menschen. Ja, den Punkt, an dem sie ihn endgültig loszuwerden glaubten, den nämlich den für ihn errichteten Galgen machte er zur Nahtstelle, zur Schweißstelle, so daß nun eine Trennung von Gott und Welt, von Himmel und Erde, von Geist und Materie nicht mehr möglich ist. Er bleibt uns nahe und ist unser Nächster, wo wir sein und wer wir auch sein mögen. Ihm nachfolgen, Christ sein kann nun aber wohl auch gar nichts anderes mehr bedeuten als mit ihm dem anderen Menschen nahe sein, sein Nächster werden. So haben wir die Antwort Gottes, die er in Jesus Christus gab, heute mitzuvollziehen: Nächster werden. Gott will mit unseren Füßen über diese Erde gehen; er greift nicht durch ein Wolkenloch, um einem Menschen zu helfen, sondern will dazu meine Hände gebrauchen. Er sieht nicht aus dem Himmel herab die Menschen an, sondern tut es mit meinen Augen. Wenn er das Schreien eines Menschen hören soll, so muß ich meine Ohren für diesen anderen auf tun. Wenn er mit Menschen redet, dann gebraucht er unseren Mund und unsere Sprache. Seit dieser Jesus aus Nazareth als der Christus über die Erde ging, ist Gott unter den Menschen. Er muß nicht von uns mühsam in einem Jenseits, in der Transzendenz aufgestöbert werden. Er ist unter uns! Er will nicht durch religiöse Klimmzüge in der vertikalen Ebene gesucht werden, sondern wandert unter uns in der Horizontalen.

III.

Das hat aber Folgen für unsere Kirchen. Sie sollen hier nur angedeutet werden. Man kann nämlich kein Bild dieser Kirche malen. Auch das wäre gegen das Verbot, sich ein Bildnis oder Gleichnis zu machen. Bleiben wir bei dem Bild, das für die Gemeinde Gottes im Neuen Testament gebraucht wird und doch schon mehr ist als ein Bild: Leib Jesu Christi.

1. Leib ist Organismus, nicht Organisation. Bei einem Organismus geht es um die Funktionsfähigkeit aller Glieder. Das Ganze leidet wenn ein Teil nicht funktioniert. Ein nicht mehr funktionierendes Glied am Körper ist gelähmt, belastet die anderen. Sollte es beim Leib Jesu Christi anders sein? In jedem Betrieb ist heute die Cooperation wichtig. Nur bei einem guten Zusammenspiel der verschiedenen Funktionen (Leitende und Ausführende, Planung, Produktion und Verkauf usw.) kann man auf Erfolg rechnen. Dabei ist der Betrieb eine Organisation. Die Gemeinde ist mehr: sie ist ein Organismus, dessen Hirn und Herz Christus ist. Aber die Glieder sind wir. Bauen wir als eine gelähmte Hand an diesem Leib? Sind wir ein blindes Auge?, ein stummer Mund?, ein taubes Ohr? So kann sich jeder selbst fragen, wann er sich in seiner Gemeinde oder an seinem Arbeitsplatz betraachtet. Diesen Maßstab müssen wir an jede unserer Gemeinden und an unsere Evangelische Kirche in Deutschland anlegen, ja an die Christenheit auf dieser

Erde. Wie steht es mit unserer Funktionsfähigkeit?
2. Z.B. mit der Funktionsfähigkeit unserer Zunge. Sie ist "ein kleines Glied und richtet große Dinge an". Wer gebraucht aber in unserer Kirche dieses bedeutsame Glied? Wenn dem Reden solche Bedeutung zukommt, wäre es doch wichtig, daß wir es in unseren Gemeinden lernen. Wir sollen doch bereit sein "zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist". Niemals lernt ein Kind sprechen, wenn es nicht zuerst stammeln darf. Wo kann man das aber in unseren Gemeinden? Die fließende Rede ist beliebt und theologisch einwandfrei muß sie sein. Steht wirklich jemand auf, um seine Meinung zu sagen und erscheint sie nicht zu 100 Prozent richtig, findet sich schnell ein Theologe, um den Sprecher ins Lot zu stellen. Abweichungen nach links oder rechts sind unbeliebt und ärgerlich, nicht nur in autoritären Staatsgebilden, sondern auch in der Kirche. Deshalb stehen eigentlich nur die Pastoren vor den Gemeinden und tun ihren Mund auf. Die "Laien" sollen dann von den "Büchern", also wohl in den Büros und Fabrikhallen, in den Wirtschaften und im Verein reden, was sie in der Kirche gehört haben. Aber wie sollen sie es tun, wenn sie niemals die Gelegenheit gehabt haben, es zu üben? Die Gemeinde ist der Übungsplatz, auf dem wir das rechte Reden lernen müssen. Hier ist nicht Rhetorik gemeint, sondern das Finden des rechten Wortes in der konkreten Situation. Deshalb gehören die Alltagsdinge, die uns in der Familie und am Arbeitsplatz, in der Politik und in der Gewerkschaft, auf dem Sportplatz und im Kino bewegen, in das Gespräch der Gemeindeglieder hinein. Hier muß geübt werden, was morgen zu antworten ist. Die Frontlinie verläuft nicht zwischen Kanzel und Kirchenbänken, sondern liegt zwischen der versammelten Gemeinde und ihrer Aufgabe in der "Zerstreuung", an den Arbeitsplätzen im täglichen Leben. Wir sehen, daß wir in der Nachfolge Jesu Christi gerufen sind, dem anderen Nächster zu werden. Das haben wir aber auf dem Exerzierplatz der Gemeinde zu üben (sie ist mehr, aber haben sie einen besseren Vergleich?).

Im Neuen Testament wird viel vom Wachsen in der Erkenntnis geredet. Wir sollen aus dem Säuglingsstadium der 'Unmündigen' herauskommen und einen Mund bekommen, also 'mündig' werden. Dann dürfen wir aber aus den Pastoren auch keine geistlichen Säuglingsgeschwestern machen, die dazu da sind, uns Sonntag für Sonntag und bei allen sonstigen Gelegenheiten das wohltemperierte Fläschchen zu reichen. Nicht die Pastoren sind die Mündigen (Christen mit Mund), sondern alle Christen, damit sie "verkündigen die großen Taten des, der sie berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht". Bei dieser Aufgabe können die Pastoren Geburtshelfer und Berater sein.

Es gibt Gemeinden, die haben ihre Aufgabe erkannt und sie üben sich gegenseitig für sie ein. Dafür gibt es verschiedene Möglichkeiten. Der Pastor kann seine Predigt mit anderen vorbereiten und sollte möglichst auch Menschen dazuholen, die außerhalb der Kirche oder ganz an ihrem Rande existieren. In Mainz-Eastel bei der Gossner-Mission lebt die ganze Arbeit aus dem Predigtvorbereitungskreis am Freitagabend, zu dem meist solche Männer und Frauen gehören, die keinen oder nur losen Kontakt mit ihrer Kirche haben, aber ihre Verantwortung im Beruf sehen und praktizieren. Es ist gar nicht auszumachen, wer hier mehr lernt, der Pastor für seine Predigt oder seine Freunde für die Bewältigung ihrer täglichen

Existenz als Arbeiter und Angestellte.

3. Wir sollen bereit sein zur Verantwortung, hören wir aus dem 1. Petrusbrief. Also antworten sollen wir. Aber werden wir überhaupt gefragt? Vielleicht gleichen wir als Kirche einer Radiostation, die unentwegt auf einer Wellenlänge sendet, die es in den Empfängergeräten gar nicht mehr gibt? Das ist eine ernste Frage. Deshalb müssen wir auch zuerst hören und den Mund halten. Vielleicht hat der Mensch, dem wir begegnen, keine "religiösen" Fragen, sondern ganz alltägliche. Sie werden uns genau so interessieren müssen, weil wir ja allen Menschen Nächster werden sollen, den Religiösen und den Nichtreligiösen. Wir haben sie zu lieben, nicht weil sie liebenswert sind, sondern weil Gott sie zu seinem Liebesobjekt gemacht hat, nicht anders wie auch mich selbst. Jawohl, Gott liebt die Weltlichen, die Nichtreligiösen, die abseits von der Kirche Lebenden, die Asozialen und die Amoralischen in jeder Einkommensstufe. Können wir das auch? Ich wage nicht ja und nicht nein zu sagen. Es ginge wohl um den einzelnen Fall und nicht um ein generelles Urteil in Bausch und Bogen. "Lieben" ist ein großes Wort und eine große Sache. Verkleinern wir es und machen wir uns zur Aufgabe, den andern ein wenig "ernstzunehmen", wenigstens so ernst, wie wir selbst uns zu nehmen pflegen. Dann werde ich auch erkennen, was er nicht annehmen kann und wo die Gründe dafür liegen. Meine Aufgabe wird nicht darin bestehen, ihn auf irgendeine Weise in die Kirche zu schleppen, sondern mit ihm auch die zweite Meile zu gehen, wenn er mich um Begleitung auf der ersten bittet. Seine Gedanken und nicht meine eignen werden mir wichtig werden. Seine Probleme werden mich beschäftigen. Seine Veranlagungen und seine Hoffnungen werde ich teilen. So hat es doch auch Paulus in seinem Brief an die Römer Kap. 12 gemeint. Ich darf dann auch damit rechnen, daß auf diesem gemeinsamen Weg mit uns beiden etwas neues geschieht: ein Dritter dazukommt und unsere Begegnung und unseren Weg zu einem Stück Gemeinde macht, in der auch auf den Dritten gehört wird und in dessen Namen nun das rechte Wort gefunden wird.

4. Es geht schon um das Reden, um das "Wort". Aber es ist nicht zu trennen von dem Zeugnis, im Neuen Testament martyria genannt. Zum Zeugnis wird nicht nur der Mund, sondern der ganze Leib gebraucht. Deshalb ist die Predigt allein noch nicht Zeugnis von Jesus Christus. Zu ihr gehört die Gemeinde als Leib Jesu Christi. Die Glieder am Leib sind nicht marionettenhafte Gliedmaßen, die von einem anderen bewegt werden. Sie stehen mit dem Haupt direkt in Verbindung, in unserem Falle also mit Jesus Christus. Sie bewegen sich nicht losgelöst voneinander, sondern zu einem Zweck und Ziel: daß mitten in unserer Welt der Menschen Gott den Menschen nahe kommt. Wo das geschieht, da wächst eine Gemeinde und entsteht Kirche. Sie wird vielleicht ganz anders aussehen als die bisher gewohnte. Ihr Gottesdienst wird einen anderen Stil haben, vielleicht auch nicht mehr am Sonntagvormittag stattfinden. Es wird nicht mehr ein einziger allein in dieser Versammlung sprechen, sondern jeder, der "mündig" ist. Das gemeinsame Essen und Trinken wird weniger feierlich sein, aber als ein wichtiger Bestandteil der Gemeinschaft untereinander in die Nähe des gemeinsamen Essen und Trinkens der Ersten

Christen rücken. Bisherige Formen werden zerbrechen, konfessionelle Grenzen antiquiert werden. Aber die Gemeinde wird Stadt auf dem Berge sein und als ein Licht in unsere Welt leuchten, auch in die Welt der Arbeit.

5. Zum Schluß die alte Frage: Was sollen wir tun? Dem Herrn Jesus Christus sollen wir nachfolgen. Wohin? Auf seinem Wege zu den Menschen, zu allen Menschen. Wie geschieht das? Indem wir den anderen Menschen suchen, ihm nahe kommen. Aber machen wir uns keine Illusion: das ist gefährlich! Mit etwas Freundlichkeit und womöglich jovialen Schulterklopfen ist nichts getan! Das Nachhinerwerden hat dem Jesus aus Nazareth das Leben gekostet. Ob wir billiger davonkommen? Jedenfalls werden wir auf diesem Weg mit keinem Verdienstkreuz rechnen können. Aber wie Gott gerade das Kreuz zum Anfang eines neuen Lebens und einer neuen Welt und eines neuen Volkes machte, so können wir darauf vertrauen, daß uns auf die-~~em~~ Wege zu den Menschen auch heute etwas ganz Neues geschenkt wird. Das ist kein Weg aus der Kirche, wie es manchen erscheinen mag, sondern ein Weg in die Kirche Gottes. Auf diesem Weg haben wir keinen Schleppdienst ~~gegen~~ zurück zur Kirche zu organisieren, sondern vorwärts zu gehen und damit zu rechnen, daß Gott mitten in dieser Welt der Arbeit und mit den Menschen unserer Zeit neu seine Kirche baut. Ihre Wahrzeichen sind vielleicht nicht mehr Türme und Glocken, die oft schon von den Kochhäusern überragt und durch die Fabrik sirenen übertönt werden. Aber Gott könnte das Miteinanderreden dieser Menschen, ihre Sorge umeinander, ihr gemeinsames Essen und Trinken und manches andere noch zu Zeichen dafür machen, daß sie Glieder an einem Leibe sind. Es geht nicht um Wiederbelebungsvorwände einer müde gewordenen oder schielenden Kirche, sondern um Gottes Neuschöpfung in unserer Welt. Unsere Aufgabe ist nicht, Kirchenmitglieder zu werben und so die leeren Kirchenbänke zu füllen. Paulus war kompromisslos, als Petrus verlangte, die Heiden sollten erst Juden werden, um dann Christen werden zu können. Er würde heute genauso gegen die auftreten, die verlangen, daß die Menschen unserer Tage erst so werden wie diejenigen, die in der Kirche sitzen, sich ihre Begriffe aneignen und ihre Formen annehmen. Auch heute geht es nicht um die Beschneidung, sondern um die Taufe! Das heißt aber: wir können damit rechnen, daß es mitten in der Finsternis hell wird; die Gottesfernen merken, daß Gott nahe ist; Kirche keine Organisation, sondern Organismus ist; das Reich Gottes nicht im Jenseits liegt, sondern in unserer Gesellschaft da ist und wächst. Dann wird das Thema nicht mehr lauten können: Die Kirche und die Welt der Arbeit; es wird heißen müssen:

Die Kirche in der Welt der Arbeit.

Biographische Notizen

Pfarrer Horst Symanowski, 1911 in Ostpreußen geboren, steht im Dienst der Gossnermission. Schon während des Kirchenkampfes kam er als Vikar in Dortmund mit den Problemen der Industrielandeskirche in Berührung. Als Schwerkriegsbeschädigter auf dem Wege zum Westen, arbeitete er 1945 eine Zeitlang als Landarbeiter, Autoschlosser und Pastor auf einer Kolchose in Hinterpommern. Dann ging er mit der Wohnwagen-Mission in den Oderbruch. 1949 baute er das Gossnerhaus in Mainz-Kastel auf und arbeitete mehrere Jahre lang regelmäßig als Hilfsarbeiter in einer Zementfabrik. Nachdem er vor der Gesamtdeutschen Synode in Bielefeld über seine Erfahrungen berichtet hatte, bekam er den Auftrag, das "Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie" einzurichten, das im Winter 1956/57 seinen ersten Kursus mit 13 Pastoren und Vikaren aus mehreren Landeskirchen durchführte.

Gossner Mission

BERLIN - FRIEDENAU / ZWEIGSTELLE MAINZ - KASTEL

Brief von P. Hans Gossner

Mainz-Kastel am Rhein

Eleonorenstraße 64

Fernruf: Kastel 2352

Postscheck: Hannover 108305

Bank: 10234 Südd. Bank A.-G., Mainz

~~Sehr geehrte Herren,~~

Es ist ein Jahr her, dass wir Sie bei einer Teestunde im Gossner Haus zu Gast haben durften und ich Ihnen am 2. Dezember 1952 in einem Brief einige Bitten vortrug. Die allgemeine Terminnot vor dem Fest lässt es wohl nicht zu, dass wir Sie noch in diesem Jahr wieder zu uns bitten. Herr Dipl. Ing. W. Dyckerhoff schlägt vor, dass wir aber im Frühjahr 1954 wiederum zusammenkommen. Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen heute einen Bericht über unsere Arbeit in den letzten zwölf Monaten gebe und Ihnen auch einige Bitten vortrage.

I. Die Aufbaulager in Mainz-Kastel.

1. Mit einem Lager im März starteten wir einen Versuch, der von den staatlichen und städtischen Stellen misstrauisch betrachtet wurde. Wir holten 15 Jungen aus drei Hessischen Fürsorgeerziehungsanstalten für drei Wochen in unsere Hausgemeinschaft und arbeiteten mit ihnen auf unserem Bauplatz (Ausschachtungsarbeiten). Es waren Jungen, die dem kritischen Augenblick ihrer Entlassung aus der Anstalt entgegengingen und die nun in eine Lehrstelle oder eine Arbeitsstelle vermittelt werden sollten. Wir hatten einige verantwortungsbewusste junge Menschen in das Lager mit hineingenommen und liessen alle Lagerteilnehmer den Tageslauf weithin selbst bestimmen. Erfolg: Es wurde sehr gut gearbeitet, Disziplin gehalten und - es waren auch am Ende dieses Aufbau-lagers noch alle da! Einige Jungen, die in der Nähe eine Arbeitsstelle fanden, blieben in unserem Heim und sind auch heute noch hier. Das Ergebnis dieses Lagers ermutigt uns, auch 1954 einen zweiten Versuch zu machen. Immer wieder bewegt uns die Frage, wer sich besonders der aus dem Gefängnis entlassenen Jugendlichen annimmt. Für sie wäre ein Heim in unserem Sinne dringend erforderlich. Diese Aufgabe übersteigt aber unsere Kraft.
2. Das internationale Pastorenaufbaulager vereinigte zu einer guten Arbeitsgemeinschaft 8 Pfarrer aus Schweden, 2 aus Finnland, 2 aus Holland, 1 aus der Schweiz, 1 aus England, 2 aus Amerika und 6 aus Deutschland. Es wurde auf dem Bau und im Betonwerk der Portland-Zement-Werke Dyckerhoff gearbeitet. Besonders wertvoll war eine intensive Aussprache zwischen Lager und Betriebsrat. Es knüpften sich, wie auch schon im Vorjahre, Freundschaftsbande zwischen Arbeitern und Pfarrern; heute gibt es noch einen regen Schriftwechsel zwischen ihnen. Ursprünglich hatten wir die Absicht, das Lager in Gruppen aufzuteilen und in verschiedenen Werken arbeiten zu lassen. Damit wäre aber eine Lagergemeinschaft nicht mehr möglich gewesen.

3. Das internationale Jugendaufbaulager war von neun Nationen besetzt. Die Fa. Kalle & Co. in Wiesbaden-Biebrich hatte zwei junge Arbeiter unter Weiterzahlung des Lohnes für die Gesamtdauer des Lagers beurlaubt. Die Fa. Dyckerhoff stellte das Mittagessen aus der Werksküche zur Verfügung und half ebenso wie die Portland-Zementwerke in Mainz-Weisenau mit grosszügigen Zementspenden. So konnte an dem Keller des künftigen Hauptbaus ein gutes Stück Arbeit geleistet werden. Jetzt hat die Fa. Dyckerhoff & Widmann die Kellerdecke geschlossen, sodass wir 1954 mit den Aufbaulagern darangehen können, den Weiterbau bis zur Decke des ersten Geschosses vorzubereiten.

Bei diesem Lager stiessen wir auf eine Schwierigkeit: es zeigte sich, dass die Problemkreise der jungen Arbeiter und die der Angestellten und Studenten aus den neuen Nationen zu verschieden waren und sich häufig nicht berührten. Aus diesem Grunde werden wir 1954 zwei kürzere Lager veranstalten und besonders junge Arbeiter und Arbeiterinnen einladen. Die UNESCO wird uns helfen, Teilnehmer aus den europäischen Ländern zu bekommen. Hiermit möchte ich Sie schon heute bitten, die beiden Lager im nächsten Jahr vorzumerken und nach Teilnehmern auszusuchen, bzw. diese zu beurlauben, wenn wir Interessenten finden. Zeit: 1. Lager 13.-28.7.1954; 2. Lager 3.-18.8.1954. Alter: möglichst 18-25 Jahre

II. Auslandsaufenthalt junger Arbeiter und Arbeiterinnen.

1. Zu der Begegnung mit holländischen Arbeitern konnten wir zehn Arbeiter nach Driebergen und Bentveld in Holland entsenden. Es beteiligten sich die Firmen Chem. Werke Albert, Wiesbaden-Biebrich, Chem. Werke Boehringer, Ingelheim, Dyckerhoff-Portland-Zementwerke, Wiesbaden-Amöneburg, Hartmann & Braun, Frankfurt, Heidelberger Zementwerke Mainz-Weisenau, Kaolinwerke Mittelheim (Erbslöh), Papierfabrik Krause, Bind & Pack, Mainz, und Zellulose Waldhof, Werk Kostheim. Die Teilnehmer haben an einem Sonntag im Oktober im Gossner Haus über ihre ~~Mbaxxixre~~ Erlebnisse den Arbeitskollegen berichtet. Es dürften sich zu der gleichen Veranstaltung im kommenden Jahr eine Reihe von Bewerbern finden. Bitte, notieren Sie, dass vom 15.3.-27.3.1954 in Bentveld (Holland) wieder solche eine Freizeit stattfindet, zu der besonders Betriebsräte oder in sozialen und gewerkschaftlichen Fragen versierte Arbeiter und Arbeiterinnen eingeladen werden. Die Freizeitkosten betragen für Unterkunft und Verpflegung sowie Besichtigungen und Ausflüge DM 60.--. Betrachten Sie dieses Schreiben bitte als eine Einladung an Sie, die entsprechenden Teilnehmer möglichst bis zum 15. Jan. 1954 zu melden. Die offiziellen Einladungen sind bereits in unserer Hand und gehen Ihnen zu, sobald Sie uns die Zahl der Teilnehmer aus Ihrem Werk gemeldet haben. Für Arbeiter, die noch nicht solche Erfahrungen haben, wird im September 1954 ebenfalls eine solche Freizeit stattfinden, wie sie schon in den letzten drei Jahren durchgeführt wurden.
2. Ausserhalb Deutschlands fanden 15 Aufbaulager statt (Frankreich, Holland, England, Italien, Griechenland, Oesterreich, Libanon), an denen etwa 100 Deutsche teilnahmen, darunter auch junge Arbeiter und Arbeiterinnen. Unser Prinzip ist, jeden Bewerber für ein ausländisches Lager zuerst in ein internationales Aufbaulager in Deutschland zu nehmen und ihn dann erst im zweiten Jahr ins Ausland zu schicken. Diese Form internationaler Begegnung erscheint auch den zuständigen Stellen des Bundesministeriums in Bonn so wichtig, dass sie den Teilnehmern an solchen Lagern pro Tag einen Zuschuss von DM 3.-- durch uns gewähren.

III. Pfarrer in der Fabrik

Bei unserer Teestunde im vergangenen Jahr habe ich Ihnen berichtet, dass ich seit 1950 alljährlich für eine bestimmte Zeit als Hilfsarbeiter bei Dyckerhoff tätig war, jedes Mal in einer anderen Abteilung. 1953 war ich als Hilfsschlosser tätig. Nun kann ich Ihnen mitteilen, dass ich kein einsamer Vogel mehr bin, sondern in diesem Jahr noch einige Mitarbeiter bekommen habe, die nun noch intensiver als ich selbst in dieser Weise arbeiten können. In der Fa. Kalle & Co. ist seit Juni ds. Js. ein holländischer Pastor tätig, bei Dyckerhoff ein Vikar, den die Rheinische Kirche uns zur Verfügung stellte, und ein junger Prediger, der für die nächsten fünf Jahre im Steinbruch der Dyckerhoff-Werke bleiben will. Diese Erweiterung des Arbeitsstabes und des Arbeitsfeldes ist eine grosse Freude für mich. Wenn Sie noch hinzunehmen, dass wir mit Fräulein von Oettingen, die als Hilfsarbeiterin bei Hartmann & Braun in Frankfurt beschäftigt ist, gute Verbindung haben, zwei kirchliche Gemeindegemeinderinnen in diesen Tagen bei den IG-Farbwerken in Höchst angefangen haben und bei uns wohnen und im neuen Jahr noch eine erfahrene Jugendarbeiterin aus Oesterreich zu uns stösst, um als Hilfsarbeiterin in Wiesbaden Biebrich in einem Werk zu beginnen, so werden Sie erkennen, dass in diesen letzten zwölf Monaten unsere Arbeit ein Stück vorangekommen ist.

IV. Die Arbeitersonntage im Gossner Haus

Rein zahlenmässig ist dies Anwachsen der Arbeit an dem Besuch des einen Arbeitersonntags in unserem Haus zu sehen. Ich berichtete Ihnen von unserem ersten Versuch im Oktober 1952, den Sonntag für unsere Arbeitskollegen zurückzugewinnen als einen Tag der Entspannung und Besinnung. Der letzte Sonntag dieser Art im November dieses Jahres sah 115 Besucher. Das Wort ist falsch, denn an dieser Stelle soll man sich zuhause fühlen. Deshalb bleiben wir auch von 11 Uhr vormittags bis 6 Uhr abends zusammen, essen gemeinsam Mittag und versuchen als eine Familie, Fragen zu durchdenken, die oft unausgesprochen und unbeantwortet die Arbeiter quälen: Wofür arbeiten wir eigentlich? Die Würde des Menschen; wer bedroht sie und wer erhält sie? Was heisst für den Industriemenschen Erntedank? Was bedeutet mir der Film? Meine Kinder? So gibt es eine Fülle von Fragen, die einmal aufgeworfen lebhaft Diskussionen hervorbringen. In diesem Haus und in dieser Gesellschaft kann jeder alles sagen. Es sind meist unkirchliche Leute, die kommen - andere werden gar nicht eingeladen! Sie gehören allen Parteien an oder - und das sind nicht wenige - sind völlig indifferent. Beim vorletzten Mal waren 9 aus Frankfurt herübergekommen, beim letzten Mal sogar 30. Sie fragten, ob wir nicht einen gleichen Sonntag in Frankfurt einrichten könnten, weil doch das Reisegeld teuer und die Fahrt umständlich wäre. Wir denken gerade darüber nach, ob wir solch einen "Filialsonntag" in Frankfurt einrichten können.

Hier in Kastel wird auch der Raum eng, da wir ja in demselben Saal, den Sie bei der Teestunde kennenlernten, zusammenkommen, essen, diskutieren, Filme ansehen. Wir kommen mit dem Umräumen zeitlich kaum mehr zurecht. Unser Bau geht nur langsam voran, denn eigene Mittel stehen uns nicht zur Verfügung, die Spenden von ausländischen Kirchen reichen bei weitem nicht aus, und aus der Industrie helfen uns bis jetzt nur 3 Werke, denen es auch schwer wird, wenn immer nur sie von uns angegangen werden. Bauen wir in dem bisherigen Tempo weiter, so werden wir nicht vor 5 Jahren fertig! Sollen wir aber deshalb die wachsende Arbeit einschränken? Sie haben mir schon im vergangenen Jahr wertvolle Hinweise und Ratschläge geben können. Wissen Sie auch in dieser Sache einen Rat?

V. Konkrete Bitten:

1. Wir brauchen für die Durchführung unserer Arbeit einen kleinen Fonds, aus dem wir folgende Ausgaben bestreiten können: Unkosten für Verpflegung an den Sonntagen, Leihgebühr für Filme, Papier- und Portokosten für Einladungen.

Einrichtung einer kleinen Fachbücherei für unsere Mitarbeiter in den Werken.

Ueberbrückungsgeld für unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bis zu ihrer Einstellung, bzw. 1. Lohnzahlung.

Reisezuschüsse zum Treffen der Mitarbeiter zum gegenseitigen Erfahrungsaustausch.

Darf ich Sie um einen finanziellen Beitrag Ihres Werkes zu dieser Arbeit bitten? Spenden an die Gossner Mission sind steuerbegünstigt. Wir sind berechtigt, entsprechende Spendenbescheinigungen auszustellen. Sie würden uns sehr helfen, wenn Sie uns solch einen Beitrag jährlich zuwenden könnten, sodass wir ein Budget für diese Arbeit aufstellen können. Ob Ihnen noch für 1953 eine Ueberweisung möglich sein wird? Wir wären Ihnen von Herzen dankbar.

2. Melden Sie bis zum 15. Januar 1954 Teilnehmer aus Ihrem Werk für die Freizeit in Bentveld (Holland) vom 15.-27.3.1954. Diesmal sind in sozialen und gewerkschaftlichen Fragen versierte Leute erwünscht. Ziel der Freizeit: Begegnung mit dem holländischen Sozialismus. Tagungskosten M 60.-
3. Merken Sie sich die internationalen Aufbaulager für Arbeiter und Arbeiterinnen vom 18. bis ungefähr 25. Lebensjahr vor: Mainz-Kastel 13.-28.7.1954 und 3.-18.8.1954. Ziel der Aufbaulager: Gemeinsames Leben mit jungen Menschen anderer Nationen. Aufbau des Gossner Hauses als Zentrum für internationale Begegnung und Arbeiteraustausch.
4. Könnten Sie einen Arbeitsplatz in Ihrem Werk für einen unserer Mitarbeiter (bzw. Mitarbeiterin) zur Verfügung stellen? Wir wissen nicht, wann wir ihn besetzen können. Es wäre aber für uns eine Hilfe, wenn wir wüssten, an welches Werk wir uns wenden können, wenn ein geeigneter Mitarbeiter eingesetzt werden kann.

Gern nehme ich jede Anregung von Ihnen entgegen. Besonders schön wäre es, wenn Sie uns besuchen könnten.

Mit den besten Wünschen für eine frohe Advents- und Weihnachtszeit bin ich

Ihr sehr ergebener

(H. Symanowski, Pfr.)

A b s c h r i f t .

Gossner-Mission

Mainz-Kastel am Rhein, den 24.11.54
Eleonorenstraße 64
Ruf: Wiesbaden-Kastel 23 52
S/L.

Liebe Brüder,

Es ist Zeit, daß ich denen unter Euch, die mir geschrieben haben, antworte und allen campern unseres Pastorenlagers berichte, wie es bei uns weitergeht. Über das work camp nach Euch erfahrt Ihr etwas aus dem beiliegenden Bericht über alle drei Läger dieses Sommers. Oft haben wir Euch alle gedacht, wenn wir die Träger für die erste Geschoßdecke verluden und die Steine bei uns aufsetzten. Nun kommt aber auch schon die zweite Geschoßdecke heran, denn die Firma Dyckerhoff & Wichmann ist mit den Maurerarbeiten im 1. Stock fertig. Studenten des Evangelischen Studentenwerkes und andere aus der Mainzer Studentengemeinde kommen am nächsten Sonnabend und helfen uns Träger und Deckensteine - Eure Fabrikation - vom Betonwerk nach Kastel zu schaffen. Später schicke ich Euch ein Bild. Ich habe es gewagt, den Auftrag für die Maurerarbeiten zu erteilen, obwohl noch keiner unserer Aufträge auf Zuschüsse und Kredite entschieden ist. Die Firma hat mir bis zum 28. Februar 1955 Zeit gegeben. Ich hoffe, daß wir bis zu diesem Termin Geld haben werden. Es wäre schade gewesen, wenn Euer Material noch 1 Jahr lang ungenutzt im Betonwerk gelegen hätte. Unsere Lehrlinge und Studenten im Heim haben in den letzten Wochen gern mitgemacht, wenn es galt, noch am Abend einen Lastzug zu entladen.

Seit den Lagern bin ich noch nicht zur Ruhe gekommen. Reisen nach Berlin - Paris - Genf und vielen Orten dazwischen haben fast meine ganze Zeit ausgefüllt. Die Tagung in Paris brachte nicht die von mir erhoffte Begegnung mit den prêtres ouvriers im kleinen Kreis. Immer wieder erfuhren wir von den Anwesenden, daß 2/3 der Arbeiterpriester, das sind etwa 60, ihre Arbeit genau so oder in veränderter Form fortsetzen. Die Kath. Kirche läßt sie gewähren, nachdem sie ihnen den Warnschuß vor den Bug gesetzt hat. Einige waren der Meinung, daß die Kath. Kirche noch gar nicht den eigentlichen Antrieb ihrer Arbeit erkannt hat. Sie glaube, daß es sich um eine übersteigerte, daß es sich um eine übersteigerte, etwas fehlgelaufene Aktivität handele. Die prêtres ouvriers selbst sehen ihr Tun als das Ergebnis ihres sehr schlichten Bibellesens an. Die Verpflichtung zu diesem Weg unter die Arbeiter und mit ihnen, die aus dem Hören auf das Wort kommt, ist etwas anderes als gesteigerte Aktivität.

Hans Runge tut weiterhin seinen Dienst in Fabrik und Kirche. Er wohnt jetzt in der Dyckerhoffstraße in Amöneburg, genau zwischen Werk und Kirche. Ich saß am Erntedankfest unter seiner Kanzel und habe mich über die Predigt gefreut, auch über die Gemeinde: schon 80 Erwachsene und 30 Kinder. Darunter sah ich auch Arbeiter, die nominell zu Kath. Kirche gehören. Da Hans Runge in nächster Zeit (Weihnachten) noch mehr in der Gemeinde beansprucht werden wird, ist mit der Betriebsleitung vereinbart, daß ich dann jeweils an seinen Arbeitsplatz treten darf, - die Stunden auch auf sein Konto geschrieben werden. Es bleibt abzuwarten, wie das in der Praxis gehen wird.

b.w.

In diesem Monat haben wir am 14. einen guten Sonntag mit den Arbeitern gehabt. Er war besonders für alle diejenigen gedacht, die in Holland zu den Konferenzen der Woodbrokers in Bentveld gewesen waren oder 1955 hinfahren wollen. Es war erstaunlich, wie gut einige über die letzte Tagung in Bentveld (Sept. 54) berichteten. Man muß ihnen nur Mut machen und ihnen einen Auftrag geben. Ein Elektriker von Dyckerhoff sprach ganz frei und sicher. Domina Boys von den Woodbrokers in Bentveld sprach am Vormittag über „Menschlichkeit“, es war ein guter Beitrag zum sogenannten Volkstrauertag an diesem Tage. U. a. erzählte sie von einer Stadt in Deutschland, in der ein Kriegerdenkmal von 1870/71 verschwinden mußte (aus verkehrstechnischen Gründen). Unwillen bei den Bürgern: wir müssen eine Stelle haben, an der wir Kränze niederlegen können. Darauf errichtete der Stadtrat zwischen Ev. und Kath. Kirche einen großen rohen Betonklotz, Stacheldraht wird darüber gespannt. Empörung bei den Bürgern: Das ist kein schönes Denkmal. Der Stadtrat: So ist aber der Krieg, nicht schön, Beton und Stacheldraht. Dann läßt er auf den Betonklotz schreiben: Im Gedenken an die Toten der großen Kriege aus Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Niederlanden usw., in alphab. Reihenfolge. Domina Boys wußte allerdings nicht zu sagen, ob die Bürger noch Lust hatten, an diesem Denkmal ihre Kränze niederzulegen. So war der Tenor dieses Tages bei uns und wir waren froh über diesen „Volkstrauertag“. Zur selben Zeit sprach Karl Barth beim Staatsakt der Hess. Regierung im Opernhaus in Wiesbaden. Alle distanzieren sich hinterher auch von ihm, auch der SPD - Kultusminister, der ihn eingeladen hatte. Warum? Als ich ihn in dieser Woche in Basel traf und mit ihm darüber sprach, bestätigte er meine Vermutung: Er hatte noch einmal die Vergangenheit aufgezeigt und davor gewarnt, daß sie wieder Zukunft werden könne. Das ist natürlich peinlich, wo wir so schön im Zuge der Abrüstung sind. Karl Barth paßte wieder einmal nicht in die Konzeption. - Unsere Sonntagsversammlung wünschte die Frage nach Wehrdienst - Kriegsdienstverweigerung an einem nächsten Sonntag zu behandeln. Bruder Niemöller hat sich schon zum 30 Januar für den ganzen Nachmittag und Abend zugesagt. Wer von Euch kann kommen? Es wäre schön!

Einige Bilder des Münchener Fotografen lege ich diesem Brief bei. Die eigenen kann ich erst im Dezember und Januar verarbeiten. Sie machen zu lassen, ist zu teuer. Ihr erhaltet sie also später. Allen, die mir geschrieben haben oder ihre Berichte zusandten, danke ich. Laßt Euch eine gute Advents- und Weihnachtszeit in Haus und Gemeinde wünschen. Außer mir und meiner Familie grüßt Euch herzlich das ganze Gossner-Haus.

Euer

Horst Symanowski.

Gossner - Mission

Mainz-Kastel am Rhein, den 11.11.54
Eleonorenstraße 64
Ruf: Wiesbaden-Kastel 23 52

Bericht über die ökumenischen Aufbaulager der Gossner-Mission
Sommer 1954

Im Sommer 1954 fanden in Mainz - Kastel bei der Gossner-Mission 2 ökumenische Aufbaulager statt, ein Pastorenlager und ein Jugendlager. Durch die Gossner - Mission kam es auch bei den Portland-Zementwerken Dyckerhoff in Lengerich/ Westfalen zu einem Lager, über da s ebenfalls kurz berichtet werden soll.

I. Pastorenlager.

Die 37 Teilnehmer kämen aus Amerika, England, Finnland, Frankreich, Holland, Schweden, Ost-und Westdeutschland. Zum ersten Mal in diesen Lagern war die Beteiligung mit 13 Pastoren aus der Ostzone erfreulich stark. Die nichtdeutschen Teilnehmer waren meist aus persönlichem Interesse und aus eigener Initiative gekommen, die deutschen Teilnehmer meist durch Aufforderungen ihrer Kirchenleitungen. So hatten sich einige der deutschen Teilnehmer unter dem Lager etwas anderes vorgestellt. Die einen glaubten, daß sie in einer Fabrik als Arbeiter angestellt volle Schichten fahren würden, andere erwarteten eine Freizeit mit Vorträgen. Grund für diese Mißverständnisse war mangelnde Unterrichtung, bzw. fehlende Weitergabe der Informationen.

Die Arbeit kam, wie von Anfang an geplant, dem Aufbau des Jugendheims der Gossner-Mission in Mainz-Kastel zugut. Es wurden Erdarbeiten im Kellergeschoß als Fortführung der im Vorjahr durch das Pastorenlager begonnenen Arbeiten geleistet. In der Hauptsache erfolgte aber der Einsatz in den Portland - Zementwerken Dyckerhoff. Auf Vorschlag einiger Arbeiter im Jahre 1950 erlaubte die Betriebsleitung der Gossner - Mission die Benutzung von Maschinen und stellte auch einen Teil des Materials kostenlos zur Verfügung. So konnten in dem diesjährigen Lager die Betonträger für 2 Decken des Hauptbaues und ein Teil der Deckensteine sowie Bimsplatten für die Zwischenwände hergestellt werden. Mit Hilfe der im Betonwerk beschäftigten Arbeiter wurden die Pastoren in kurzer Zeit angelernt, sodaß sie bald selbständig die Eisen schneiden, die Geflechte binden, die Formen zusammensetzen, gießen und die Steine fabrizieren konnten. Auf diese Weise konnten Pastoren und das nachfolgende Jugendlager die Materialien erarbeiten, die zum Aufbau nötig sind. Die Arbeitsleistung im Pastorenlager überstieg auch die Erwartung der Dyckerhoff-Arbeiter, die sich die Fertigstellung der Decken mit diesem Lager zum Ziel gesetzt hatten.

Im Lager wurde an der Arbeit verschiedenartige Kritik geübt. Einige waren durch die schwere Arbeit ermüdet und konnten nicht genug Frische für die Vorträge am Nachmittag und Abend, die Bibelarbeit und andere Veranstaltungen aufbringen. Durch die Müdigkeit wurde auch das persönliche Gespräch gerade mit den Nichtdeutschen Teilnehmern erschwert. Andere waren enttäuscht, daß sie zu sehr im Kreis der Pastoren während der Fabrikarbeit blieben, da mir wenige Dyckerhoff-Arbeiter bei der Herstellung der Bauteile zu helfen brauchten. Man hielt eine reguläre Tätigkeit als Hilfsarbeiter im Werk für besser.

Dann allerdings wäre jedes andere Programm nach der Arbeit unmöglich gewesen. Im Lager 1955 soll eine Koppelung beider Arten versucht werden: 2 Wochen volle Fabrikarbeit und 2 Wochen Konferenz über das Lagerthema mit Besichtigung von Industriewerken. Es wird sich dann zeigen, ob die Trennung von Arbeit und Themabehandlung vorteilhaft ist.

Das Thema: „Der Weg der Kirche zur Arbeiterschaft,“ schien zuerst zu kurz zu kommen, weil die Ost-West-Debatte breiten Raum einnahm. Das Gespräch drohte ein innerdeutsches ohne Beteiligung der Ausländer zu werden. Den allgemein einführenden Vorträgen von Kirchenpräsident Niemöller und Prof. Harder folgten Gespräche mit einem Gewerkschaftssekretär, einem Industriellen und einem Refa-Vertreter und in den Frühstückspausen im Aufenthaltsraum des Betonwerkes in der Zementfabrik Kurzberichte eines Ingenieurs, der Werkfürsorgerin, des Leiters der Lohnabteilung und des Betriebsratsvorsitzenden. Der Betriebsrat gestattete dem Lager die Teilnahme an einem Industrieunternehmen um Fragen der Menschenbehandlung einer Sitzung, an der deutlich wurde, wie sehr es in einem solchen Industrieunternehmen um Fragen der Menschenbehandlung bis hin zur Seelsorge geht. Besichtigungen der Zementfabrik, ferner der MAN in Mainz - Gustavsburg und der Opelwerke in Rüsselsheim sollten den Teilnehmern die Verschiedenartigkeit der Arbeitsanforderungen - und Methoden deutlich machen. Eine Reihe der Teilnehmer kam aus ländlichen Gemeinden und bekam zum ersten Mal einen Einblick in die moderne Industrie. Für andere brachten Besichtigungen und Vorträge nichts Neues.

Um den Teilnehmern nicht nur einseitig den Versuch der Gossner-Mission in Mainz - Kastel zu demonstrieren, wurde der Leiter des Ev. Arbeiterwerkes Propst zur Nieden gebeten, die Arbeitsmethode der Ev. Arbeitersekretäre und die Bildung von Betriebskernen darzustellen. Ferner berichtete der Ortspfarrer von Rüsselsheim über seine Sicht der Probleme in einer Industriegemeinde. Am Abend war das Lager mit dieser Gemeinde zu einem offenen und lebendigen Gespräch zusammen. Hier wurde deutlich, wie auch in einer Industriestadt vom Gemeindepfarramt aus gearbeitet werden kann. Die Kasteler Arbeit wurde von einigen Pfarrern als Angriff auf das Gemeindepfarramt mißverstanden. Es wurde aber immer wieder betont, daß es bei dem Versuch in Kastel darum geht, diejenigen Arbeiter zu erfassen, die nicht mehr in den Blickwinkel des Pfarramtes kommen. Für einen solchen Versuch aus Frankreich war der Bericht des Pastor Gerber aus Mulhouse besonders instruktiv. Er zeigte, wie klischeefrei und einfallsreich die Mission in Frankreich betrieben wird, mit der stets die Fernstehenden gemeint sind.

Wie meist bei ökumenischen Lagern war die Bibelarbeit unbefriedigend. Die deutschen Teilnehmer waren unzufrieden mit der Methode einer zu schnellen Applikation. Andere wiederum vermißten

vermißten einen praktischen Erfolg der Bibelarbeit. Gerade an dieser Stelle wird kirchliche und Theologische Herkunft besonders deutlich und läßt die Oekumene als eine immer wieder neu gestellte Aufgabe erkennbar werden. Die Rücksicht auf die aus einer anderen Tradition kommenden Ausländer ließ bei den Deutschen manchmal zu wünschen übrig. Die Abendmahlsfeier am Ende des Lagers, von der sich nur ein Teilnehmer ausschloß, war das Geschenk der Gemeinschaft für die aus Kirchen der Anglikaner, Oongregationalisten, Lutheranern, Presbyterianern, Reformierten und Unierten kommenden Lagerteilnehmer. Bei den Berichten verschiedener Teilnehmer nach Beendigung des Lagers überwiegt bis auf eine Ausnahme das Positive. Man ist besonders dankbar für die wochenlange Gemeinschaft mit Brüdern aus anderen Kirchen und Ländern, besonders auch mit denen aus Ostdeutschland. Jedem ist klar, daß das Lager keine Patentlösung für das Problem der Kirche und Arbeiterschaft bringen konnte, jeder wußte aber auch, daß auf eine für seine Gemeindesituation passende Weise dieses Problem praktisch angefaßt werden muß. Daß an dieser Stelle alle Kirchen zur Überlegung und zum Handeln gefordert sind, war aus den Berichten der Lagerteilnehmer deutlich geworden. Daß die Arbeit der Gossner-Mission in Mainz - Kastel kein Klischee sein kann und will, wurde mehrfach betont.

II. ⁱⁿ Jugendlager aus Mainz-Ka-stel. Dem Pastorenlager folgte im August ein Jugendlager mit Teilnehmern aus Amerika, Australien, Frankreich, Holland, Italien, Schweiz, Ost- und Westdeutschland. Besonders die ostdeutsche Gruppe war auch in diesem Lager stark (allein 13 Studenten von der Bergakademie in Freiberg). Leider war es nicht gelungen aus dem Ausland junge Arbeiter und Arbeiterinnen zu bekommen. So wurden die Diskussionen meist zwischen den Studenten geführt. Das Thema des Lagers: „Freisein v o n - Freisein z u “ stand über allen G e s p r ä c h e n und wurde auf die Bibelarbeit mit ausgewählten Texten gegründet. Die Leitung der Bibelarbeit hatte Dr. Carlton Lee vom Tuskegee-Institut in Alabama USA.

Die sechsstündige Arbeit diente wieder dem Aufbau des Jugendwohnheimes der Gossner-Mission. Es wurden Mauersteine in der Zementfabrik hergestellt und Erdarbeiten auf dem Bauplatz verrichtet. Außerdem half das Lager einem Arbeiter, der Spätheimkehrer ist und als solcher schwer sieden kann bei der Herstellung der Hohlblocksteine für sein Bauvothaben.

Außer den bei den Aufbaulagern üblichen Veranstaltungen und Besichtigungen ist der Lagerabend hervorzuheben. Er fand in Verbindung mit den Jungsozialisten aus Mainz im völlig überfüllten Saal statt. Zwischen Singen, Sketsch, Pantomime und Musik konnten die Lagerteilnehmer in einfachen Worten sagen, daß sie ihre Arbeit im Lager und ihr Zusammenleben mit Menschen aus anderen Ländern und Kirchen als Ausdruck ihres Glaubens an Jesus Christus ansehen. Das wurde auch von denen gehört und geglaubt, die der Kirche fernstehen. Seitdem gibt es eine gute Verbindung zwischen dieser Gruppe von Jungsozialisten in Mainz und dem Gossnerhaus in Kastel.

Ein Holländer, ein Franzose, eine Ostdeutscher blieben über das Lagerende hinaus bis Ende September in Kastel und arbeiteten in diesem kleinen oekumenischen team im Betonwerk der Dyckerhoff-Portland-Zementwerke. Der Holländer, der seine kirchliche Ausbildung im Institut „Kerk en Wereld“ in Dordrecht abgeschlossen hatte, arbeitet für nunmehr ein Jahr in der Papierfabrik M. Krause in Mainz. Er plant später im Auftrage seiner Kirche in Holland unter Industriearbeitern zu wirken.

Beide Lager des Sommers

des Sommers 1954 in Mainz-Kastel haben es ermöglicht, daß der Rohbau mit den von den Lagern hergestellten Materialien bis Weihnachten 1954 fertiggestellt werden kann (ohne Dach). Wenn im Frühjahr 1955 die beantragten Beträge aus Mitteln des Bundesjugendplanes, des Lastenausgleichsamtes, der Bundesanstalt für Arbeitslosenversicherung, der Stadt Wiesbaden und der Ev. Kirche in Hessen-Nassau als Kredit oder Zuschüsse ausgezahlt werden können, ist mit der Fertigstellung bis zum Ende des Jahres 1955 zu rechnen. Dann können 60 Lehrlinge zusätzlich aufgenommen werden. Ohne die Hilfe der oekumenischen Aufbauorganisation dieses und der früheren Jahre hätte der Bau nicht begonnen werden können.

III. Jugendlager in Lengerich/Westfalen. Dieses Lager entstand durch Initiative der Gossner-Mission. Geleitet wurde es durch den Ortspfarrer Schmidt und Pastor L.T. Boy von der Presbyterian Church aus Amerika.

Die 23 Teilnehmer kamen aus Amerika, England, Holland, Italien, Jordanien, Saargebiet, Ost- und Westdeutschland.

Die Arbeit Schulter an Schulter mit den Arbeitern der Dyckerhoff-Zementwerke diente dem Straßenbau in der Flüchtlings-~~siedlung~~ung. Durch den Einsatz des Lagers wurden 600 m Betonstraße gebaut. Diese Arbeiten standen erst für spätere Jahre auf dem Programm der Stadt. Durch den Einsatz des Lagers wurden die städtischen Stellen veranlaßt, schon jetzt die Kanalisation vorzunehmen, und die Zementfabrik veranlaßt, noch weitere Hilfestellungen durch Zementspenden u.a.m. zu geben. So kam die Arbeit des Lagers unmittelbar den Flüchtlingen zugut.

Die Schwierigkeit des Lagers bestand darin, daß die ausländischen Teilnehmer nicht verstehen konnten, daß es sich hier um eine Flüchtlings-siedlung handeln sollte. Die Häuser waren schon fertiggestellt und so schmuck und sauber, daß außer 3 ausländischen Teilnehmern die anderen erklärten, sie wohnten wesentlich einfacher in ihrem Land. Es fehlte an der rechtzeitigen Interpretation des Projektes. Es war auch nicht gut, daß das Lager erst gegen Ende von der Gossner-Mission in Kastel besucht wurde und bei diesem Besuch das andere Ziel des Lagers deutlich wurde: Einen Vorstoß an die abseits von der Kirche lebende Arbeiterschaft des Zementwerkes zu machen. Wenn der Bericht des amerikanischen Lagerleiters davon spricht, daß besonders gegen Ende des Lagers eine gute Gemeinschaft zwischen den Arbeitern (Flüchtlingen) und den Teilnehmern zu spüren war, gute und tiefgehende Gespräche geführt wurden und schließlich beim Abschiedsabend 600 Menschen, die persönlich eingeladen worden waren in der Kirche erschienen und zum Schrecken alter Kirchgänger an diesem Ort Ansprachen und Darbietungen mit lautem Applaus begleiteten, so scheint auch etwas von diesem heimlichen Ziel erreicht worden sein: Einen Weg von der Kirche zur Arbeiterschaft zu finden.

gez. Horst Symanowski

Eine Tür in die Welt

In Kastel entsteht ein interessantes Studentenheim

In Kastel ist auf dem ehemaligen Gelände des Rudervereins am Fort Hessen ein reges Treiben zu beobachten. Rundfunk und Presse haben bereits berichtet, daß hier von der Goßnerschen Mission ein ökumenisches Missionsstudentenheim errichtet wird. Studenten der Universität Mainz räumen den Schutt der ausgebrannten Halle fort und gehen an die Errichtung eines massiven Behelfsbaus, der schon in wenigen Wochen bezogen werden wird. Die Architekten Oberbaurat Petzold und Dipl.-Ing. Kirschstein haben den Bau so sorgfältig vorbereitet, daß der Studenteneinsatz ohne Unterbrechung erfolgen und dieser erste Bauabschnitt in kürzester Zeit abgeschlossen werden kann.

Wer ist nun eigentlich der Bauherr? Welchen Zweck soll dieses Studentenheim erfüllen?

Die Goßnersche Mission ist eine mehr als hundert Jahre alte evangelische Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Berlin. Ihr Missionsfeld ist in Indien, wo sie heute noch Missionare und Missionsschwester in der Arbeit hat. Ihre Verbindung mit der jungen evangelischen Kirche in Vorderindien kam im letzten Sommer besonders dadurch zum Ausdruck, daß zwei führende Inder aus dieser Kirche die Gemeinden in den Westzonen und in Berlin besuchten und auf großen Missionsveranstaltungen der evangelischen Kirche sprachen.

Als Mainz 1946 die Gutenberg-Universität und mit ihr auch eine evangelisch-theologische Fakultät erhielt, erkannte die Goßnersche Mission sofort die Möglichkeit, hier ein Zentrum für die Missionsarbeit in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht zu schaffen. Sie stiftete deshalb der Gutenberg-Universität einen Lehrstuhl für allgemeine Religionswissenschaft und Missionskunde, der mit Prof. lic. Holsten besetzt wurde. Die Universität berief ihrerseits Professoren für die Fachgebiete Afrika und China und sie beabsichtigt auch, einen Indologen heranzuziehen. So ist in Mainz in einzigartiger Weise durch die Initiative der Goßnerschen Mission ein missionswissenschaftliches Zentrum im Entstehen.

Zur vollen Auswirkung kann diese begonnene Arbeit aber dann kommen, wenn nicht nur Studenten der deutschen Missionsgesellschaften, sondern auch ausländische Studenten hier ihrem Studium nachgehen können. In anderen Ländern ist es seit langem üblich, daß Missionare und Missionsärzte bereits während ihrer Ausbildung mit den Studenten anderer Völker, besonders auch mit den Studenten von den Missionsfeldern leben und studieren. Damit dies nun auch in Deutschland möglich werde, hat die Goßnersche Mission sich die große Aufgabe gestellt, ein solches internationales Studentenheim in Mainz-Kastel zu errichten. Pfarrer Symanowski, der 1947 in Ber-

lin das „Seminar für kirchlichen Dienst“ aufbaute und bis Ende 1948 leitete, ist mit der Durchführung des Planes beauftragt. Er war bis 1945 illegaler Pfarrer der Bekenntenden Kirche in Ostpreußen und hat dort mehrfach in Gefängnis und Gestapohaft gesessen. Im November 1948 weilte er zum Besuch der Missionsausbildungsstätten einige Wochen in England.

Es ist also zu erwarten, daß in Kastel in Kürze ein buntes Gewirr von Menschen verschiedener Nationen herrschen wird. Allerdings sind diese Menschen eins in ihrem Glauben. Mit tatkräftiger Unterstützung der französischen Cimade aus Mainz entsteht jetzt das Behelfsheim. Pfarrer Symanowski arbeitet selbst mit den Studenten und Maurern mit; besondere Beachtung verdient sein schwerkriegsbeschädigter Freund aus Wiesbaden, der beide Hände verlor, aber zum Erstaunen aller der eifrigste Arbeiter auf der Baustelle ist. Von Ende Juli bis Ende September werden zwei internationale Studentenarbeitslager stattfinden, mit denen das endgültige Studentenheim schon in Angriff genommen werden soll.

Es ist dem Weitblick des Oberbürgermeisters von Mainz und seiner Dienststellen, wie auch des Kasteler Beirates zu danken, daß alle Schwierigkeiten der Geländebeschaffung usw. schnell überwunden werden konnten.

Was aber nicht so offensichtlich in Erscheinung tritt, ist vielleicht bei der Arbeit der Goßnerschen Mission in Mainz-Kastel noch bedeutungsvoller: ihrem Wesen als äußerer Mission entsprechend sucht sie die außerhalb der Kirche stehenden Menschen auch in Deutschland selbst. Ihrer Initiative ist es zu danken, daß jetzt in Berlin 300000 Kinder evangelischen Religionsunterricht erhalten. Sie begann im letzten Sommer eine mühevollen, aber auch verheißungsvollen Missionsarbeit im zerstörten und schwer heimgesuchten Oderbruch der Ostzone mit Hilfe eines Wohnwagens, in dem Pfarrer und Religionslehrer leben. Sie will nun in Kastel gerade auch solche junge evangelische Christen ausbilden, die als Arbeiter in die Fabriken und Bergwerke gehen und hier — durch keine sozialen Unterschiede getrennt — ihren Zeugendienst tun. Die Mission hat immer den Drang zur Peripherie. An die äußere Grenze der Kirche sollen diese Missionare auf das Missionsfeld Deutschland geschickt werden. Sie werden es gewiß nicht leichter haben als jene, welche nach Indien oder sonstwohin gesandt werden.

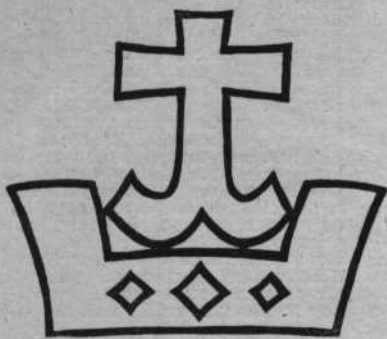
*

So wird hier in Kastel in doppeltem Sinn eine Tür aufgetan: in die Welt der Völker, aber auch in die Welt, von der die Kirchen in Deutschland selbst umgeben sind. Ein Werk, das aller Förderung wert ist.



Pfarrer Symanowski (zweiter von links) mit seinen treuesten Mitarbeitern auf der Arbeitsstätte. Sein Nachbar, ein Student, ist im Kriege an beiden Armen und Händen schwerverwundet worden und läßt sich dennoch bei der Arbeit von keinem Kameraden übertreffen.

Aufnahme:
Don Weaver (USA)



EVANGELISCHES Kirchenblatt FÜR RHEINHESSEN

HERAUSGEGEBEN FÜR DEN VISITATIONSBEZIRK RHEINHESSEN DER EVANGEL. KIRCHE IN HESSEN UND NASSAU

5. Jahrgang

Mainz, 4. Dezember 1949 (2. Advent)

Nr. 2

Wir dürfen hoffen

Lies Römer 15, 4.

Jedes Schulkind weiß, daß das Wort Evangelium „Frohe Botschaft“ heißt. Es geht da nicht um eine Weltanschauung und nicht um eine fromme Stimmung, sondern einfach um etwas, das uns ausgerichtet wird. Wir haben einen Brief bekommen. Den hat Gott geschrieben. Und er stellt uns darin etwas Einzigartiges in Aussicht, nämlich daß er selber zu uns kommen und sich unserer annehmen wolle. Dieser Brief will uns jeden Tag daran erinnern, daß Gott unter allen Umständen hält, was er verspricht, auch wenn es in der Welt ganz anders aussieht. Christen sind also Menschen einer ganz großen Hoffnung. „Was uns zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben.“

Auch die Welt hat je und dann große Hoffnungen, und sie klammert sich daran wie ein Ertrinkender an ein Floß. Und doch, wer nimmt im Grund ihre Hoffnungen noch ernst? Ein Hoffungsraum zerrinnt nach dem andern. Es ist offenbar: die Welt kann sich nicht selber helfen. Aber wir haben den Brief Gottes. Und was in diesem Brief steht, das findet in Jesus Christus seine Erfüllung. Alles, was in der Bibel steht, führt entweder zu ihm hin oder kommt von ihm her. Er ist die lebendige Mitte der Bibel. Wenn wir im Brief Gottes lesen, dann haben wir es immer mit ihm zu tun, nicht nur im Blick auf die Vergangenheit, sondern auch im Blick auf die Zukunft. Wir wissen nicht, was kommt, aber wir wissen wer kommt. Das ist unsere Christenhoffnung. Gott will daß wir solche Hoffnung haben.

Diese Adventshoffnung versteht sich nicht von selbst. Sie weiß sehr wohl von den Dunkelheiten dieser Welt und von den Stunden, da es scheint, als wollten alle Lichter der Hoffnung auslöschen. Sie hat die Wirklichkeit eigentlich immer gegen sich und hofft, wo eigentlich nichts zu hoffen ist. Sie weiß aber auch um „Geduld und Trost der Schrift“. Sie weiß, daß Gott ein Gott der Hoffnung ist, dem alles gehört, auch die Zukunft, und daß in allem, was auf uns zukommt — und das ist ja die Zukunft — nicht irgendein „Es“ verborgen ist, sondern Er selber, der Herr, der uns fürwahr immer wieder wie den Jüngern auf dem Meer begegnet: „Seid getrost — ich bins — fürchtet euch nicht!“ So leuchtet uns die Hoffnung aus der Bibel auf als eine Hoffnung, die eine Schwester hat, nämlich die Geduld, und einen Bruder, nämlich den Trost.

Wo in der ganzen Welt ist diese Hoffnung zu finden, wenn nicht in diesem alten Buch, das uns so viel Geduld und Trost schenken kann wie kein anderes? „Da laß auftreten alle Lehrer, laß hertragen alle Bücher, und sehen, ob sie soviel vermögen, daß sie eine Seele trösten, sie höre denn auf Gottes Wort“, hat Martin Luther einmal gesagt. Ist es zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß die Hoffnungslosigkeit und Müdigkeit, die wie ein lähmender Bann auf so vielen Menschen liegt, ihre letzte Ursache darin hat, daß wir ein bibelloses Geschlecht geworden sind? „Was uns zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben.“ Gibt es eigentlich etwas Schöneres als dies, daß wir zur Adventszeit zu solcher Hoffnung einladen dürfen, dem Gott der Hoffnung unsere Türen und Herzen zu öffnen? Worauf hoffst du noch, lieber Bruder, liebe Schwester? Hoffst du überhaupt noch? Wir dürfen hoffen! Denn Christus ist auf dem Wege. Es ist Advent!

T-t.

Der leere Fleck

Es war in der „guten alten Zeit“ kurz vor dem ersten Weltkrieg, als ich jenen „leeren Fleck“ kennen lernte, der mir damals einen tiefen Eindruck machte, und von dem ich heute deswegen erzählen möchte, weil er hier und da vielleicht neu in Erscheinung treten könnte — sicherlich niemals, ohne daß ein Segen darauf ruht.

ADVENT

Nun kam mit feinem Klingen
und Kinderliederfingen
der aller Namen Schönsten nennt:
Advent.

Die Sterne glänzen heller;
die Freude atmet schneller.
Und was ich tu' und was ich bin,
hat alles einen schönen Sinn.

Zu eines Kindes Süße
zieh'n alt' und junge Füße.
Jed' Herze hat sein Liebbegehrt,
und vieles wird nicht mehr so schwer.

Warum, warum, o Menschenland,
hast du noch nicht dein Glück erkannt:
Daß Lieb' nicht mehr am Haß zerbricht!
Ein Kindlein schläft im Sternenlicht . . .

Reinhold Braun

Reinhold Braun,

der bekannte Schriftsteller und Dichter, vollendet am 10. Dezember sein siebenzigstes Lebensjahr. Weithin hat er auch durch seine Vorträge und Feierstunden in Kirchengemeinden und kirchlichen Verbänden gewirkt. Während des ersten Weltkrieges war er Geschäftsführer im evangelischen Preßverband für Deutschland bei Prof. Hinderer. Während des Umsturzes 1918 stand er im Kampfe gegen die Kirchenaustrittsbewegung in seiner Vaterstadt Berlin in vorderster Front. Im Dritten Reich wurden seine Bücher wegen ihrer „christlichen Tendenz“ aus öffentlichen Buchereien entfernt. Außerdem erhielt er Redeverbot um Redeverbot. — Jetzt lebt er still schaffend und auch noch als Vortragender wirkend, fast erblindet, in seiner neuen Wahlheimat Bayern in einem Vorort Münchens (Lochham).

Folgende Bücher liegen von ihm vor: „Glauben, Hoffen, Lieben der Frau Rath Goethe“, „Vom mutigen Leben“, „Unter Gottes Sternen“, „Leben, sei gelebt!“, „Albert Schweitzer“.

Glocken für Adelheide

Im Rahmen einer Feier übergab Generaldirektor Dr. Kost von der deutschen Kohlenbergbauleitung dem christlichen Jugenddorf Adelheide zwei von der westdeutschen Industrie gestiftete und vom Bochumer Verein gegossene Glocken. Die westdeutsche Industrie fühlt sich mit Adelheide, wo vor allem vertriebene Jugend aus dem Osten wieder seßhaft gemacht wird, besonders dadurch verbunden, daß sie in weitem Umfang die Lehrlingsausbildung übernommen hat.

In einem Hühnerstall fing es an

Gewiß, es war schon ein recht umfangreicher Hühnerstall, aber eben doch ein ganz richtiger Hühnerstall, der für gar nichts anderes gebaut war, als für diesen nützlichen Zweck, in dem der Erbauer des neuen Missionsstudienhauses in Kastel, Pfarrer Symonowski, die ersten Monate hauste. Der Stall lag neben dem

Ich kam besuchsweise in die Wohnung eines Mainzer Pfarrpaares und fand über dem gemütlichen Familiensofa ein Bild hängen, das ich bis dahin nicht kannte. Ein zartes Rheinaquarell war es, aus dem ein reiches und tiefes Gemüt sprach, obgleich oder vielleicht weil der Maler noch nicht irgend einem „Ismus“ — Kubismus oder Futurismus oder was damals gerade Mode war — huldigte, sondern die Natur einfach so erfaßte, wie er sie sah und liebte. Ich betrachtete das neue Bild eingehend und labte mich an seinem Anblick; dann fragte ich: „Ihr habt Euch ein neues Bild zugelegt, sehe ich — hatte eins von Euch Geburtstag?“ — „Ach nein“, sagte die Pfarrfrau und wurde ein wenig verlegen. Ich wunderte mich über ihre Einsilbigkeit, da ergänzte der gemütliche Gatte, dem gern der Schalk im Nacken saß, behaglich schmunzelnd weiter: „Das ist überhaupt nur anscheinend ein Bild. In Wirklichkeit ist's der neue Mantel meiner Frau, der da hängt.“ Die Pfarrfrau wurde noch verlegener, desto mehr machte es ihm Spaß, die Bildergalerie, die rings an den Wänden hing, — alles Gemälde eines damals schon hochbetagten und nicht allzu bekannten Mainzer Malers — zu erklären: „Die Mondlandschaft“ da ist ihr Teeservice, und dort der malerische „Eiserne Turm im Schnee“ ist ihre Reise in die alte Heimat und die „Fischerboote“ das gute schwarze Kleid oder — man kann auch sagen, jedes von den Bildern bedeutete einen leeren Fleck auf ihrem Weihnachtstisch, denn ich hatte ihr jeweils das Geld geschenkt, damit sie sich irgendeinen Wunsch — manchmal war es sogar ein Bedarf — erfüllen könne. Allemal aber fehlte dies Hauptstück unter dem Weihnachtsbaum.“ — „Sei du doch ganz still Lieber“, ereiferte sich da die kleine Frau, „du hattest letztes Jahr sogar zwei leere Flecke auf deinem Weihnachtstisch.“

Sie sind alle längst daheim beim Herrn, das liebe Pfarrpaar und der alte Künstler, der auf der Erde so oft hungern und frieren mußte in einer Zeit, da Überfluß und Üppigkeit herrschten, weil er zu bescheiden war sich „durchzusetzen“. So wenig wie die drei guten Menschen aber habe ich die bedeutungsvolle Bildergalerie über dem gemütlichen grünen Pfarrsofa vergessen, und immer, wenn es weihnachtet, kommt mir auch der „leere Fleck“ wieder ins Gedächtnis, und es will mir scheinen, als wäre er das schönste Stück auf dem ganzen Gabentisch gewesen.

Mittlerweile hat ja nun unsere Welt ein anderes Gesicht bekommen und auch die äußere Aufmachung unserer Weihnachtsfeste hat sich geändert. Ja, es hat Jahre gegeben — ganz besonders in der jüngsten Zeit — da unsere Gabentische notgedrungen aus einem einzigen leeren Fleck bestanden. Diese Wandlung hatte zweifellos auch ihre gute, gesunde Seite: die Krippe mit dem göttlichen Kind wurde nicht mehr verdeckt von weltlichem Reichtum, sie rückte wieder in den Mittelpunkt des Festes. Wie aber wird es nun in diesem Jahr aussehen? „Es gibt wieder alles zu kaufen“, hört man immer wieder sagen, und die Leute freuen sich dessen mit vollem Recht, denn es fehlte ja nachgerade überall am Nötigsten. Und so werden auch die Weihnachtstische wieder reichlicher bedeckt sein, und wir dürfen uns auch dieser veränderten Lage wieder mit Dank gegen Gott freuen. Unter dem „Alles“, was es zu kaufen gibt, ist aber auch vieles, was nicht dringend gebraucht wird, was eben nur gekauft wird, weil es lockt, weil es im Augenblick Freude bringt — und da denke ich nun wieder an jenen „leeren Fleck“, der wieder auflieben könnte, und der gewiß eine nachhaltigere und tieferinnerlichere Freude brächte als das unnütze Ding, das einem in die Augen sticht und doch keinen eigentlichen Wert besitzt. Es ist ja seltsam: in einer Stadt wie Mainz, die so durchgerüttelt und -geschüttelt worden ist, daß die Menschen wohl zu einer tieferen Besinnung hätten kommen müssen (und viele sind Gott sei Dank dazu gekommen) wird beschämend viel Geld ausgegeben für hohle Vergnügungen und nichtige Dinge, während dicht daneben Menschenbrüder ein unmögliches Dasein führen müssen in Elend und Verzweiflung und sich vielfach aus Mangel und Not auf den Weg des Verbrechens gedrängt sehen. Wahrlich, man braucht heute nicht nach „verschämten Armen“ zu suchen, wenn man den leeren Fleck auf seinem Gabentisch schaffen will, der so viel innere Befriedigung gibt. Es hat wohl wenig Zeiten gegeben, in denen das Wort unseres Herrn „Arme habt ihr allezeit bei euch“ so aktuell war wie heute — wir haben nur die Auswahl, wohin wir greifen wollen, das wissen wir alle. Und wir wissen auch um das Wort: „Was ihr getan habt einem der geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir getan.“

Man kann einwenden: auch eine ganze Reihe „leerer Flecke“ im angeregten Sinn vermögen nicht, nur ein winziges Bruchteilchen der allenthalben vorhandenen Not zu lindern, denn diese Not ist wie ein hoher Berg, den man ja auch nicht mit ein paar Handgriffen abtragen kann. Zugegeben! Aber legt man den Segen, der auf jedem, auch dem kleinsten Opfer ruht, hinzu, so gewinnt der „leere Fleck“ doch ein besonderes Gewicht, nicht nur für den, dem er zugute kommt, sondern auch für den, der sich den Verzicht abrang.

Noch eins: wer in gesicherten Verhältnissen lebt und weder ausgebombt noch heimatvertrieben ist, kann mit seinen Luxusaussgaben ruhig noch zuwarten, es eilt nicht damit; aber der, dem die Not auf dem Nagel brennt, braucht sein Sach heute. Drum ist unser erstes Weihnachtsfest, da es wieder „alles“ zu kaufen gibt, gerade der richtige Zeitpunkt für den „leeren Fleck“.

M. G.

**Spendenkonto: Postscheckkonto des Ev. Kirchenblattes für
Rheinhausen, Ludwigshafen Nr. 253 30**

Trümmergrundstück des ehemaligen Bootshauses und war von hilfreichen Nachbarn entgegenkommend zur Verfügung gestellt worden. Im März 1949 war man an die Arbeit gegangen. Die Studenten hatten tüchtig geholfen, zwei internationale Arbeitslager der CIMADE und der Ökumene brachten das Tempo auf Hochtouren, neben dem Hühnerstall standen im August und September die großen Zelte, dann kam noch aus Holland der gemütliche grüne Wohnwagen, der später in die Ostzone weiterrollen sollte, und jetzt, jetzt ist schon alles fertig. Das Gelände ist sorgfältig aufgeräumt, die Zelte sind verschwunden und vor uns steht ein schmucker, geräumiger Bau, in dem Pfarrer Symanowski mit seiner Familie, einer Missionsschwester und 12 Studenten wohnen.

Am Montag, den 7. November, fand die Einweihung des Hauses statt. Die zahlreichen geladenen Gäste aus Mainz, Wiesbaden, Genf und Indien staunten nur so, wie gemütlich und wie zweckmäßig alles geworden war. Den Studenten dienen einfache, aber behagliche Zimmer mit zwei, drei oder vier Betten, ein Badezimmer, eine Küche und ein Wohnraum. Es werden sich hier nicht nur Deutsche und Glieder der jungen asiatischen Kirchen gemeinsam für die Missionsarbeit vorbereiten, sie werden hier auch mit jungen Arbeitern von der Ruhr zusammen wohnen, um praktisch aus dem Ghetto der bürgerlichen Absonderung herauszukommen. Der Weiterbau des Hauses — hierfür bestehen große Pläne — wird sie vor allem immer wieder in praktischer Arbeit vereinigen.

Woher stammen die Mittel, mit denen der Bau errichtet wurde? Zunächst hatte man natürlich gar nichts. Es gab Schulden und Grund genug zu großen, schweren Sorgen, aber es wurde gearbeitet. Und die Zähigkeit und die Opferbereitschaft der Erbauer selber weckten das Interesse und die Hilfsbereitschaft einflußreicher Männer. Ihnen wurde bei der Einweihung auf das Wärmste gedankt, unter ihnen in erster Linie Pfarrer Hedenquist von der Ökumene in Genf. Als wir das Haus verließen, erstrahlte das fröhliche Bild, das Mainzer Kunstschüler an der Vorderfront malten, im hellen Scheinwerferlicht. Es zeigte junge Leute verschiedener Völker und Rassen, die eine schwere Arbeit gemeinsam treiben, weil sie über die Botschaft eines sehr alten Buches neu staunen mußten. Möge das Haus der Götter Mission hierin künftig viele junge Leute zusammenführen. Wir brauchen solche Menschen, in Indien und in Deutschland. C. S.

Aus unseren Gemeinden

Offenheim. Am Buß- und Betttag führte der Superintendent von Rheinhessen, Pfarrer Becker, Albig, im Rahmen eines Festgottesdienstes Pfarrer Goethe, der von Okarben hierher versetzt wurde, in sein Amt als Pfarrer der evangelischen Pfarrei Offenheim/Weinheim ein. Pfarrer Heinzerling, Selzen, und Pfarrer Liefke, Rüsselsheim, der Vorgänger des neuen Pfarrers in hiesiger Gemeinde, assistierten ihm dabei. Die Feierstunde wurde am Nachmittag in der Weinheimer evangelischen Kirche wiederholt. Anschließend lud Pfarrer Goethe und seine Gattin die Kirchenvorstände und Gemeindevertreter von Offenheim und Weinheim mit ihren Frauen zu einer Kaffeestunde in den hiesigen Gemeindesaal ein.

Ich bin der Diakoniegroschen

Ich weiß, daß du zum Weihnachtsfest Geld für Geschenke brauchst. Da suchst du vielleicht die letzten Groschen zusammen. Aber mich darfst du nicht anrühren. Leg mich gleich beiseite! Ich bin dafür da, daß deine Brüder, die ärmer, viel ärmer sind als du, Hilfe erfahren. Darf ich in dieser Adventszeit einmal besonders an dein Herz klopfen und dich bitten, deine Gabe zu verdoppeln? Ich bin der Diakoniegroschen. Ich will helfen. Ehe du deine Geschenke kaufst, denke an mich!

Geneva, April 5th, 1950.

A German experiment in mission work.

The problem for the German Christian Churches has been and is how to reach the un-churched.

We all have that problem, of course. But theology and Church life in Germany have always found it peculiarly difficult to apply the Gospel to pagan surroundings.

Pastor Horst Symanowski is a German from the Eastern part of Germany. After the war he started to work as a missionary among farmers and refugees in Oderbruch in the Eastern Zone. Oderbruch belongs to an area on the river Oder, near the Polish border, where the war destruction was especially heavy and where floods later destroyed the faint beginnings of reconstruction. Some people say that Oderbruch is the most heavily stricken area in Germany.

In 1948 pastor Symanowski moved to Mainz-Kastel in Western Germany. He had a new idea, a new vision. He wanted to gather students and to train them as "missionaries to ordinary work-a-day life". He wanted them to learn through practical work in factories or in rubble-clearing or in giving a hand to Refugees building new homes. He settled with his family in an old chicken-coop on a bombed-out lot. There was nothing but the ruins and that shed. But pastor Symanowski saw in his vision a hostel for students who would earn their board and lodging by working in factories or on reconstruction projects. The work started under such humble conditions, is under the auspices of the Gossner Mission Society.

The first gift Symanowski received for his work came from a French Catholic, who gave 15,000 German marks. That was a good start from many aspects, not least from the ecumenical angle.

The other day the young pastor strode into my office in Geneva. He had been invited to tour Switzerland and speak about his vision and his work. So now I invite you to listen to him and his story, from the chicken-coop and on.

"If you come to the Gossner Student Home in Mainz-Kastel on the Rhine, it will be difficult for you to imagine what it all looked like only one and a half year ago. You see the nice fresco painting on the outside wall and you go through the nice rooms and you might think that this is the way it has always been.

But the students who started here in the spring of 1949 can tell you what it all looked like then. It was just a ruin. Our days were filled with work in the rubble heaps, we cut stones, we sifted sand, mixed cement and when it came so far, we gave a hand to the professional workers. It is like a dream that the Gossner Mission has got a student home of its own among these ruins. But here it is! Where many hands help, something will be achieved. And many hands have indeed helped - with prayer, work and giving.

We started without a penny and we did not use a single mission gift for this building, yet we succeeded. Friends from foreign Churches soon came to know about us, felt that what we did, was worth-while. What we did and do, is nothing remarkable, but perhaps a little unconventional. We try to reach un-churched people with the Gospel. Our visitors from foreign countries wanted to know, how we call young people into a missionary work of a

kind that we have not exactly had in Germany so far. It is all very simple. The intention is that these young people after shorter or longer training in our new hostel should go out as factory and business workers, earn their living there just like everybody else, but at the same time take the opportunities to render a Christian witness, perhaps at their working place, during the breakfast interval or after work. Millions of people in Germany do not come to church anymore. We have thought that the Church by sending out these young missionaries would be able to speak in places, where the name of the Lord of the Church is never uttered. The World Council of Churches in Geneva recognized that this is a worth-while task and through it we have been promised some help solicited from member Churches. There are friends in France, Holland and Sweden who have already contributed to our work.

But we owe thanks primarily to students from all parts of the world for the idea that our home ought to become a permanent training centre for mission work of this type. Among the first who dug their shovels into our rubble heap was Don Weever, a student from the U.S.A., Jaques Mündler, a pastor from France, Veronique Leufer, a girl student from Switzerland. German students from the Johannes Gutenberg University in Mainz worked with us on lecture-free days and finally the two international work camps for students from July to September crowned the work. I remember vividly those weeks at our building on the Rhine! Students from America, France, Holland and Switzerland, from Madagascar and from the Philippines moved between our six large tents. Every day began and closed with hymns, prayer and scripture. And in between came our work, full of good cheer and serious questioning: What does my Church do in order to bring the great tidings to people who are far from Christ? In my own country, in other lands, among my own race and among the others, in all strata of society? Missionary work among the heathens in far countries and missionary work among the heathens in one's own country more and more became an intertwined job. The students in these work camps tried to approach the problem practically from this general starting point. Each Saturday groups of them went to other places in order to help a refugee or an old destitute married couple or a working community of refugees. The best help they could give was to assist in the erection of dwellings. A Silesian shook his head in surprise when he saw Americans, French and Germans work together on his house and said: "You know, if such things are possible, then there must be some hope for this world of ours!"

In our new Gossner Home all our work in the future will be done within the community of Christians from all parts of the world. This winter we have had 14 German students in the Home and we expect 2 Indian students and 2 students from European Churches to join the mission students of our Gossner Mission and other mission societies. It will be students that come out of the world and go into the world and students with one goal: to give testimony to their Lord."



Wissen Sie,
wer diese Leute auf dem Bilde sind?

Nun, ein Pastor und einige Studenten in Deutschland. Diese Leute sind der Meinung, daß Deutschland ein großes Missionsfeld ist und daß man für dieses Missionsfeld eine Anzahl tüchtiger Missionare braucht. Sie können sich nicht damit zufrieden geben, daß ja noch eine Kirche mit vielen Pfarrämtern da ist. Sie halten es in ihren Kirchenräumen und Gottesdiensten nicht mehr aus, wenn Sie sehen, wie viele Millionen von Deutschen an den Kirchen vorbeigehen und nicht mehr verstehen, was in den Kirchen vorgeht.

Sie wollen deshalb besonders zu denen gehen, die nichts mehr von der Kirche Christi wissen oder wissen wollen. Das sind sehr viele in Deutschland:

1. Die Menschen in den Gebieten, in denen der Krieg alle Gebäude der Kirche und der Bewohner zerstört hat. So ist dieser Pastor mit anderen Pastoren und Helfern 1948 in einem Wohnwagen in dem völlig zerstörten Gebiet der russischen Zone an der jetzt bestehenden Grenze zwischen Polen und Deutschland unterwegs gewesen, um die Menschen in ihren Kellern und Hütten aufzusuchen. Seit Jahren war hier nicht mehr das Evangelium verkündigt. Nun sammeln sich die Kinder und die Erwachsenen im Freien oder im Wagen um das Wort Gottes und lernen, ihren Mund nicht nur zur Klage und Anklage, sondern auch zum Lob Gottes aufzutun. Sie fangen an zu begreifen, daß sie nicht nur Lebewesen sind, sondern Menschen, die eine Verantwortung vor Gott und damit auch gegenüber dem Mitmenschen haben.
2. Diese Leute, die Sie auf dem Bilde sehen, meinen aber, daß es auch noch viele andere Gebiete in Deutschland gibt, wo man das Evangelium außerhalb des kirchlichen Raumes verkündigen muß: in den Fabriken, in den Bergwerken, unter den Jugendlichen, kurz überall dort, wo die „Gottlosen“ leben, arbeiten und sich amüsieren. Sie wollen nicht warten, bis

jemand von diesen modernen Heiden in ihr Pfarramt kommt, sondern wollen zu ihnen gehen. Deshalb wollen sie auch unter ihnen arbeiten, als Arbeiter unter Arbeitern oder was es auch für ein Beruf sei. Sie möchten sich durch nichts von ihnen trennen lassen, ihre Arbeit, ihre Not und ihre Freude teilen. Das sehen sie als ihre Aufgabe, so wollen sie Missionare in Deutschland sein.

Wissen Sie, was dieser Pastor und seine jungen Helfer auf dem Bilde tun?

Nun, sie räumen Trümmer weg. Das muß man überall in Deutschland tun, auch auf dem geistigen und geistlichen Gebiet. Hier geht es aber zuerst einmal darum, daß sie sich ein Heim schaffen, in dem sie wohnen und lernen können. Für das letzte Geld, das in der Kasse war, haben sie ein paar Spaten, Hacken und Karren gekauft. Ausländische Studenten werden im Sommer aus verschiedenen Ländern kommen, um ihnen bei der Arbeit zu helfen. Aber können Sie sich vorstellen, daß man auf einem Gelände zu arbeiten beginnt, das man noch gar nicht bezahlen konnte? Daß man an einen Bau denkt, auch wenn man noch keinen Pfennig für einen Sack Zement hat? Der Pastor sagt aber, wenn seine Studenten und er schon vor dieser Schwierigkeit zurückschrecken, dann würde niemals aus der großen Aufgabe an den Menschen in Deutschland etwas werden.

Der Platz, auf dem sie ihr Studentenheim errichten wollen, liegt am Rhein, in der amerikanischen Zone. Gegenüber liegt die alte

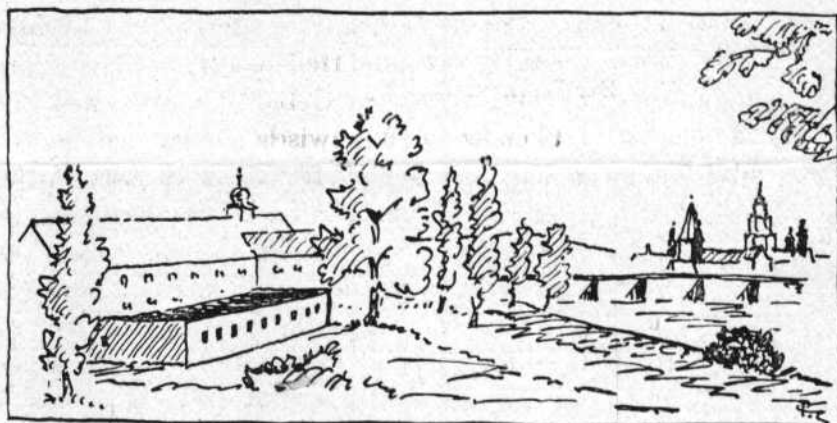


Der Pastor und seine Jung-Arbeiter

Stadt Mainz, in der Nähe Wiesbaden und Frankfurt. Der Ort selbst heißt Mainz-Kastel. Die Leute sehen im Geist schon das Haus stehen, das sie gern bauen möchten. Sie träumen auch davon, daß jemand kommen könnte, der ihnen sagt: die Aufgabe, die ihr erkannt habt in Deutschland, ist richtig gesehen. Ihr dürft Euch nicht auf die beschränken, die noch zur Kirche stehen. Ihr müßt das Netz ganz weit auswerfen und gerade in Deutschland alle die wieder einfangen, die den Herrn Christus verlassen haben. So lautet der Befehl des Herrn für Euch. Ich will Euch helfen, diese Aufgabe zu erfüllen, indem ich Euch den Bauplatz bezahle, oder die Baumaterialien kaufe oder die Einrichtung für Eure Stuben schenke. — Ob es so etwas nur in den Kindermärchen gibt? Nun, diese Leute auf dem Bilde glauben, daß Gott auch märchenhafte Dinge wirklich machen kann und Menschen in der Welt das Herz auftut, so daß sie mit Freude helfen.

Ja, sie suchen solche Menschen in der Welt. Denn dieses Studentenheim soll allen offenstehen, die so die Missionsaufgabe in der Welt verstehen. Deshalb werden auch schon in diesem Sommer Studenten aus Amerika, England, Holland, Frankreich und der Schweiz kommen, um einige Wochen hier am Rhein den deutschen Studenten zu helfen und mit ihnen die Probleme, die alle angehen, diskutieren. Das Diskutieren wird bestimmt möglich sein, aber auch das gemeinsame Aufbauen? Möchten Sie nicht mithelfen, daß hier eine Heimat für die entsteht, die in der ökumenischen Weite der echten Mission ihrem Herrn dienen möchten?

Pastor Symanowski und Don Weaver — American Worker in Germany, spring 1949



Was die Arbeitenden sehen

Deutsche Anschrift: *Mainz-Kastel am Rhein, Eleonorenstrasse 64*
Amerikanische Zone

Beiträge erbeten an: *Die Gossner-Mission*

Grosskur.

Von Symanowski
1980

Unser indischer Besuch.

Miss Kusum G. Sokey, eine der wenigen leitenden Frauen unserer indischen Kirche, ja, ich möchte sagen: die einzige indische Frau der jungen Kirche, die in ihr seit Jahren umfassende, selbständige Arbeit getan hat, besuchte uns in Deutschland.

Miss Sokey war 20 Jahre lang Leiterin der einzigen Mädchen-Mittelschule der Gossnerschen Mission, die dann unter ihr zur höheren Mädchenschule wurde und jetzt etwa 600 Schülerinnen zählt. Auch dem dieser Schule angeschlossenen Internat stand sie vor. Im Kriege, bald nach der Internierung der Missionare und Missionarinnen, übertrug ihr der indische Kirchenrat die Leitung der gesamten Frauensarbeit in der jungen Kirche, nebst der Oberaufsicht ihrer sämtlichen Mädchenschulen.

Von den amerikanischen Lutheranern, die in beiden Weltkriegen unserer Missionskirche in Indien hilfsreich beigestanden haben, erhalten alle vier Jahre vier leitende Persönlichkeiten dieser indischen Kirche eine Einladung nach Amerika, die es ihnen ermöglichen soll, dort weiter zu studieren, akademische Grade zu erwerben, verschiedenste Einrichtungen und Arbeiten amerikanischer Kirchen und Gemeinden kennen zu lernen und dadurch mit der Ökumene in Verbindung zu kommen. Miss Sokey folgte diesem Ruf als erste Frau der Gossner-Kirche und weilte von Juli 1948 bis September 1949 in einigen Nordstaaten von Amerika. Dort hatte sie auch die Gelegenheit, als indische Delegierte an einer Weltkonferenz der "Girl-Guides" teilzunehmen, was ihr wiederum eine Einladung nach England für eine Woche eintrug. So besuchte sie, auf dem Rückwege nach Indien England. Aber aus dieser einen Woche sollten 5 werden, da ihre gebuchte Passage nach Indien verschoben wurde. Mit grosser Freude sah sie hierin eine besonders gütige Fügung Gottes, denn nun schien ihr die Erfüllung eines brennenden Wunsches möglich: nach Deutschland zu reisen, um dort die Mutterkirche zu grüssen. So kam sie, von Dr. Schoiz ermuntert und auch vom International Missions Council unterstützt, zu uns nach Deutschland.

Am 6. November 1949 stieg ich in den Zug, der Miss Sokey von Hook van Holland nach Mainz brachte und habe sie während der 9 Tage auf ihrem Besuch durch deutsche Gemeinden als Dolmetscherin begleitet.

Pastor Symanowski, als Leiter der westlichen Zweigstelle der Gossner-Mission, und Schwester Auguste Fritz, die Miss Sokey von Indien aus kannte und jetzt die Hausmutter im neuen Missions-Studentenheim ist, begrüßten Miss Sokey am Bahnhof in Mainz und boten ihr ein erstes und herzliches Willkommen in Deutschland. Es war ein bewegendes Erlebnis, bereits diesseits der Rheinbrücke das langgestreckte Missions-Studentenheim dicht am Rhein gelegen, herübergrüssen zu sehen, und dann, gleich nach dem Passieren der Brücke, einzufahren in das erste kleine Heim, das die Gossner-Mission wieder ihr eigen nennen kann.

Am Montag den 7. Nov. war dann die Einweihung des Studentenhaims. Die Gäste verschiedener Nationalitäten stellten wirklich eine kleine ökumenische Versammlung dar, unter denen Miss Sokey als weitest gereister Gast die Grüsse und Wünsche der indischen Gossner-Kirche in herzlichen Worten aussprach und die Aufgaben der jungen Kirche im neuen Indien darlegte. Am Dienstag sprach sie in der Universität in "Studentenbund für Mission" und hatte dort viele dringende Fragen zu beantworten.

Anschließend hielt sie einen ausgezeichneten Vortrag vor der "Studentengemeinde", in dem sie die Missionsaufgaben im "alten Indien", im "britischen Indien" und im "neuen Indien" schilderte. Ein ernster Unterton zog sich durch den ganzen Vortrag. Ehemals wäre die Missionsarbeit schwer, aufopferungsvoll und notreich gewesen, aber man hätte doch viel Zeit gehabt! Heute wären die Aufgaben der 2 % Christen Indiens gegenüber den 98 % Nichtchristen des freien Indiens notvoll in einer noch anderen Weise, aber man hätte nur noch sehr wenig Zeit! Die Ansprache war gewissermaßen ein Apell an die junge akademische Generation, den man in die Worte fassen könnte: "Helft uns, und wirkt so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!" Abends sprach Miss Sokey in der Paulus-Gemeinde in Mainz, deren Gotteshaus gut gefüllt war.

Am Mittwoch brachen wir nach Westfalen auf und waren am Abend in Steinhagen, wo es ein grosses Wiedersehen gab mit Pastor Kerschies und seiner Familie, die ja 8 Jahre in Indien nahe Nachbarn von Miss Sokey gewesen waren. Es war ihr ein besonderes Erlebnis, in dem Hause zu übernachten, das von D.Dr. Haterott erbaut und bewohnt worden war, dessen Name auf dem indischen Missionsfelde heute noch unvergessen ist; nun sprachen alle die indische Muttersprache mit ihr in diesem Hause und sie meinte plötzlich, nicht mehr genau zu wissen, ob sie in Indien oder in Deutschland wäre. Um 20 Uhr bereits sprach Miss Sokey im Gemeindegasthaus von Steinhagen.

Am Donnerstag ging es im Auto nach Westkilver, in die Gemeinde von Pastor Hess, wo die Kirche dicht gefüllt war und wo man den Gast eine Armbanduhr als Geschenk mitgab.

Nach einem eiligen aber sehr guten Imbiss eilten wir mit den Wagen zur Bahn nach Osnabrück und gelangten am Abend nach Münster, wo uns Pastor Gerhard mit Pastor Dr. Hunger erwartete und uns vom Bahnhof zum Pastor Höhsann brachte, von dessen Pfarre aus wir dann zur nahen Kirche schritten, zum festlichen Missionsgottesdienst um 20 Uhr (Bei all den Pastoren wurde Miss Sokey in Deutschland mit viel Freundlichkeit und Achtung behandelt und sie hat überall einen sehr guten Eindruck hinterlassen).

Freitag reisten wir weiter nach Ostfriesland, nachdem noch vorher einem jungen Pressemann ein Interview gegeben wurde, der dann gleich anderntags einen guten Artikel in der Tageszeitung herausbrachte. In Leer wurden wir von Pastor Eden freundlich begrüßt und von der Bahn zum Hotel "Erisia" gebracht, wo wir gute Zimmer, gutes Essen und etwas Ruhe fanden. Am Nachmittag begrüßte Pastor Schwiegen Miss Sokey im Krankenhaus, wo sie zu Schwestern und Patienten über die Not der kranken Menschen in Indien sprach und schilderte, wie man dort seine Zuflucht zu Zaubererei und Götzenopfer nimmt, wie man sich jetzt auch von Seiten der Regierung um die kranken Körper der indischen Menschen kümmert, die Seele aber unbeachtet kranken und sterben läßt, und wie bitter nötig und wie segensreich da ein christliches Krankenhaus wäre, mit Ärzten und Schwestern, die Missionare seien. Am Abend sprach Miss Sokey wieder von der Kanzel der Christus-Kirche zu einer Missionsgemeinde, die wohl 600 Personen zählte.

Der Sonnabend sah uns in Eilsun, einer ostfriesischen Landgemeinde, wo Pastor Adams und seine Gattin uns herzlich aufnahmen. Die Dorfschule wurde besucht; mit den Lehrern, die alle Englisch konnten, Fragen und Antworten getauscht. Reizend sprach Miss Sokey dort zu den grösseren Schulkindern, die sich im grössten Raum dicht gedrängt zusammen fanden und immer lobhafte ihre vielen Fragen stellten.

Um 20 Uhr war Missionsfest in der Kirche, die vor kurzen ihre 700-Jahrfeier gehabt hatte. Auf dem Boden der hohen Kanzel musste für die kleine indische Predigerin eine Erhöhung geschaffen werden.

Es war wohl das erste Mal im 700jährigen Leben dieser Kirche, dass eine braune Botin des Herrn, der Mission von Seinem Wirken in der weiten Welt von hier aus Zeugnis ablegte, vor einer Landgemeinde, die trotz der weiten Wege, trotz Sonnabend, trotz dauerndem Regen und anhaltenden Sturm, das grosse Gotteshaus füllte und ergriffen lauschte. Am Sonntag hielt Miss Sokey hier die Predigt im Hauptgottesdienst, sprach im Kindergottesdienst über Götzendienst und Gottesdienst indischer Kinder und erzählte am Nachmittag der versammelten Jugend von indischen Christenkindern und ihren Nöten und Gefahren auf ihren Wegen zu Schule und Gottesdienst.

Der Abend sah uns wieder in Leer, wo Miss Sokey zum 4. Mal an diesem Tage sprach und zwar im Gemeindesaal der Luther-Kirche. Viele intelligente und tiefe Fragen wurden nach dem Vortrag gestellt und in feiner Weise beantwortet. Soweit die Fragen etwas politisch erschienen, wurden sie sehr vorsichtig beantwortet, dabei spürte man es Miss Sokey an, dass sie mit ganzen Herzen zu ihrem freien Indien stand. Ein Pastor mit seiner Gattin liess nicht locker mit Fragen, die alle dahin gingen: Ob das Vergöttern von "Mutter Indien" nicht auch eine Gefahr für die jungen Christen bedeute, der sie erliegen könnten? Die Antworten gingen dahin, dass bisher von niemanden diese vergötternde Verehrung verlangt worden wäre, dass "Mutter Indien" bislang Symbol sei, dass schwache Christen, Nur-Namens-Christen im Ernstfalle wohl abfallen würden, aber wahrhafte Christen nicht, dass sie natürlich auch nichts voraussagen könnte. Schliesslich sagte Miss Sokey: "Vielleicht finden Sie diese Frage befriedigend beantwortet, wenn ich Ihnen folgendes sage: sollte jemals von mir verlangt werden, dass ich "Mutter Indien" göttlich verehere, so bin ich, ehe ich nur ein wenig mein Haupt vor ihr neige, bereit lieber mein Leben zu lassen." Eine grosse Stille herrschte nach diesen, mit grossem Ernst gesprochenen Worten, diesem Bekenntnis.

Auch überall in den Gemeinden fand Miss Sokey Worte, die zu Herzen gingen. Immer wieder grüsste sie als Vertreterin der "Tochterkirche" die "Mutter-Kirche" in Deutschland, dankte ihr mit bewegten Worten dafür, dass sie durch das Senden der Missionare, durch Gebet und Opfer dem Befehl des Herrn Christus gefolgt wäre: "Gehet hin in alle Welt . . .", erzählte, wie viel unsagbare Mühsal, Not und Selbstaufopferung die Arbeit von den Missionaren verlangt habe. Dies hätte sie selbst seit ihrer Kindheit gehört und gewusst, aber erst vor 3 Jahren, als sie in der Eigenschaft der Leiterin der Frauenarbeit eingesetzt wurde, nachdem alle Missionare interniert waren, und sie selbst nun von Ort zu Ort zog, über brückenlose Flüsse, in brennender Sonne, durch den wilden Urwald mit seinen Tigern, Bären, Schlangen und anderen Gefahren -- als sie alles mit eigenen Augen sah, am eigenen Leib erlebte, da erst hat sie recht gewusst, wieviel Gehorsam, Selbstaufopferung und Glaubenskraft dazu gehört hat, als Missionar als europäischer Mensch in Indien zu wirken. Und dann schilderte sie die Frucht des Glaubens dieser Missionare: Die Bekehrungen von Heiden das Wachsen der Gemeinden dieser jungen indischen Kirche (Gossner'schen Evangelisch-Lutherischen Kirche) von 175000 Christen und ihren Aufgaben und Nöten im jetzigen freien Indien. Es würde ihnen, der kleinen Christenschar, oft bange angesichts aller Aufgaben und der ungewissen Zukunft. "Aber" so sagte Miss Sokey, "von Herzen ermutigt und tief gestärkt kehre ich in mein Heimatland zu Eurer Tochterkirche zurück und werde ihr sagen, was ich in Deutschland, bei unserer "Mutterkirche" gesehen und erlebt habe. Dass Ihr, die Ihr durch so viel Not gegangen seid, die Ihr immer noch so viel Leid tragt in Euren Familien, in Euren Gemeinden, in Eurer Vaterlande, dennoch dennoch Christi Kreuz auf Euch nehmt, ein Herz voll Liebe für uns habt, Gebete und Opfer nicht vergesst und in ununterbrochenen Gehorsam mit uns verbunden bleibt durch Seinen Missionsbefehl.

- 4 -

Sollten wir, die Tochterkirche - obwohl nur ein kleines Häuf-
lein im riesigen nichtchristlichen Indien - uns ängstigen und
zagen? Nein! Eure Gebete umgeben uns wie eine schützende Mauer
und wir merken es wieder von neuem, dass uns langsam immer mehr
zusammenschliesst der eine Hirte zu einer Herde."

Diese Erfahrung nahm Miss Sokey mit als Botschaft der Mutter-
kirche an die Tochterkirche, als sie am Montag den 14. November 1949
Deutschland verliess, um über England zurück in ihre Heimat zu
fahren.

gez. I. Storin

Pfarrer und Missionsschüler als Zementarbeiter

Die „Gossner-Mission“ betreibt lebendige Ausbildung . . . und läßt das Studentenheim wachsen

Die Anrede „Herr Pfarrer“ nimmt sich inmitten von Männern in staubbedeckter Arbeitskleidung fremd aus. Und trotzdem fällt dieses Wort täglich viele Male in den Hallen und auf den Vorplätzen der Amöneburger Zementfabrik. Niemand sieht dem dunkelhaarigen Mann mit der verwaschenen OT-Mütze, im geflickten blauen Schlosseranzug seinen wirklichen Beruf an.

Doch viele wissen bereits, daß dieser Mann, der gerade einen umgekippten Schubkarren wieder aufrichten hilft, der zusammen mit seinen Freunden und Hel-

Symanowski, dann ein amerikanischer Pfarrer, der bis zum Frühjahr als Missionar in China wirkte und nun mit seiner Familie in Deutschland lebt, ein Theologie-



fern an der Brechmaschine repariert und sich wie der waschechteste Zementarbeiter über eine muckende Maschine ärgert, daß dieser Mann Geistlicher ist. Pfarrer Horst Symanowski, der Leiter der Zweigstelle West der „Gossner-Mission“, war bereits im Frühjahr dieses Jahres als Arbeiter in der Zementfabrik Dyckerhoff tätig. Er erhielt nun die Erlaubnis, im Werk mit Studenten und Schülern die Steine zum Weiterbau ihres Missions-Studentenheimes in Kastel selbst herzustellen. Das Material wird ihnen von der Betriebsleitung zur Verfügung gestellt.

Täglich arbeiten sieben junge Leute sechs Stunden lang in der Fabrik: Pfarrer

student aus Genf, zwei junge Maurer, ein Landarbeiter und ein ostpreußischer Pfarrerssohn. Nach dem gemeinsamen Essen in der Werkskantine folgen nachmittags zwei Stunden Unterricht im Studentenheim, bei dem in erster Linie Bibelstudium betrieben und Geschichte des Sozialismus gelehrt werden.

Neben der Arbeit zum Wachsen des Studentenheims beschreitet Pfarrer Symanowski diesen Weg, um eine Ausbildung von kirchlichen Arbeitern herbeizuführen, die an der Peripherie der Kirche arbeiten. Sie sollen nicht in den Amtsstuben sitzen und auf den Besuch der Leute warten, sondern zu den Menschen in die Welt

hinausgehen. Damit führen sie praktisch die 120jährige Tradition der Gossner-Mission fort, deren Helfer in der ganzen Welt und insbesondere in Vorderindien wirkten. Warum sollte man nicht neue Wege beschreiten und die Missionstätigkeit einmal nach Deutschland verlegen?

Die mit Gründlichkeit an den Maschinen tätigen jungen Menschen setzen sich nicht nur aus Universitätsstudenten zusammen, es sind auch Missionsschüler, die aus praktischen Berufen kommen. Später kehren sie an ihre Arbeitsplätze zurück. Die Studenten widmen sich wieder ihrer kirchlichen Arbeit oder treten als Arbeiter in irgendeine Fabrik ein. Im Vordergrund, so betont Pfarrer Symanowski immer wieder, steht das Ziel, auch die außenstehenden Menschen anzusprechen.

Der Vorschlag, die Studenten und Schüler im Werk mitarbeiten zu lassen, kam ursprünglich von den angestammten Arbeitern der Zementfabrik selbst. „Heute ist es so“, erklärt der Pfarrer, „daß mancher Betriebsangehörige, der sonst nie den Weg zu einem Geistlichen gefunden hätte, gerne ein Gespräch mit dem Arbeitskollegen sucht, von dem er weiß: das ist ein Pfarrer.“ Bevor mit den Arbeiten im Werk begonnen wurde, weilten Jungarbeiter der Firma Dyckerhoff mit anderen Ausländern in einem Schweizer Freizeitlager und danach in Holland. Auch deutsche Jungarbeiter sollen die Welt aus dem rechten Gesichtswinkel sehen.

2000 Steine fertigen die Schüler täglich an, 64 000 wollen sie während des ganzen Aufenthalts in der Fabrik zusammenbekommen. Aufbauarbeit für ihr Kasteler Heim, Aufbauarbeit für ihre kirchliche Mission.

FS.

Horst Symanowski

Mainz-Kastel, den 18.12.50
Eleonorenstr.64
Tel.Wiesbaden 2 6353, App.952

Liebe Freunde,

bevor ich diesen Brief zu schreiben begann, habe ich zuerst die Umschläge mit Ihren Namen und Adressen beschrieben. Dabei tauchte so deutlich Ihr Haus, Ihre Familie, das Zimmer, in dem ich schlief, der Raum, in dem ich den Vortrag oder die Predigt zu halten hatte, und manche Gesichter vor meinen Augen auf, dass es mir trotz dieses allgemeinen Briefes doch gar nicht schwerfällt, Ihnen ganz persönlich herzliche Weihnachtsgrüße auf diese Weise zu senden. Ich möchte Ihnen ein recht gesegnetes Weihnachtsfest in Gemeinde und Haus wünschen. Gleichzeitig möchte ich Ihnen auch herzlich für alle brüderliche Hilfe danken, die wir in diesem letzten Jahr von Ihnen erfahren haben.

1950 brachte für mich gleich zwei Reisen in die Schweiz. Ich bin fast erschrocken, wenn ich feststelle: von den zwölf Monaten dieses Jahres habe ich zwei ganze Monate in der Schweiz zugebracht. Ich frage mich, ob ich da nicht zu sehr meine Arbeit hier in Deutschland vernachlässigt habe. Wenn ich aber dagegenstelle, wieviel Freunde und wieviel Hilfe wir dafür erhalten haben, wieviel ich persönlich lernen und an schönen Dingen in Ihrer Heimat sehen konnte, dann weiß ich, daß die zwei Monate in der Schweiz für uns ein großer Gewinn waren. Beschämend ist nur, wie wenig oder gar nichts ich dafür bei Ihnen lassen konnte. Wenn es ein wenig von dem Zeugnis ist, daß Gott durch sein Evangelium auch in Deutschland Menschen in Ost und West fröhlich macht, so will ich dankbar sein.

Die erste Reise führte mich im Januar/Februar durch Ihre Gemeinden. Nun bin ich aber auch im Oktober einige Wochen in der Schweiz gewesen. Ich kam aus Italien von der Konferenz der Leiter internat. Arbeitslager in Agape und durfte zehn Tage mit elf jungen deutschen Arbeitern im Jugendheim auf dem Leuenberg in Bld. schöne Tage erleben. Leider waren keine Schweizer Jungen dabei. Wir sahen sie nur über Sonnabend/Sonntag und einige zwischendurch bei uns oben. Wir waren vom Hilfswerk Bld. eingeladen. Die Teilnehmer hatte ich selbst auswählen dürfen. Bewußt hatte ich keine Studenten mitgebracht. Die Oekumene ist ohnehin zu akademisch. So waren es diesmal drei junge Kumpel (Flüchtlinge) aus dem Ruhrgebiet, vier Arbeiter aus zwei Zementfabriken unserer Gegend hier, zwei Maurer aus unserer Missionsarbeit und zwei Jungen aus dem Saargebiet. Die meisten von ihnen hatten noch niemals eine Bibel aufgeschlagen! Nun saßen wir täglich über der Schrift zusammen, suchten die Bibelstellen nach den Seitenzahlen, redeten miteinander und sangen. Jetzt schreiben mir die Drei aus dem Bergwerk, ich solle ihnen doch kurze Bibelerklärungen schicken, damit sie die auf dem Leuenberg begonnene Arbeit allein dort in ihrem Lehrlingsheim fortsetzen können. Drei andere aus der Zementfabrik, in der auch ich arbeite, haben einen Lichtbilderabend für die ganze Werkjugend veranstaltet und von ihrer Reise und dem, was sie in der Schweiz lernten, berichtet. Vieles hatte sie beeindruckt, natürlich die Schönheit des Landes -- drei freundliche Autobesitzer hatten uns über Luzern, Vassen zum Sustenpass und zur Aareschlucht, von dort über den Brünigpaß und Luzern wieder nach Hause gefahren --, die Sauberkeit in den Fabriken, die wir besichtigten, aber vor allem die Art, wie man in der Schweiz Soldat sein kann, ohne sich "total" und mit viehischem Ernst in einen Militarismus zu stür-

zen. Wenn ich sehe, wie diese Reise gerade auf die jungen Arbeiter gewirkt hat, so bin ich für die Einladung und die Zeit auf dem Leuenberg dem Hilfswerk Bld. besonders dankbar.

Die anschließende Vortragsreise brachte mich wieder in verschiedene Kantone - bei dieser zweiten Reise habe ich sogar schon ein wenig den Unterschied zwischen ihnen merken können. Ich habe über die alten Erfahrungen im Oderbruch und über die neuen in der Fabrik geredet. Ich habe mich wohl hier und da unbeliebt gemacht, wenn ich wieder bei nachtschlafender Zeit aufstand, um a Kto des Generalabonnements noch ein Stück Ihres Landes mehr kennenzulernen und z.B. von Zürich nach Basel über Lugano fuhr. Ich habe die ganze Bergwelt bei kristallklarer Luft vom Säntis aus genossen. Ich habe mich wohl auch hier und da wieder vorbeibenommen, so als ich am Abend etwas spöttisch über die bienenzüchtenden Pfarrer sprach - in meiner Dummheit wußte ich das vergnügte Schmunzeln der Gemeinde nicht zu deuten - und am nächsten Morgen an meinem Platz eine wahrhaft christliche Zurechtweisung für meine lose Rede in Gestalt von zwei Büchsen selbstgezogenen Bienenhonigs fand !

Die Freunde, die ich jetzt im Oktober besuchte, werden mich zu Weihnacht in Amerika vermuten. Das Visum kam aber nicht rechtzeitig aus Washington zurück, so daß aus der Reise zur Konferenz nichts wurde. Sie soll im nächsten Jahr steigen. Ich bin nicht böse darüber, denn hier hatte sich viel Arbeit angehäuft, außerdem war es besser für mich, in der Fabrik mit unserer Arbeitsgruppe mitzumachen. Was wir dort tun, sagt Ihnen der Zeitungsartikel vom 1.12.50, den ich Ihnen beilege. Unsere Tochter Monika, die auf einem Auge schielt und sehr schlecht sieht, wurde von unserem neuen amerikanischen Mitarbeiter nach Genf mitgenommen, wo sie morgen operiert wird.

Im nächsten Sommer werden wir wieder zwei oekumen. Aufbauelager bei uns haben. Im vergangenen Sommer hatten auch Schweizer, darunter Pfarrer Lutz aus Moutier, bei uns in Fabrik und auf dem Bauplatz fleißig mitgeschafft. Jetzt haben wir für ein Jahr zwei Schweizer Studenten in unserem Heim, einen Theologiestudenten aus Sovelen/Zch. und einen Genfer, der mit uns in der Fabrik arbeitet und am Nachmittag Latein lernt, um sich so auf sein Theologiestudium in Genf vorzubereiten. Durch all das wächst unsere Verbundenheit mit den Gemeinden in der Schweiz mehr und mehr. Die Pakete, die wir aus Herisau in diesen Tagen bekamen, haben uns froh gemacht, weil wir gleich auf ein paar Hilferufe aus den Wohnwagen im Oderbruch antworten konnten.

Lassen Sie sich herzlich für alle Freundlichkeit und Hilfe im vergangenen Jahr danken. Wir wollen davon weiter in unseren Gemeinden reden, damit auch sie das alles als ein Zeichen dafür erkennen, daß die Liebe Gottes in unserer Welt heute da ist und Menschenherzen im Schenken und Annehmen frohmacht.

Mit den besten Wünschen für ein gesegnetes Fest und das neue Jahr bin ich

Ihr dankbarer

H. Lymann

Liebe Freunde,

mit diesem Brief wollen wir Euch ein frohes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr 1951 wünschen. Unsere Gedanken gehen jetzt zu allen, die hier in einem unserer work-camps gewesen sind. Sie haben dabei einen weiten Weg und müssen schon rund um die Erde wandern. Vier internationale Lager haben wir im ganzen bis jetzt gehabt. Allein dieser letzte Sommer brachte uns neue Freunde aus den Ländern Amerika, Australien, Canada, England, Frankreich (Algier), Holland, Indonesien, Schottland, Schweden, Schweiz und Deutschland. Beinahe hätte ich Weihnachten bei unseren Freunden in New York verlebt. Aber das Visum kam nicht rechtzeitig an und so bleibe ich zur Freude unserer Kinder Weihnachten hier.

Bevor ich Euch nun berichte, wie es mit der Arbeit und dem Aufbau bei uns weitergeht, möchte ich all denen danken, die uns geschrieben haben, oder mit Paket- und Geldspenden helfen. Jedes Zeichen Eures Gedenkens ist uns eine Ermunterung weiterzuarbeiten und oft auch eine wertvolle materielle Hilfe. Habt Dank für alles !

Wie soll ich anfangen, damit auch die work-campers von 1949 den Anschluß finden ? Ihr wißt, daß wir nach Fertigstellung unseres langen Behelfsheimes daran gingen, auf der Ecke den Keller für das nächste massive Haus auszusachten. Mit dieser Arbeit war auch noch das 1. Lager in diesem Jahr beschäftigt. Das 2. Lager konnte aber schon mit dem Betonieren des Fundamentes beginnen. Die Spezialarbeiter kamen vom Fort Biehler, der Flüchtlingssiedlung in den alten Kasematten, in denen einige von Euch 1949 auch gearbeitet haben. Der Zement war ein Geschenk von zwei Fabriken. In der einen hatte ich im Frühjahr dieses Jahres einige Wochen im Betonwerk gearbeitet und eine gute Verbindung mit den Arbeitern bekommen. Sie selbst machten den Vorschlag, ich sollte um die Erlaubnis bitten, die für unseren Bau nötigen Steine in der Fabrik selbst herstellen zu dürfen. Wir erhielten die Erlaubnis, und so konnte das 2. Lager in diesem Jahr jeden Tag eine Gruppe von etwa 10-12 campers in die Fabrik schicken. Auf diese Weise erhielten wir schon während des Lagers die Steine für die Kellerdecke und 13000 Steine auf Vorrat. Das evangel. Hilfswerk in Schweden übersandte uns DM 2.250,- zur Bezahlung der Spezialarbeiter. So konnte der Keller noch in diesem Jahr fertiggestellt werden, wie Ihr es auf dem beiliegenden Bild seht (im Hintergrund unser Vorrat an Steinen).

Mit der Steinfabrikation sind wir den ganzen Winter über beschäftigt. Näheres darüber habt Ihr im Zeitungsartikel vom 1.12.50, den ich beilege. Wenn Weihnachten da ist, werden wir etwa 34000 Steine,

das ist die Hälfte unseres Bedarfs, auf unserem Platz haben. Die Presbyterian Church North hat uns eine Summe von 3000 Dollar geschenkt. Wir wollen versuchen, mit dieser Summe die Mauern des nächsten Bauabschnittes hochzubringen. Das Geld wird nicht reichen, aber wir werden es doch wagen, mit dieser Summe erst einmal anzufangen. Mancher fragt mich, wie ich denn das Dach daraufbringen will, wenn das Geld kaum für die Mauern reicht. Ich finde aber, daß das Dach so hoch oben auch schon zur Verantwortlichkeit des Herrn dort oben gehört. Er wird schon Mittel finden - vielleicht durch unsere ehemaligen work-campers? -, um uns Trümmern ein Dach über dem Kopf zu geben.

Ja, mit Trümmern hatten wir es in diesem Jahr auch wieder zu tun. Für manche - so für die Kasteler Kirchengemeinde - sind sie eine Last, für uns wieder einmal unser Kapital. Da stand in Kastel die Ruine der Kirche, die den Verkehr und das Leben der Vorübergehenden gefährdete. Die Gemeinde hatte kein Geld, sie abreißen zu lassen, wir hatten aber Putzhämmer und geduldige (?) work-campers unter den Mädchen, die das ganze Gebäude langsam herunternagten. Fertig geworden sind wir allerdings nicht. Etwa 25000 Ziegelsteine liegen auf unserem Platz oder sind schon in den Innenwänden des Kellers verbaut. Ca. 20000 sind noch an der Kirche zu putzen und herzutransportieren. An Arbeit für 1951 mangelt es jedenfalls nicht.

Ich habe oben erzählt, wie die Oekumene uns mit Geld auch in diesem Jahr geholfen hat (§ 500,- aus Schweden, § 200,- von einem Euch gut bekannten Freund aus der Oekumene, § 3000,- von der Presbyt. Church, § 200,- vom oekumen. Rat in den Niederlanden). Wir haben aber noch mehr bekommen: Menschen, die mit uns arbeiteten. Da denke ich besonders an Rev. Norman Sibley und seine Frau aus New York (Presbyt. Church), die uns in diesem Sommer viel geholfen haben und das Ehepaar Symanowski wohl ersetzten, wenn es wegen irgendwelcher Konferenzen oder aus Faulheit nicht bei der Arbeit war. Seit Ende September ist das Ehepaar West aus New York (ebenfalls Presbyt. Church) bei uns und hilft in der Arbeit. Charles West war bis zum April dieses Jahres als Missionar in China. Sie werden 1-2 Jahre in unserer Arbeit hier bleiben. Ihr Sohn Russell ist genau so alt wie unser Johannes; sie konstruieren eine völlig neue Sprache und verstehen sich am besten, wenn es gilt, Unsinn anzustellen.

Damit wären wir bei der Familie: sie ist gesund und fröhlich. Ruth, die jüngste, steckt voller Weisheiten, Monika wird noch vor Weihnachten von Wests zu einer Augenuntersuchung oder -operation nach Genf mitgenommen, Christiane liest viel und ist dann in einer eigenen Welt verschwunden. Wir haben viele Besuche gehabt, besonders erfreut

Bert Klink und Meie
Brassel habe ich in Zürich
wiedergesehen.

Hansi Klink, unsere ehrwür-
dige Pfarrerin, strahlte in Ideen,
Artikeln und camper-meetings Ener-
gien aus, als hätte sie in Kastel
bei der Garten- und Trümmerarbeit
nicht Kraft verbraucht, sondern ge-
sammelt. Ich glaube, sie wird eine
Reformatorin ihrer Kirche und der
work-camps werden.

Mr. und Mrs. Sibley haben nach
ihrer Rückkehr nach New York schon
viel über unsere Arbeit erzählt, Bil-
der und Filme vorgeführt und uns auf
diesem Weg geholfen.

Chak Heim sah ich in Genf
wieder. (s. Ecumenical work-camps News
Letter).

2. camp 1950: Gestern Nacht klingelte das Telefon:
Hannemarie van Ginkel,
die gerade ihre erste Stelle in Amster-
dam angetreten hatte, war in Aachen am
Apparat, um Peter Pischel mitzuteilen,
daß ihr Vater plötzlich mitten in der
Arbeit gestorben sei. Peter ist heute
zu ihr gefahren.

Konrad Gustorff studiert
in Bonn.

Edwin Larsson und Olaf
Jonsson, unsere schwedischen
Freunde, machten nach dem Lager noch
eine Autofahrt. Ihr Wagen wurde in
Köln aufgebrochen und all ihr Geld ge-
stohlen. Die Quittung für ihren Fleiß!
Helmut Degen seht Ihr auf
dem Zeitungsbild an dem Brecher im Be-
tonwerk. Er ist ebenso wie Friedel
Blaidner noch immer an der Ar-
beit. Beide lassen Euch grüßen, Friedel
als work-camp-Veteran kennt ja alle
vier Lager und läßt so auch alle grüßen.

Die Konferenz der Lagerleiter fand 1949 hier bei uns
statt, diesmal in Agape/Italien (Anfang Oktober).
Es war sehr interessant, das Projekt dort kennen-
zulernen, die Berichte aus anderen Lagern zu hören
und die Pläne für 1951 zu machen. Die Reise mit dem
Booth-bus von Genf über den St. Bernard nach Nord-
italien war ein Erlebnis für sich.

Unser Heim ist mit 6 Theologen, 2 Medizинern und
4 Arbeitern belegt. Zwei von den Theologen arbei-
ten in der Fabrik. Unsere Arbeitsgruppe im Beton-
werk ist sechs Mann stark. Wir haben für ein Jahr
zwei Schweizer unter uns.

In diesen Wochen beschäftigt uns sehr die Frage
der Remilitarisierung. Probeabstimmungen haben

ergeben, daß die jungen Männer gegen eine Wieder-
aufrüstung sind, und die ältere Generation stellte
die Befürworter. Also hat die reeducation doch
Erfolg gehabt? In diesem Punkt scheint es so zu
sein. Nun aber soll das Ruder schon wieder um
180° herumgeworfen werden. Man muß verstehen, daß
dieser plötzliche Kurswechsel von denen nicht ein-
fach mitgemacht werden kann, die gestern daran
ernsthaft glaubten, daß für Deutschland der Weg
ohne Waffen der rechte in der Zukunft wäre. Aber
wir haben ja nicht nur eine psychologische Begrün-
dung. Joe Heckel fragt mich, was ich überhaupt zum
Dienst mit der Waffe zu sagen habe. Ich glaube
nicht, daß es einen allgemein und für jeden gül-
tigen Pazifismus gibt. Der Christ wird an jedem
Tag neu seine Entscheidung fällen müssen. Für uns
heute hier in Deutschland ist nach meiner Erkennt-
nis nur eins möglich: Keine Bewaffnung! In diesem
Brief kann ich nicht näher auf unsere Gründe ein-
gehen, aber vielleicht kann ich Euch bald eine
Übersicht über das Pro und Contra in Eurer Sprache
zusenden. Am besten wäre es ja, wir könnten wieder
im Kreis beieinander sitzen, darüber reden und
beten. Jedenfalls sollten wir nicht vergessen, daß
die Boten Gottes bei der 1. Weihnacht den Frieden
a u f E r d e n verkündigt haben. Für viele mag
es ein Märchen sein, für uns ist dies Wort vom
Frieden auf Erden eine Realität, mit der wir
r e c h n e n. Wir haben an uns in Deutschland
erfahren, daß das Gericht Gottes über uns eine
Folge unseres Unglaubens war; wir haben auf Men-
schenworte mehr vertraut als auf Sein Wort. Der
Unglaube hatte für uns politische Konsequenzen.
Bitte versteht, wenn wir nun so töricht sind zu
glauben, daß auch der Glaube und das Vertrauen
auf Gottes Verheißung p o l i t i s c h e
K o n s e q u e n z e n hat. So wollen wir in
dieser Weihnachtszeit vom Frieden auf Erden re-
den und in ihm leben.

Seid alle von uns allen herzlich begrüßt und laßt
uns miteinander verbunden bleiben.

Buer dankbarer

Handwritten signature

ECUMENICAL WORK CAMPS

News Letter

World Council of Churches / Youth Department
17, route de Malagnou Geneva, Switzerland

No. II November 1950

WORK CAMPERS / WITHOUT YOU THIS NEVER WOULD HAVE HAPPENED:

Morville, Belgium :

You strengthened the foundations and completely redecorated the interior of this tiny Protestant church near the French frontier. You began the task of creating a playground for all the children of the village.

One morning at mass in the Roman Catholic church in Morville the abbaye told his parishioners: "I shan't preach to you today. If you want to know something about the Christian life, go visit the work camp!"



East meets West as work campers prepare to erect a rehabilitation centre for prisoners in Osaka, Japan. Read below what happened when it was built! (Photo-Press, Osaka)

Cyprus :

You travelled thousands of miles to build a road and erect a shelter at the Young Men's Christian Orthodox Association summer camp in the forest of Kakomalli, high above the town of Limassol.

For the first time Orthodox youth sponsored a work camp and invited Western Europeans to join them. No longer are the work camps merely a Western European inter-Protestant programme.

London, England :

The Deptford Community Church is furnishing its new rooms for use this year. These rooms were piled to the ceiling with rubble and waste before you moved in with your shovels and bucket brigades.

Will an alive church that fills the needs of this dockyard district and its people grow from your work? No one can say yet but your trips to neighbourhood families and churches, your "open house" to members of the Deptford community, many of whom had not been inside the church before, certainly started something.

Le Chambon, France :

Le Collège Cévenol is here to stay. The walls of its first new permanent building have already begun to rise above the foundations you dug this summer. 1,500 cubic meters of earth and rock were dug out and moved in those 5 weeks. A part of the camp also repainted the wooden barrack dormitories.

A member of the Collège staff saw one of the problems of the religious life in this or any ecumenical work camp: "German students, coming straight from the theological

and liturgical atmosphere of their student Christian groups, in which the prophetic confessing church movement was born, have at first been bewildered by the formlessness of the Christian experience of many of the French and American young people. The Americans particularly have brought to their pick and shovel labours the ingrained conviction that work can be prayer. The Germans have tried, almost with a hopeless feeling, to make their comrades from other lands understand that devoted work can be a prayer addressed either to Hitler, to Stalin, or to God. The hope of the college is that in such a camp, as throughout the school year, young people coming out of extraordinarily different backgrounds will find new and deeper forms of unity in faith. Over against the narrowness which can characterize equally the orthodox and the liberals, the Collège Cévenol tries to point to the living Christ, Who called all men unto Him, and Who promises that those who respond by bearing together the burden of that common cross, He will in no wise cast out."

Berlin, Germany :

You had your steady diet of rubble and salvaged bricks as you pitched in to help rebuild the large Elizabeth Hospital near the east-west border of central Berlin.

There were many difficulties for the camp working with a professional contractor, but the hospital director must have raised your spirits when he said: "If we hadn't known you were coming we never would have started this year. Now we have 100 more beds for the sick of Berlin."

*"We would be building, Master let Thy plan
Reveal the life that God would give to man."*

Dirt flying from foundations, picks striking against stone, rubble piles decreasing, walls going up . . . we would be building said 800 work campers from 30 different countries this summer. That is why we have come—to build creatively together for a new life. We are no longer willing to spend the usual carefree holidays; neither are we content simply to study and discuss our concerns. Here are urgent jobs that we, armed with picks and shovels, can do. We would be building.

*"Teach us to build, oh Master lend us sight
To see the towers gleaming in the light."*

We knew our own feebleness as individuals or as a camp to build alone. Our services of worship throughout the camp were petitions, through Christ who Himself was a worker, for strength and vision to build with hands and hearts. Our hands were too unskilled, our vision too weak to build without the Master. We searched together in prayer, work, and study, for His firm guidance to give us a sight of what our work could be.

*"We build with Thee, oh grant enduring worth,
Until the Heavenly Kingdom comes on earth."*

The work of man's hands alone is neither enduring nor of great worth. Bricks and stones soon crumble, or are destroyed by man himself. To build with our hands with love—Christ's love for every single man and woman, boy and girl—in our hearts and with a small vision of the Master's plan is to build with Him, to build what can never be destroyed.

G. H. B.

Geisingen, Germany :

You put in about 4,000 man hours of work preparing the foundations and helping with the construction of the walls of eight houses—42 family units—for refugees now arriving in South Baden. Roofs will now be on the houses before winter time. Without you it would not have been possible.

The ecumenical service on the last Sunday of camp was of especial interest. The previous Sunday the campers had gone in small groups on foot and bicycle to carry invitations to 5 different towns in the diaspora Evangelical parish. A choir from camp and community sang and the local pastor spoke on "Being Living Stones", using the ecumenical work camp as a concrete illustration.

Haus Villigst, Germany :

The old estate at Villigst looks a great deal different than two brief years ago. Then its house and stables, falling in from disrepair, presented a rather forlorn prospect for the student and young workers home planned by members of the Rhineland Westphalia Church. But you came last year and excavated a cellar, built a chapel and dining rooms. This year you remodelled a set of stables for dormitories for young refugee miners, who will live there with a young American couple from last summer's work camp as house father and mother.

Mainz-Kastel, Germany :

The walls have started to rise for the new buildings of the Gossner Mission Student Home. This year you started where the 1949 work camp left off, digging the foundations. Some of you brought bricks from a destroyed church for the new building. Others worked in a cement factory making concrete blocks for the walls and floors. A job that was valued at 20,000 D.M. is being done by you campers for 3,000 D.M.

Is the sense of fellowship in these camps a superficial one? A young Frenchman at the Mainz camp accepted an invitation to speak in a local German community. This looked like a new sign of reconciliation but his words startled the congregation: "I have no sympathy for the Germans", he said from the pulpit. "But I am faced with a fact I can never dismiss. The Bible says exactly the same thing in France that it does in Germany. If we would obey Jesus Christ there must be no hate in our hearts. We must learn love and forgiveness for our enemies. That is why I came to Germany. That is why you will find me shovelling dirt and cleaning bricks tomorrow."

Höchst, Germany :

"Without the 1950 work camp", said the Landesjugendpfarrer, "we

could not have made the youth home at Höchst. You cleared out old walls, making a new kitchen in the old convent. You dug the dirt away from the foundations so they could be strengthened, and brought 20 cubic meters of heavy rocks from a nearby stone quarry.

Two vivid pictures remain among a list of memories of the camp for the people of Höchst as well as for the campers: May Blossom, the Hawaiian camper, dancing some of her native religious dances, and the sight of the theological professor and co-leader of the camp driving a yoke of oxen through the fields on one of the Saturdays when the campers left their own work to help their friends in the village with chores at home.

We are glad to welcome *Charles Hein* to the Youth Department to help with the work camp programme. Charles is a member of the Evangelical and Reformed Church in the United States, and was a work camper at Mainz Kastel last summer. He will begin active work when the course for Church Workers at the Ecumenical Institute, Bossey, is over.

Agape, Italy :

Those of you who remember Agape three years ago would be amazed at the progress. The main hall is completed. Three of the smaller dormitories behind and the covered passage connecting them with the central hall are nearly done. The open-air chapel is finished (already a wedding has been held there) and much of the terracing completed. The road leading to Agape is about half done.

Agape is above all an experience to be lived. To describe the camp in terms of love, Christian fellowship, unity and work, is to say next to nothing. You must live through the days of fatigue, discouragement and frustration which bleed off the mere enthusiasm of the new camper. You must then experience the renewal of strength which comes when you feel within yourself the depth of love which is bringing Agape into being. Only then does Agape become a part of you and you a part of Agape.

Naples, Italy :

In Southern Italy there is an average of three hospital beds for each 10,000 of the population. A new Evangelical hospital, to help fill this need, became a reality with the breaking of the ground and the digging of the foundations this summer by the Naples work camp.

At the closing camp fire one Italian boy stood up and said that his feelings toward foreigners, and especially Germans, had changed through working together with other young people. Now he said he could really feel an international Christian bro-

therhood instead of the national one he knew before.

Midsayap, Philippine Islands :

Building bridges is a common job of work camps, but you actually built one from wood, 5 meters long, across a river, bringing a small Chinese community in contact with the village of Midsayap. Church, school and hospital are now available for the Chinese children. In addition you dug drainage ditches and built elementary school desks.

The "faggot" ceremony at your closing service is meaningful for us all. As each work camper lighted a faggot from the camp fire, he read his message to the *Japan* work camps. The leader received the flaming faggots, making a lighted torch. From this torch were selected four faggots to be taken by the Philippine delegation to the Japan work camps, to light a camp fire there, as a symbol of a sharing of the light which each had received from the work camp.

Okinawa :

Due to the Korean war and the establishment of Okinawa as a military base, the project in the leper colony was cancelled for this year.

Korea :

Taejon, the proposed site for the Korean camp, has since become a military objective. Fortunately no campers had arrived when the war broke out.

Our prayers should be with those Korean young people who, instead of working for peace have had to take arms in bitter conflict against their own brothers.

Japan : (No complete reports yet received)

Chiba-Ken : You built dormitories for repatriates, and a children's play ground.

Matsue : You repaired the damage from last year's disastrous fire, and dug drainage systems.

Osaka : You cleared the ground and built two homes for a Prisoners' Rehabilitation Centre. These buildings recently withstood a typhoon which destroyed many homes in the immediate vicinity, and were put to immediate use as medical relief stations manned by work campers and leaders.

Sendai : You did reconstruction work in a number of social service institutions in and near Sendai.

New York, U.S.A. :

You went into the East Harlem section of upper Manhattan where many national and racial groups live in crowded tenements. You took an active part in the recreational activities of the children and teen-agers. You also worked to help families make their own homes more livable, and helped bring children into a Daily Vacation Bible School.

G. H. B.

Die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland.

Vortrag, gehalten an der Johannes Gutenberg-Universität
Mainz am 7. März 1949 von Pfarrer Morst Symanowski.

Wenn ich als Pfarrer der Gossnerschen Mission heute hier in der Johannes Gutenberg-Universität zu Ihnen sprechen darf, so kommt damit die Verbundenheit der Gossnerschen Mission mit dieser Universität aufs neue zum Ausdruck, die mit der Stiftung der Professur für Allgemeine Religionswissenschaft und Missionskunde begründet wurde. Mein Vortrag soll aber keineswegs lediglich eine Geste solcher Verbundenheit sein, sondern soll Ihnen zeigen, dass wir in unserer Kirche in Deutschland Fragen auftauchen sehen, deren Beantwortung unsere gemeinsame Aufgabe ist. Ja, wir brauchen die Fakultäten und Studentengemeinden zur Beantwortung der uns in der evang. Kirche gestellten Fragen und zur Lösung der uns vor die Füße gelegten Aufgaben. Lassen Sie mich in 3 Abschnitten darüber sprechen:

1. Die kirchliche Situation in Deutschland,
2. unsere Erfahrungen,
3. unsere Aufgaben.

1.) Nur wer unter allen Umständen die Fiktion einer Volkskirche in Deutschland aufrecht erhalten möchte, wird nicht sehen wollen, dass die Evang. Kirche in Deutschland recht klein ist. Dem widersprechen zwar die Statistiken der Personalfragebogen ebenso wie die kirchl. Listen zur Veranlagung der Kirchensteuer. Dass unsere Kirche doch klein ist, kann jeder errechnen, der die Zahl derer addierte, die unter die Predigt des Wortes, sei es im Gottesdienst, in der Bibelstunde oder anderen Veranstaltungen kommen. Mit Ausnahme einiger Gebiete, die noch eine starke, oft aber auch starre kirchliche Tradition haben, sehen wir in den nach Tausenden oder -zigtausenden zählenden Gemeinden nur 1 - 2% von der Verkündigung des Evangeliums erreicht. Wenn man es sich einmal illusionslos klar macht, wie wir Pfarrer uns selbst betrügen, wenn wir mit dem Gefühl, wieder einmal eine "volle Kirche" gehabt zu haben, von der Kanzel steigen, wo es doch nur ein geringer Bruchteil der als evangelisch eingetragenen Christen dieser Gemeinde war, so kann man schon erschrecken. Wie musste eigentlich der kirchliche Apparat aussehen, der auf die effektive Zahl der Gemeindeglieder zugeschnitten ist? Kann es sich ein Landwirt leisten, von einigen tausend Morgen Land nur wenige hundert zu beackern, auf dieses kleine Stück aber eine grosse Zahl von Inspektoren und Arbeitern zu schicken? Es ist immer wieder zum Staunen, dass unsere Kirche bei solch einem Gebaren noch keinen Konkurs angemeldet hat.

Man wird vielleicht einwenden, dass eben dieser grosse Apparat von Kirchenleitungen, Oberkirchenräten, Superintendenturen, Dekanaten, Pfarrämtern und kirchlichen Verwaltungsstellen nötig sei, um das ganze Land zu beackern, um die grosse Zahl der eingetragenen, nominellen Christen zu erreichen. Dies aber geschieht ja gerade nicht! Dieser ganze Apparat arbeitet eben nicht für die grosse Masse des weiten Kreises, sondern beschränkt sich auf den inneren Zirkel, aus dem heraus gelegentlich ein Wort an die "draussen" zu sagen versucht wird. Wir finden diese kirchlichen Arbeiter gerade nicht auf dem verkrauteten Brachland der "draussen", der "Fernstehenden", der "Namenschristen", der "Abgefallenen" oder wie wir sie sonst zu nennen pflegen, sondern sehen sie Beet auf und Beet

ab in den Gängen des kleinen kirchlichen Gartens gehen, manchmal seine Erträge lobend, oft auch darüber klagend, dass er noch nicht schön genug sei und zu wenig Früchte bringe. Es wird von diesem inneren Zirkel zwar immer wieder der "Öffentlichkeitsanspruch" erhoben, aber die Öffentlichkeit nimmt nicht viel Notiz von diesem Anspruch. Obwohl es eine Fülle von kirchlichen Blättern und Zeitschriften gibt, merkt man nicht viel davon, dass die Botschaft, die hier verkündigt werden soll, eine Sache ist, die nach dem Zeugnis der Schrift den Kosmos aus den Angeln hebt. Das weltbewegende Ereignis der Geburt und des Todes Jesu Christi lässt unsere Welt, mit der wir es täglich zu tun haben, kalt und unerschüttert. Das war vor wenigen Jahren um einige Grade verschieden. Damals hatte die Kirche nichts mehr in der Öffentlichkeit zu verkünden, ihr stand weder eine Presse noch eine wohlwollende Anerkennung der Regierungen zur Verfügung. Aber trotzdem lief das von ihr gesprochene Wort weiter, es wurde erwartet, begierig gehört und weitergegeben, selbst wenn es mit Gefahr verbunden war. Wir stehen vor der Tatsache, dass die Predigt der Kirche in der Zeit, da man ihr Wort binden wollte, frei beweglich und bewegend war, während sie in der Freiheit der Nachkriegsjahre merkwürdig steril wurde und in einer seltsamen Gefangenschaft ihrer selbst erscheint.

Natürlich können wir uns aus dieser peinlichen Affäre ziehen, indem wir eine Reihe von Bibelstellen zitieren, in denen von der "kleinen Herde" auf der einen Seite und der massa perditionis auf der anderen Seite geredet wird. Wir wurden aber auch Zug um Zug dieser Flucht vor der Beantwortung unserer Fragen andere Schriftstellen entgegensetzen haben, in denen wir den Befehl vernahmen eben in diese Welt der Verlorenheit mit der Siegesbotschaft Gottes zu gehen, damit allen Menschen geholfen werde.

Diese missionarischen Auftrag erfüllt unsere Kirche aber nicht. All ihre Bemühungen um eine "Volkmision" und "Evangelisation" erfasst zum grössten Teil nur diejenigen, die noch an die Kirche auf irgendeine Weise gebunden sind, nicht aber die, welche keinen Zugang mehr zu ihr haben. Die 1948 in Berlin gross angelegte Jugendevangelisation ergab, dass im Grunde genommen die evang. Jugendkreise "unter sich" waren. Man hört es überall bestätigt, dass man die Aussen- und Fernstehenden mit der kirchlichen Verkündigung, wie sie heute üblich ist, nicht mehr erreicht. Es sei noch einmal gesagt, dass wir uns die Frage, warum dies so sei, nicht damit abschnelden lassen können, dass wir den bösen, gottlosen, heidnischen Menschen die Verantwortung zuschieben. Wir fragen nach unserer Verantwortung und versuchen, den Gründen für die Sterilität der kirchl. Verkündigung nachzugehen, um so auch den Ansatzpunkt für eine Besserung zu finden.

Wir stellten bereits fest, dass die Kirche so schrecklich mit sich selbst beschäftigt ist. Welche Kraft hat sie seit 1945 darauf verwendet, sich Verfassung und Ordnung in den Landeskirchen und in der EKD zu geben. Es wird keineswegs geleugnet, dass diese Arbeiten nötig sei. Steht sie aber im rechten Verhältnis zu dem Auftrag, den die Kirche für den Menschen hat? Dieser Mensch ist heute nicht mehr an solchen Fragen interessiert wie etwa in früheren Zeiten. Dem Arbeiter in der Fabrik ist es gleichgültig, wie die Kirchenleitung seiner Landeskirche zusammengesetzt ist. Ihn würde allerdings interessieren, wenn ein Christ mit ihm über Arbeit und Lohn, Krieg und Frieden und dergl. spräche. Dies bekommt er aber nicht zu hören, selbst wenn die Kirche einmal solch ein Wort verfasst, weil er die kirchl. Presse nicht liest und zu den Veranstaltungen der Kirche nicht kommt.

Der Bote des Evangeliums, der im NT noch in der Gestalt des durch die Strasse ziehenden Herolds durch das griech. Wort, das wir mit "verkündigen" übersetzen, beschrieben wird, begegnet dem

Menschen unserer Tage nicht mehr an seinem Ort, d.h. an der Stelle seines Arbeitens, Wohnens und Vergnügens, sondern sitzt in seinem Pfarramt. Hier hat der neutestamentliche Herold seine Sprechstunden und wer seine Botschaft hören will, muss sich dorthin bemühen, am Sonntag vormittag in die Kirche, am Alltag ins Gemeindehaus oder ins Pfarramt.

Es liegt uns fern, zu sagen, dass dies ein Versagen des Pfarrers sei. Wir wissen sehr wohl um die Arbeitslast, die jeder Pfarrer in grossen Gemeinden zu tragen hat. Wir stellen aber die Frage, ob es denn richtig ist, die Heroldsbotschaft der Schrift so einzufangen, dass notwendigerweise aus dem Boten, dem Herold ein Beamter wird.

Liegt nicht hier einer der Gründe dafür, dass unsere Kirche in Deutschland keine Missionskirche mehr ist? Sind wir wirklich für immer auf diese pfarramtliche Struktur festgelegt. Oft hindert sie heute mehr die Begegnung mit denen "draussen", als dass sie sie förderte. Die pfarramtliche Praxis unserer Zeit verlangt im Grunde von jedem, der sich ihrer Behandlung unterziehen will, dass der Mensch den Pfarrer an seinem Ort aufsucht und sich in seine Berufssphäre begibt. Man braucht keine überspitzten Beispiele zu nennen, um die Schwierigkeiten eines Gespräches zu erkennen.

Dieses wird aber meist auch garnicht von den Menschen, um die es uns hier geht, gesucht. Sie haben oft nur eine vage Vorstellung von dem was Kirche ist, als eine Reminiszenz an die Konfirmation oder Trauung oder eine im Familien- bzw. Bekanntenkreis mitgemachte Beerdigung. Sie wissen, dass man bei diesen Gelegenheiten auf einen Pfarrer stösst und kennen aus Erfahrung auch die Themen, um die es hierbei zu gehen pflegt. Es gibt nicht viele, die eine sogenannte "Mitwirkung" der Kirche auf diese Weise bestreiten. Es handelt sich ja hierbei nicht nur um festliche Gelegenheiten, sondern um die "Grenzsituationen" des menschlichen Lebens bei denen man sich eine dieser "Grenzsituation" entsprechende Rede gefallen lässt. Sie gehört zu ihr und wird an dieser Stelle auch als etwas zu ihr gehörendes erwartet. Dietrich Bonhoeffer hat sehr wohl die gefährliche Versuchung für die Kirche erkannt, wenn er in einem Brief aus dem Gefängnis darauf hinweist, dass die Beschränkung der kirchlichen Verkündigung auf die Grenzsituationen, ihrem Auftrag widerspricht. Er ist umfassender, er hat es nämlich auch mit dem zu tun, was zwischen den Grenzsituationen ist und an dem grauen Alltag des Menschen geschieht. Bonhoeffer zeigt, wie die kirchliche Verkündigung früher noch die Ganzheit des Lebens umfasste, wie sie sich aber mehr und mehr in die Grenzsituationen abdrängen liess, sodass damit gleichsam Gott ein Jagdrevier zugewiesen bekam, in dem mit seiner Meute zu jagen ihm noch erlaubt war. Dieses Revier wird immer kleiner, seine Grenzpfähle heissen Geburt und Tod, Schuld und Verzweiflung oder was man sonst noch nennen mag. Entnommen sind ihm aber bereits die Gebiete, die man vielleicht mit den Schlagwörtern Politik, Wirtschaft, Erziehung, häusliches Leben und Vergnügen beschreiben kann.

Woher kommt das? Nun, es wird noch verstanden, dass die der menschlichen Möglichkeit entnommenen Dinge, wie Werden und Vergehen "religiös" betrachtet werden können. Man hält es deshalb auch für angebracht, dass der Spezialist für religiöse Angelegenheiten an dieser Stelle auftritt. Für die übrigen Gebiete des Lebens sind andere Spezialisten zuständig. Vielleicht wäre dies noch nicht einmal so schlimm, wenn es sich hier um eine ständische Zuordnung und Abgrenzung handelte, wie sie frühere Jahrhunderte kannten. Dem allgemeinen Gefälle unserer Zeit entsprechend handelt es sich aber um Spezialistentum, in der Kirche um theolo-

gisches Spezialistentum. Es gibt nur noch wenige praktische Ärzte, sie sind fast alle spezialisiert, auf Augen, Ohren, Nase, Lunge, Herz, Leber. Die Juristen spezialisieren sich auf Verwaltungsrecht, Wirtschaftsrecht, Eherecht usw. So könnte die Reihe fortgesetzt werden bis zum Handwerker und Arbeiter. Unter diesen Spezialisten hat nun auch der Pfarrer seinen Platz als Spezialist für religiöse Fragen. Was tut aber der Spezialist für Lebererkrankungen, wenn es in seiner Stadt keine Leberkranken mehr gibt? In dieser Lage befinden sich aber weithin die Theologen. Es gibt Tausende und Abertausende um uns herum, die diese speziellen religiösen Fragen nicht haben, die deshalb auch diesen Fachmann sehr gut entbehren können. Was ist man unter uns glücklich zu hören, dass irgendwo "ein religiöses Fragen aufgebrochen ist" (Zum Glück gibt es auch noch Geborenwerden und Sterben, also "Grenzsituationen"). Wo steht es aber geschrieben, dass sich die Boten, die Jesus Christus aussendet, an solchem Fragen orientieren sollen? Werden sie nicht in a l l e Welt gesandt? eben aber in a l l e W e l t, die nach dem griech. Wortlaut von Matth. 28 aus den Heiden besteht. Worin liegt denn die Frohe Botschaft des Alten und des Neuen Testaments, wenn nicht in dem, dass gesagt wird: "zu den Heiden, die meinen Namen n i c h t anriefen, sage ich: hier bin ich, hier bin ich!" Wie könnten Christen jemals vergessen, dass sie selbst Gottes Kinder wurden, als sie noch Feinde waren.

Sie werden verstehen, worauf das Thema dieses Vortrages hinaus will: "Die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland". Wir sahen, wie unsere Kirche in ihrer heutigen Struktur einem Motor gleicht, dessen Maschine wohl läuft, der nach dem kirchlichen Programmzettel von Gemeinden und evang. Akademien sogar ständig auf Hochtouren ist, der aber nicht mit dem Getriebe gekuppelt ist, sodass die Leistung, um derentwillen er doch überhaupt in Gang gebracht ist, fehlt. Nennen Sie ein solches Urteil bitte nicht vorschnell glaubenslos. Wir wissen sehr wohl um das Wunder der Kirche, die trotz allem Kirche Jesu Christi sein darf. Aber wenn sie dies ist, so doch gewiss nicht, weil wir es recht gemacht haben in ihr, sondern weil das ihr anvertraute Wort nicht leer zurückkommt. Es wäre kein gutes Zeichen, wollten wir die an uns gestellten Fragen überhören oder vorschnell beantworten.

Wir können es nicht mehr, denn die Fragen sind uns unausweichlich gestellt. Wir haben sie besonders eindringlich in der Ostzone gehört. "Kommt herüber und hilf uns", so wird seit 1945 nach dem Westen hinübergerufen. Nach einer Schätzung des Leiters der kirchl. Hochschule in Berlin fehlen 1.600 Pfarrer in der Zone. Es ist wohl eine Bestätigung für das oben Gesagte, dass neben den Ärzten, Juristen und Technikern eben auch die Pfarrer dort fehlen. Ein Kirchenkreis im Oderbruch, dessen Superintendent sich seit 1945 mit aller Energie bemüht, die Verhältnisse zu ändern, hat in 27 Gemeinden 2 Pfarrer und 5 Laien, früher waren es 27. Die Kirchen sind zwar zerstört, die Pfarrhäuser in Asche, aber die Menschen sind noch da, mehr sogar als vorher. Sie leben in einer Landschaft, die wie keine andere in Deutschland zerstört ist, sie wohnen so primitiv und arbeiten so hart wie sonst nirgend in Deutschland. Warum fehlt es aber hier an der Arbeit der Kirche? Welche Voraussetzungen fehlen eigentlich für sie? Das Kirchengebäude? Das Pfarrhaus? Die Sicherheit? Eine vorhandene, vielleicht "lebendige" Gemeinde? Welche Voraussetzungen sind denn überhaupt nötig, damit das Evangelium verkündigt werden kann? Es muss festgestellt werden, dass unsere Kirche bestimmte dringende Aufgaben zu lösen nicht imstande ist. Wir sollten nicht versuchen, uns vor der Welt ein Alibi zu verschaffen, indem wir das leugnen. Dies Land dort im Oderbruch z.B. schreit nach der Verkündigung des Wortes, eben deshalb, weil niemand nach ihr

schreit. Die Kirche ist eine unbekannte Grösse geworden.

Nur dort? Geschieht nicht dasselbe in den Industriestädten, in den Bergwerken und Fabriken? Halten wir es überhaupt in unseren Kirchen und schönen Gottesdiensten aus, wenn wir sehen, welch ein grosses Volk um diese Kirchen herumgeht, ohne durch ihre Türen zu gehen? Sind wir ganz sicher, dass unsere Lieder, die wir im Gottesdienst singen, niemals Gott als Geplurr vorkommen könnten? und doch liegt es vielleicht gar nicht so weit, wenn wir über unseren frommen Bemühungen den Weg nicht mehr finden zu dem Menschen, der fern ist, der draussen steht und keinen Zugang zu unseren schönen Gottesdiensten mehr hat.

Wir meinen, hier liegt die missionarische Aufgabe der Kirche in Deutschland. Sie muss heraus aus ihren Mauern, aus ihren Formen aus ihrer Redeweise, aus ihrer bürgerlichen Welt und sich auf den Weg machen an den Ort, wo der Mensch unserer Tage lebt, arbeitet, leidet und sich vergnügt.

2. Es ist hier nicht der Ort im Einzelnen zu erzählen, was wir erfahren haben, als wir im vergangenen Sommer in einem Wohnwagen (Zirkuswagen) in das zerstörte Oderbruch kamen, ein Pastor und ein Katechet. Aber dies eine soll nicht unerwähnt bleiben: wir erkannten sehr schnell, dass wir in diesem Land und unter diesen Menschen unmöglich als Vertreter der Kirche auftreten konnten, um die Gemeinde zu restaurieren und ein Pfarramt einzurichten. Aber als Zeugen zu erscheinen, die noch etwas anderes als Arbeit in eigener und fremder Sklaverei kennen, das war möglich. Als Bote eines Herrn der seine Herrschaft auch über diesem Dorf aussagen lässt, konnte man in die Häuser und Bretterbuden gehen oder in die Keller hinabsteigen. Und dies wurde uns ganz klar: eine Kirche, die nicht gewillt ist, sich in die Trümmer und Kellerlöcher zu den Menschen zu setzen, hat das Recht verspielt, später an die Türen der Häuser zu klopfen.

Sehen Sie, diese Menschen bewegen uns und lassen uns keine Ruhe; nicht nur die Menschen im Oderbruch und an anderen Stellen der Ostzone, sondern genau so die in den Fabriken und Bergwerken des Westens, alle Menschen, die nicht mehr verstehen können, was wir hinter den Kirchenmauern tun. Wir müssen es ihnen sagen, aber nicht so, dass wir darauf warten, dass sie zu uns kommen, sondern wir müssen zu ihnen gehen, uns mit ihnen an den Tisch setzen, vielleicht ihre Arbeit tun. Wir möchten in Deutschland wieder Boten Herolde unseres Herrn sein, die zu den Unwissenden, zu den Fernstehenden gehen, wir möchten uns mit unserem Herrn zu denen gesellen, denen der Zugang zum Tempel versperrt ist. Wir fragen die Christen aller Fakultäten, ob sie mitgehen wollen. Wir fragen vor allem aber die evang. Fakultäten und Hochschulen, ob sie die Theologiestudenten als Boten erziehen, die in der fröhlichen Gewissheit der Liebe Gottes und seines Sieges das Netz über die Menschen werfen. Wir fragen die Theologiestudenten, ob sie sich darauf freuen, im Gehorsam gegen ihren Herrn solche Menschenfischer zu werden, oder ob sie als Pfarramtsbewerber sich nur das nötige Spezialwissen verschaffen wollen, das man zu einem Examen in Kürze und zur Aufrechterhaltung des kirchlichen Betriebes für ein langes Leben braucht. Wir meinen schon, dass tüchtig gelehrt und gelernt werden muss, dass aber alles nichts nützt, wenn es nicht dem Dienst - im NT steht ja immer diakonia, wo Luther Amt sagt - gehört, der ein Botendienst für alle Menschen ist.

Wundert es Sie noch, dass man so reden kann, wenn man aus dem Dienst der Äusseren Mission kommt? Wir meinen, dass wir in der Äusseren Mission mit Recht von diesen Dingen in unserem eigenen Lande reden dürfen. Wir werden gewiss nicht aufhören, zu den Heiden in Indien, oder wo es sonst sei, zu gehen; wir werden ihnen aber

nicht predigen dürfen und selbst verwerflich werden. Auch die Heidenmission in fernen Ländern gibt uns keine Absolution für unser Schweigen gegenüber dem Heidentum im eigenen Lande. Wir werden mehr lernen müssen, dass unser Botendienst in anderen Erdteilen und derselbe Dienst in unserem eigenen Lande ein und dieselbe Sache ist, in der man nicht das eine tun und das andere lassen kann. So möchten wir die "missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland" verstanden wissen. Dieses Verständnis aber wird sich immer auf neue auf seine Echtheit prüfen lassen müssen an dem ganzen Wort der Schrift, es wird sich fragen lassen müssen, ob es allein und ausschliesslich gegründet ist auf das Wort des Apostels Paulus: "Die Liebe Christi dringet uns also".

3. Ist es aber wahr und echt, so müssen wir in der uns gewordenen Erkenntnis auch handeln. Wir begannen mit der Arbeit im Osterbruch auf die angedeutete Weise, sie geht bis zur Stunde weiter und wird hoffentlich noch wachsen. Sie wird im Westen in Angriff genommen werden müssen, hier auf eine andere Art. Sie ist ja überall notwendig! Dazu brauchen wir Menschen, Christen, die an solchem Botendienst ihre grösste Freude haben. Warum haben wir eigentlich nur den Mut, Menschen in den Missionsdienst für ferne Länder zu rufen, ihnen aber nicht zuzumuten, einen gleich schweren Dienst im eigenen Land zu tun? Ein Missionar, der nach Indien geht, kann sich wenigstens 10 - 15 Jahre seines Lebens keine sogenannte "Existenz" darunter verstehen wir ja wohl einen Schreibtisch, 1 Sofa und vielleicht noch einen Radioapparat - gründen. Es wird ihm zugemutet, darauf ein Jahrzehnt und länger warten zu müssen. Anders wird es wohl auch nicht einem Missionar gehen, der auf das Missionsfeld Deutschland geschickt wird. Wir dürfen doch aber dem Heiligen Geist vertrauen, dass er Menschen, wie für den Dienst in Übersee, so auch die Freudigkeit für den der Heimat geben kann.

Bevor ein Missionar ausgesandt wird, hat er die Geschichte des Landes und Volkes, in das er geht, kennen gelernt. Er hat sich mit der Gedankenwelt und den Religionen der Menschen beschäftigt, an die er gewiesen wird. So wird der Missionar für Deutschland darin unterrichtet werden müssen, was die Gedankenwelt etwa des Industriearbeiters ausmacht, wie die Geschichte des Sozialismus aussieht und was der Fragen mehr sind. Er wird diese theoretische Beschäftigung mit dem ihm zugewiesenen Missionsfeld schon früh durch die Praxis auf seinem Missionsfeld ergänzen müssen. Als einer der ihren wird er mit den Arbeitern leben und schaffen und bei ihnen nicht nur eine episodenhafte, vorübergehende Beschäftigung, sondern auf diese Weise einen langjährigen Dienst finden. Dünkt Sie das zuviel verlangt? Vergessen Sie nicht, dass wir in allem damit rechnen wollten, dass "die Liebe Christi uns also dringet"! Wir fangen jedenfalls damit an, dass wir für diese Arbeit und Aufgabe eine kleine Ausbildungsstätte schaffen: Ein Studentenheim in Mainz-Kastel. Es wird vielleicht einmal besser zeigen können als ich es heute sagen könnte: dass die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland beide, die Heiden in anderen Ländern und die im eigenen Land, umschliesst. Denn in diesem Heim sollen Studenten aus aller Welt wohnen können, um hier an der Johannes Gutenberg-Universität zu studieren - für dieses Jahr erwarten wir bereits zwei Inder - hier sollen in einer solchen ökumenischen Lebensgemeinschaft aber auch die ausgebildet werden, Theologen und Nichttheologen, die sich auf das nicht weniger schwierige Missionsfeld Deutschland senden lassen. Auch schon der Aufbau dieses Heimes in Kastel soll eine Arbeit der Studenten sein. Für 4 Wochen in den Monaten August/

September sind 2 internationale Studentenarbeitslager geplant, in denen deutsche Studenten zusammen mit Franzosen, Schweizern, Amerikanern, Engländern und Holländern an den Aufbau gehen sollen. Zur Vorbereitung des Bauplatses soll aber schon jetzt, im Anschluss an dieses Semester, ein Studentenarbeitslager in kleinerem Umfange eröffnet werden. Wir sind dankbar für jeden Studenten, der sich auch nur ein paar Tage mit seiner Arbeitskraft zur Verfügung stellt. Die Cimade stellt dafür Unterkunft und Verpflegung zur Verfügung. Sie nimmt auch gleich die Anmeldungen entgegen. Bitte überlegen Sie es sich, ob nicht auch an dieser Stelle schon unsere "missionarische Verantwortung" beginnt, aber vergessen Sie nicht, dass vielleicht auch in dieser Sache vor unserer Entscheidung eine andere gefallen ist - und die heisst: "Die Liebe Christi dranget uns also".

Liebe Brüder!

Dieses Schreiben geht an diejenigen, die sich zu unserem ökumenischen Pastoren-Arbeitslager gemeldet haben, bzw. von ihren Kirchenleitungen dazu gemeldet worden sind. Damit Sie wissen, mit wem Sie hier vom 9.6. bis 5.7. zusammen arbeiten und leben werden, teile ich Ihnen die Anschriften der Brüder mit, sofern ich sie schon weiss.

- 1.) Berlin - Brandenburg
Stintzing, Wilhelm, Pfarrer
Fuchs, Karl-Friedrich, Pfarrer
Fuhrmann, Wilhelm, Pfarrer
- 2.) Braunschweig
Ulrich, Pastor in Braunschweig
- 3.) Hannover
Schneidewind, Dietrich, Pastor in Wangelnstedt über
Holzminden
- 4.) Hessen
Jahn, Paul-Gerhard, Pastor, Evgl. Sozialakademie
Friedewald über Beetzdorf/Sieg
Boos, H. Pfarrer in Flomborn über Alzey
Latzke, Pfarrer in Eppelsheim b/Alzey
Kalbhenn, Pfarrer in Maulbach über Grünberg/Hessen
- 5.) Kurhessen-Waldeck
Rausch, Pfarrer in Rotenburg/Fulda
Falk, Pfarrer in Unterreichenbach Kr. Gelnhausen
Wittekindt, Ernst-Eberhard, Pfarrer in Grossauheim
bei Hanau
- 6.) Oldenburg
2 Pfarrer
- 7.) Pfalz
1 Pfarrer
- 8.) Rheinland
Hütt, Hans, Pfarrer in Duisburg-Beeckerwerth, Ro-
landseckplatz 3/5
Kahle, Wilhelm, Pfarrer in Essen-Katernberg, Vik-
toriastrasse 27

Die fehlenden Namen in der Aufstellung kann ich Ihnen später nennen.

Nach und nach gehen jetzt auch die Anmeldungen von ausländischen Teilnehmern ein. Bisher sind bestimmt zu erwarten:

- 2 Pastoren aus Schweden
- 1 Pastor aus Frankreich
- 2 Pastoren aus Holland
- 1 Pastor aus der Schweiz
- 1 Pastor aus Amerika

In der Anlage übersende ich Ihnen einige Mitteilungen über ökumenische Aufbaulager, wie sie von der Jugendabteilung des Weltkirchenrates bisher in allen Teilen der Welt durchgeführt wurden. Auf unserem Bauplatz in Kastel waren es bereits 7 in den letzten 3 Jahren. Wir wollen unser Pastorenarbeitslager in ähnlicher Weise wie die Jugendlager durchführen. Sie sehen aus den beiliegenden Schriften, dass es uns bei diesen work-camps wesentlich auf die Arbeit ankommt. Rechnen Sie bitte mit folgendem vorläufigen Programm:

1.) Tageslauf

5.45 Uhr Wecken
6.15 " Frühstück
6.30 " Andacht
6.45 " Abmarsch zur Arbeit in der Zementfabrik
bezw. Fertigmachen zur Arbeit auf unserem Bauplatz
7.00 " Arbeitsbeginn
10.00 " bis 10.15 Uhr Frühstückspause
13.15 " Arbeitsschluss
13.45 " Mittagessen
Mittagsruhe bis 16.00 Uhr
16.00 " Tee
16.30 " Bibelarbeit, Referat, Diskussion
18.30 " Abendbrot
20.00 " Singen, Spiel oder Fortsetzung der Referate und Diskussionen
21.45 " Abendandacht

2.) Vorgesehene Veranstaltungen

Referate von:

Direktor Dr. Leitz aus der Fa. Kalle & Co.
Wiesbaden-Biebrich
Dipl. Ing. Dyckerhoff, Mainz-Amöneburg
Dr. Sogemeier, Ruhr-Kohlen-Bau Essen
Pfarrer Dr. Lorch, Ludwigsburg
Dr. Hoekendijk, Weltkirchenrat Genf
Bischof Steven Neill, Weltkirchenrat Genf
(Bischof Neill wird auch ca. 8 Tage mit uns arbeiten.)

22. Juni Gossner-Sonntag in Mainz-Kastel, Einweihung des durch die Arbeitslager der vergangenen Jahre erbauten Lehrlings- und Jungarbeiterwohnheimes.

29. Juni Gemeinsame Fahrt nach der Gemeinde Krumbach-Frankenbach bei Giessen zum Missionsfest am Sonntag und Abendveranstaltung am Sonnabend.

Bestichtigung eines Industriewerkes.

Ausflug mit Rheindampfer.

Ich bin bemüht auch noch Referenten aus England und Frankreich zu bekommen, die zu uns gerade über ihre Erfahrungen in der kirchlichen Arbeit unter der Industriebevölkerung sprechen wollen. Vielleicht gelingt es uns auch, einen katholischen Referenten aus der Arbeitermission in Paris für unser Lager zu gewinnen. Ich bitte auch Sie alle, sich Gedanken über Themen zu machen und Referenten zu benennen, von denen eine besondere Hilfe zu erwarten ist. Wenn es Ihnen möglich ist, sich selbst auf einige Themen vorzubereiten, so geben Sie mir bitte bald Nachricht. Wer von Ihnen kann so französisch lesen, dass ich ihm einige Schriften über die "Mission de Paris" zuschicke, über die er dann referieren könnte? Was schlagen Sie für Texte für unsere Bibelarbeit, die wir an 2 Nachmittagen in jeder Woche haben wollen, vor? Es wäre gut, wenn wir uns bereits vor dem Lager mit diesen Texten beschäftigen könnten, da wir während der Lagerzeit kaum zu ruhiger, exegetischer Arbeit kommen werden. Bitte helfen Sie auf diese Weise schon jetzt bei der Vorbereitung und teilen Sie mir Ihre Vorschläge mit.

Die Unterbringung erfolgt in Armdezelten zu je 6 bis 8 in einem Zelt auf Feldbetten. Wir bitten Sie, mitzubringen:

- 1.) eine eigene Decke
- 2.) Bettwäsche bzw. Schlafsack
- 3.) Handtücher
- 4.) strapazierfähige Arbeitskleidung und Arbeitsschuhe besonders auch im Hinblick auf Regentage.

Die Reisekosten bitten wir nach Möglichkeit selbst zu tragen. Vielleicht können wir vor Lagerbeginn Ihnen einen Ermässigungsschein für die Bundesbahn zusenden. Das hängt jedoch davon ab, ob unser camp als Jugendleiterlager anerkannt wird.

Für die Durchführung des Lagers und für die Verpflegung brauchen wir von jedem DM 3,- pro Tag. Wem es nicht möglich ist, diese Summe aufzubringen, sollte uns vorher angeben, wieviel er von sich aus für die Lagerzeit bezahlen kann. Einige Landeskirchen haben uns schon zugesichert, dass sie uns eine Beihilfe zur Durchführung des Lagers geben werden, besonders für Brüder aus anderem Währungsgebiet, die sonst an der Teilnahme wegen Zahlungsunfähigkeit verhindert wären. Ich schreibe deshalb auch noch jede einzelne Landeskirche an.

Ihre Kirchenleitungen haben zugesagt, dass die Lagerzeit nicht auf Ihren Urlaub angerechnet wird, sondern dass Ihnen für die ganze Zeit des Lagers ein S o n d e r u r l a u b gewährt wird. Wo dies noch nicht ganz klar zu sein scheint, so schreiben Sie uns bitte, damit wir einen entsprechenden Antrag an Ihre Kirchenleitung richten.

Hoffentlich sind auch einige unter Ihnen, die tüchtig mit uns singen können. Instrumente sind sehr erwünscht.

Sie werden darüber lächeln, dass ich Ihnen auch zur Ausfüllung einen Fragebogen übersende, wie die Jugendabteilung in

Genf ihn jedem work-camper zusendet. Bitte füllen Sie ihn auch aus, damit wir auf diese Weise gleich Ihre Personalien genauen Adressen usw. haben.

Ich werde versuchen, Ihre Antworten möglichst schnell zu beantworten, obwohl ich ab nächster Woche wieder selbst Arbeiter in den Dyckerhoff-Zementwerken bin, diesmal als Stauer in der Packerei.

Ab Mitte Mai bin ich dann wieder auf Reisen zu Vorträgen, (deutsch-französischer Bruderrat in Friedberg und Missionsveranstaltungen) werde aber zwischendurch immer wieder in Kastel sein, um das Lager vorzubereiten. Bitte machen Sie sich für die ganze Zeit des Lagers wirklich ganz frei! Das Gelingen des Lagers hängt wesentlich davon ab, dass Sie sich für diese Zeit nichts anderes vornehmen.

Mit herzlichen Wünschen für ein gesegnetes Osterfest bin ich in brüderlicher Verbundenheit

Ihr

Horst Symanowski

Liebe Freunde,

diesen Rundbrief erhaltet Ihr diesmal als Antwort auf Eure Weihnachtsgrüsse, die wieder in grosser Zahl bei uns eintrafen. Habt Dank für alle Wünsche, auch für die Geldgaben oder Sachspenden, die wir von Euch für unsere Arbeit und den Aufbau in Kastel erhalten haben. Jeder Gruss von Euch ist uns eine Stärkung und Hilfe.

Denkt, wir sind in dieser Woche in den Neubau eingezogen! Zwar fehlen noch einige Türen, das Treppenhaus ist noch nicht beendet und der 2. Bauabschnitt mit dem grossen Saal im ersten Stock steht noch im Rohbau. Aber wir wohnen nun schon darin. Am 1. April kommen Lehrlinge und Studenten in die untere Etage und vielleicht gelingt es uns auch, den 2. Bauabschnitt bis zum 22. Juni zu beenden. An diesem Tage wollen wir mit der Gemeinde und allen Freunden das neue Haus einweihen, indem wir auf unserem Platz ein Missionsfest halten. Ihr seid dazu alle herzlich eingeladen. Nur müsst Ihr uns vorher schreiben, damit wir für Euch ein Nachtquartier bereit halten. Es wäre schön, recht viele von denen an diesen Tag hier zu haben, die in den letzten 3 Jahren am Bau mitgearbeitet haben. Ich sehe alle noch deutlich vor mir. Angefangen die ersten deutschen Studenten im März 1949, genau vor drei Jahren, wie sie in die Trümmer etwas Ordnung brachten, das 1. ökumenische Lager im Sommer 1949, das die Trümmer in den Rhein kippte und mit dem Ausschachten des Kellers begann, bis hin zum letzten Lager des Sommers 1951, das das Dach auf den Bau setzte. Am liebsten hätte ich Euch noch alle einmal in diesem Sommer hier. Wir haben viel Grund zur Freude und zum Dank.

Für diesen Sommer planen wir wieder 2 Lager bei uns: das erste vom 9.6. bis 5.7. und das zweite vom 1.8. bis 31.8. Das erste camp soll ein Pastorenarbeitslager werden. Aus Deutschland liegen aus verschiedenen Landeskirchen bereits 15 Meldungen vor, so dass wir die Meldeliste schliessen müssen. Es fehlen uns aber noch Pastoren aus dem Ausland. Ich bitte Euch, in Euren Kirchen und Gemeinden von diesem Lager zu erzählen und nichtdeutsche Teilnehmer zu werben. Der Sinn dieses Lagers ist, dass gerade die Pastoren, die das Problem "Kirche und Arbeiterschaft" beschäftigt, ihre Gedanken und Erfahrungen austauschen und auf unserem Bauplatz und in den Dyckerhoff-Zementwerken praktisch arbeiten. Bitte vergesst nicht diese Bitte! Die Anmeldungen müssten bald an mich gerichtet werden.

Das zweite Lager vom 1.-31.8. wird wieder ein Jugendlager sein. In der letzten Augustwoche wollen wir geschlossen nach Stuttgart zum Kirchentag fahren. Dort

wollen wir uns mit den übrigen ökumenischen Aufbaulagern aus Deutschland treffen und einen "Kirchentag-Lagerabend" veranstalten. Daran sollt auch Ihr als work-camp-Veteranen teilnehmen, sofern Ihr in Stuttgart sein werdet.

Unsere Lager finden noch Arbeit genug vor, um unseren Platz in Ordnung zu bringen, den Zaun zu setzen u.a.m. Sie wollen aber auch schon den Weiterbau vorbereiten, am besten wieder durch Fabrikation von Zementsteinen. Ab 31. März bin ich wieder Hilfsarbeiter in der Zementfabrik, - diesmal als Stauer in der Packerei. Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, könnt Ihr mich schon an der Füllmaschine sitzen oder am Transportband stehen sehen. Leider habe ich in Deutschland noch keinen Pastor gefunden, der diese Arbeit für einige Jahre tun möchte. Das Werk selbst hat uns eine Werkwohnung und einen Arbeitsplatz angeboten. Es ist wirklich beschämend für unsere Kirche in Deutschland.

Nach unseren 7 Lagern in Deutschland sind es nun schon so viele work-camper geworden, dass ich nicht alle Eure Grüsse persönlich beantworten, ja nicht einmal persönlich von den Einzelnen in diesem Brief berichten kann. Lasst Euch aber bitte versichern, dass wir uns mit jedem von Euch und über jede Grenze und Entfernung hinweg verbunden wissen. Wie gerne sässe ich mit Euch zusammen, um über die Frage der Wiederbewaffnung Deutschlands zu sprechen, die uns allen so viele Not macht und die ich bis zum heutigen Tage noch nicht befähigt bin zu sprechen. Gerade an solchen breienden Gegenwartsfragen muss sich das ökumenische Gespräch immer wieder entzünden. Bitte bleibt auch untereinander im Austausch gerade über solche Fragen. Zum Glück werden solche Gespräche unter Euch auch an der "Zentrale Kastel" vorbei geführt, das weiss ich.

Die Lager im letzten Jahr haben uns ein Stück weitergeführt, glaube ich. Einmal waren die Teilnehmer nicht nur Studenten wie im Anfang, sondern auch Arbeiter, Angestellte usw. Zum anderen blieb zum ersten Mal ein work-camper für ein halbes Jahr als co-worker bei uns hängen. Es war Clarence Kohring aus St. Louis - USA. Ich hoffe, dass wir gerade hier bei der Gossner Mission mehr und mehr aus dem Stadium der Besuchs- und Konferenz-Ökumene herauskommen haben wir ja auch so gar nicht bei uns gehabt, nicht wahr? - und in eine längere, vielleicht dauernde Zusammenarbeit kommen.

Seit meinem letzten Rundbrief an Euch zum Weihnachtsfest 1950 - so lange habe ich geschwiegen? - haben wir wieder grosse Hilfe von Euch persönlich oder Euren Kirchen erhalten. Ich denke etwa an die persönlichen Gaben von Jim Gribble in Chicago, Don Weaver in New York (er ist übrigens mit Peggy wieder in Deutschland und arbeitet in Bremen!), Rev. N. Sibley in Coming NY, Rev. Robinson New - York - Harlem von seiner "eltreise aus Burma, Ruth Winding und Pastor Lentz aus Dänemark u.a. oder die grosse Spende der Presbyterian Church US in Höhe von 25.000,- DM, die jetzt in Aussicht gestellte des schwedischen Hilfswerks in Höhe von 2.500,- cr. Ich kann Euch aber auch mitteilen, dass

wir in diesem Winter von deutscher Seite Unterstützung erhalten haben. Die staatliche Soforthilfe im Land Hessen hat uns 35.000,- DM gegeben, damit wir Plätze für Flüchtlingsjungen schaffen, die hier in der Industrie Lehretellen erhalten sollen. Oft sitzen ihre Eltern als Flüchtlinge in industriearmen Gebieten und können ihren Kindern keine Ausbildung verschaffen. Hier im Industriegebiet fehlt es aber an Unterkünften für die Jugendlichen. Auf diese Weise versuchen nun Arbeitsamt und Flüchtlingsamt das Problem zu lösen. Eine grosse Hilfe war uns auch die Spende von 20 tons Koks aus dem Ruhrgebiet.

Ihr seht, wie uns von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr geholfen wird. Wir wissen, dass der Grund darin zu suchen ist, dass man Eure freiwillige Arbeit gesehen hat und so von dem Wert dieses Werkes überzeugt wurde.

An alle work-camper aus Deutschland haben wir am 1.12.1951 einen Brief geschrieben und gefragt, wie weit jeder von ihnen in der ökum nischen Arbeit seiner Landeskirche steht und wer sich für die ökumenische Arbeit verantwortlich in seiner Landeskirche wissen will. Die Antworten zeigten, dass viele tatsächlich das Lager nicht nur als eine persönliche Erfahrung und Bereicherung angesehen, sondern davon weiterzuerzählen und weiterzugeben versucht hatten. Andere wie der gaben zu, dass sie nur wenig oder nichts in dieser Richtung in ihrem Lebensbereich getan hatten. Wir müssen noch viel mehr als bisher dafür sorgen, dass die Lagererfahrung auch den Gemeinden zugutekommt. Wir haben es hier in Hessen erlebt, dass die Landgemeinde Krumbach durch den Besuch einer ökumenischen Gruppe bei ihrem Missionsfest so bewegt wurde, dass diese Gemeinde unser Heim nicht nur mit Kartoffeln, Gemüse und Fleisch im Winter versorgte, sondern schon 2 x Fahrten zu uns nach Kastel unternahm und uns für den nächsten Sommer mit dem ganzen Lager eingeladen hat. Bitte gebt uns Ratschläge, teilt uns Erfahrungen mit, wie wir die work-camp Arbeit fruchtbar machen können für die ganze Kirche.

Und nun lasst Euch von uns allen im Haim der Gossner Mission in Mainz-Kastel zum Osterfest herzlich grüssen. Es sind z.Zt. 2 Inder, 4 Theologiestudenten, die in der Fabrik arbeiten, 4 Lehrlinge und 1 Jungarbeiter hier. Meine Frau, dazu Christiane, Monika, Johannes und Ruth schliessen sich an, dann der Mitarbeiterstab mit Schwester Auguste an deren Spitze, einigen, die Ihr nicht kennt, dazwischen und am Schluss

Euer

Horst Symanowski.

Christen aus aller Welt *rufen dich!*

zum MISSIONSFEST DER GOSSNER MISSION
am Sonntag, dem 22. Juni 1952, 15.00 Uhr, auf dem
Gelände der Goßner Mission am Rheinufer in Kastel,
Eleonorenstraße 64, Ecke Fort Hessen

Straßenbahnverbindung von Mainz und Wiesbaden bis Kastel, Halte-
stelle Wiesbadener Straße und Bundesbahnomnibus Wiesbaden/Mainz

Es sprechen:

MARSALLAN BAGE und SABAN SURIN aus Indien

und Vertreter verschiedener Kirchen des Auslandes, z. Z.
im ökumenischen Pfarrer-Arbeitslager der Goßner Mission
in Kastel

Verbunden mit dem Missionsfest wird die

EINWEIHUNG des neuen Goßner-Hauses

Die ev. Kirchengemeinde
Kastel mit Amöneburg
W. Bangert, Pfarrer

Goßner Mission
Mainz-Kastel
H. Symanowski, Pfarrer

In der Pause Verkauf von Erfrischungen

Kinder werden während der Vorträge besonders unterhalten · Schluß des Festes 18.30 Uhr

Mainz

Oekumenisches Pfarrerarbeitslager bei der Gossner Mission
in Mainz-Kastel vom 9.6. - 5.7.1952 (Teilnehmerbericht).
-.-.-.-.-

Nachdem bei der Gossner Mission in Mainz-Kastel seit 1949 schon 7 oekumenische Aufbaulager stattgefunden haben, an denen etwa 300 Jugendliche teilgenommen haben, waren zu diesem Lager nur Pfarrer eingeladen. Es war ein Experiment, das ganz auf Verantwortung der Gossner Mission unternommen wurde. In die Jugendabteilung des Weltkirchenrates, die solche oekumenischen work-camps veranstaltet, passt dieses Lager nicht. Dankenswerterweise haben viele Kirchenleitungen in Deutschland diesem Versuch freudig zugestimmt und auch die Durchführung des Lagers mit finanzieller Beihilfe ermöglicht. Ebenso gut war das Echo aus dem Ausland. Die für die oekumenische Arbeit in ihren Ländern verantwortlichen Stellen meldeten uns an Teilnehmern aus

Amerika	3
Dänemark	2
England	1
Holland	6
Schweden	3
Schweiz	1.

In Deutschland hatten folgende Landeskirchen Teilnehmer entsandt:

Kurhessen-Waldeck,
Rheinland,
Oldenburg,
Hannover,
Berlin (und Ostzone).

Zustimmend hatten sich auf die Bitte um Entsendung von Pfarrern zu diesem Lager Bayern, Braunschweig, Hessen, Pfalz und Württemberg gemeldet, hatten aber für die Zeit des Lagers keinen ihrer Pfarrer frei machen können. Trotzdem unterstützten die Kirchenleitungen von Bayern, Hessen und der Pfalz dieses Lager finanziell.

Warum wurde dieses oekumenische Pfarrer-Arbeitslager unternommen? Ziel war, wie bei jedem oekumenischen Aufbaulager, der Aufbau eines Projektes, in diesem Falle der des Lehrlingsheimes der Gossner Mission in Mainz-Kastel.

"Das schönste Referat am Nachmittag kann nicht wieder gut machen, was am Vormittag schlecht gearbeitet wurde". Diese wohlgemeinte Parole des Lagerleiters, Pfarrer Horst Symanowski, gab uns von Anfang an zu verstehen, dass der Schwerpunkt des Pfarrer-Arbeitslagers auf den 6 Stunden körperlicher Arbeit lag, die wir täglich mit der Schippe, Hacke und Karren auf dem Bau dieses Lehrlingsheimes oder als Arbeiter in den Dyckerhoff-Zementwerken verbrachten. Verbunden mit einem wohlthuend - "einfachen Leben" hatte dies u.a. drei gute Dinge zur Folge:

- 1.) Es ermöglichte eine Art der oekumenischen Begegnung unter den Teilnehmern, wie man sie auf oekumenischen Konferenzen nicht haben kann, gleichsam auf einer Ebene entklerikalisierter Menschlichkeit.
- 2.) Es setzte der bei den Ausländern gefürchteten deutschen Diskussionswut gewisse Grenzen.
- 3.) Und das Wichtigste: Wir wurden dadurch heimlich auf den Weg zum Ziel des Lagers gesetzt: Wir sollten durch das Erlebnis körperlicher Arbeit den Arbeiter in unser Blickfeld bekommen.

Das geschah dann besonders, als wir in der 2. Hälfte des Lagers mor-

gens um 6.30 Uhr in den Dyckerhoff-Zementwerken in Wiesbaden-Amöneburg mit der Arbeit in verschied. Abteilungen begannen, der eine am Drehofen, der andere in der Packerei, im Betonwerk, im Steinbruch oder sonstwo.

Auf diesem Wege gingen uns allerlei Lichter auf: z.B. begriffen wir, dass die Arbeit dem Arbeiter eine Mühsal ist. "Wenn ich täglich 9 Stunden diese schwere Arbeit zu leisten hätte, die ich jetzt 6 Stunden tue, so schliefe ich auch am Sonntagvormittag, statt in die Kirche zu gehen", so der ehrliche Seufzer eines Teilnehmers. Was mussten wir dem Arbeiter zu, wenn wir ihn nach seinem mühseligen Tag zu Männerabend, Bibelstunden etc. einladen? Weiter wurde uns z.B. das Hoffnungslose seiner Situation klar, wenn er Tag für Tag und Jahr für Jahr dieselbe auf die harte geistlose Arbeit tun muss, um in 10 Jahren vielleicht Verarbeiter zu werden und wenn er Glück hat in 20 Jahren Meister. Wir erschreckten über das System von Aufsicht, das einen vor dem anderen in Unfreiheit gefangen hält. Und vor allem gewannen wir Verständnis für die Frage: ob der Arbeiter je wieder Freude und Verantwortung an seiner Arbeit haben kann, wenn man ihn nicht zum Miteigentümer seiner Arbeit machen will, an der Fabrik und ihrem Ertrag. Das Wort "Sklavenarbeit" fiel in Gesprächen bald ohne dass man es suchte. Und wir lernten, dass das soziale Problem des Arbeiters mit einem höheren Lohn noch lange nicht gelöst ist. - So kam nach und nach das geheime Thema dieses Lagers in Sicht: Wie sind wir diesen Menschen gegenüber heute und hier dem Evangelium gehorsam? Matth. 5, 13-16. Wie tun wir ihm den Dienst der Versöhnung, den wir ihm nach 2. Kor. 5, schuldig sind? "How do you want to realize in your life what you are saying?" So lautete die unnachgiebige Frage eines Amerikaners. Auf diese Kardinalfrage gab es keine fertige Antwort. Es konnte lediglich der Ansatz eines Weges gezeigt werden, auf dem wir nun weitergehen müssen, wie sich überhaupt im Gespräch von 7 beteiligten Nationen eine erstaunliche Ökumenizität der Probleme und der Hilflosigkeit gegenüber den Problemen ergab - Die Gespräche über dieses geheime Thema des Gehorsams gegenüber dem Evangelium verliefen in 3 Kreisen:

- 1.) in dem Kreis des pol. Gottesdienstes,
- 2.) in dem der sozialen Frage und
- 3.) vor allem in dem des besonderen Gemeindegottesdienstes.

In der Begegnung mit Martin Niemöller, (der einem Teil der Ausländer einen tiefen und guten Eindruck hinterliess), Herbert Mochalski, der Mainzer Studentengemeinde und einem evangelischen Jugendkreis brach die Frage nach der pol. Verantwortung der Kirche zwischen Ost und West auf. Wie können wir heute in Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden usw. dem Evangelium des Friedens gehorsam sein in unseren pol. Entscheidungen. Vor allem die junge Generation gibt sich nicht mehr mit der Auskunft zufrieden, dass man die beiden Reiche nicht vermischen dürfe. Sie will nun endlich von uns wissen, was diese miteinander zu tun haben. Darauf geben wir ihnen noch keine Antwort. Unsere Verkündigung wird aber unglaubwürdig werden vor der Welt, wenn wir nicht bald eine finden.

Wie solch ein ök. Lager auch für einen Theologen ein Neues im Blick auf pol. und kirchl. Gemeinschaft bedeuten kann, zeigt der Brief eines holl. Pastors nach diesem Lager, in dem er schreibt: "Es ist gut, nun die Eindrücke etwas geordnet sind, noch mehr und noch stärker als damals beim Abschied vielen Dank zu sagen für alles, was ich im Lager empfangen habe. Es ist nun nie zu vergessen - der Kontakt, die

Zusam-

menarbeit, die Gespräche, der neue Blick auf unsere Verantwortlichkeit als Pastoren in der heutigen Situation von Welt und Kirche. Eine Vielheit von Fragen ist mitgegeben, mit denen die Lagerteilnehmer sich nun zuhause weiter beschäftigen sollen. Zumal der Kontakt mit meinen deutschen Brüdern! - hat mich von vielen Hemmungen, die noch da waren, wie ich Dir auf dem Dampfer noch sagte, befreit. Gott sei Dank, dass ich das Lager habe mitmachen können. Für mich hat sich die Einheit, Befreiung von menschlichen, allzu menschlichen Hemmungen, als ein Stück reiner Freude erwiesen in der wunderschönen und ernsten Abendmahlsfeier, in der mir alles zu Friede wurde und sich alle als Brüder und Schwestern wiedergefunden haben, denn ich war doch etwas dem jungen Franzosen gleich, von dem Du erzählt hast. (Der 1949 in ein oek. Aufbaulager nach Mainz-Kastel kam und im Gottesdienst der Gemeinde erklärte: "ich kann die Deutschen nicht leiden, aber in meiner Bibel steht genauso wie in Eurer, dass Jesus gebetet hat, "auf dass wie eins seien". Um das zu lernen, bin ich mit meiner Antipathie gegen die Deutschen hergekommen, um Ziegel zu putzen und Schutt zu karren. Jesus betet doch nicht vorgebens.)

Th. Lorch, der einen einleitenden historischen Vortrag hielt, machte uns darauf aufmerksam, dass die Kirche auf dem Weg über die soziale Frage auf ihre politische Verantwortung gestossen wurde, das heisst allerdings nicht, dass sie die soziale Frage bis jetzt ernsthaft aufgenommen hätte. Das Gespräch mit dem Fabrikanten, der Werksfürsorgerin, der Gewerkschaftsführerin, dem Wirtschaftsführer aus dem Ruhegebiet und schliesslich dem Sozialwissenschaftler Dr. Heilfurth aus Friedewald ergab, dass die Welt den Armen eher liegen sah als die Kirche und dass sie ihm bis heute in weit grösserer Masse zu helfen bereit ist. Mit Staunen stellten wir fest, wie weit etwa die Seelsorge der Kirche aus der Hand genommen und in die Hände verantwortungsvoller Menschen in der Welt der Fabrik, der Wirtschaft und Industrie gelegt ist. Dürfen wir diese Menschen mit ihrer Last allein lassen, vor allem, wenn sie uns, wie hier geschehen, ausdrücklich um unsere Hilfe bitten? Müssen wir ihnen nicht helfen, von den unzulänglichen Lösungsversuchen im Sinne der Wohlfahrt weiter zu schreiten zu einer wirklichen Neuordnung, einer Neuordnung des Menschen im Sinne der Seelsorge und einer sozialen Neuordnung im Sinne der Gerechtigkeit Gottes?

Am persönlichsten bedrängten uns Pfarrer die Fragen des 3. Kreises. Wie wollen wir dem Bruder Arbeiter die frohe Botschaft verkünden, der hoffnungslos draussen vor der Tür steht und auch nicht mehr hereinkommen wird, weil er von unserer bürgerlich-kirchlichen Welt - trotz aller veränderten Einkommensschichtung und "Verbürgerlichung" - durch einen tiefen Graben getrennt ist? Der unsere kirchliche Sprache nicht mehr versteht und dem unsere feierlichen Gottesdienste ein lächerliches Theater sind?

Die Meinungen gingen gerade an diesem Punkt auseinander und besonders deutsche Teilnehmer wollten nicht zugeben, dass die Kluft so gross sei. Dazu schreibt nach dem Lager ein Teilnehmer (Anglikaner aus England): "Die Diskussionen haben eigentlich nurmehr gezeigt den tiefen Riss zwischen der Arbeiterklasse und unserer "bourgeois" mittelklasse-christlichen Lebens- und Gesellschaftsideal. Das ist der Grund, warum ich glaube, dass an Deiner Stelle Dein Weg richtig ist - nämlich der Versuch, einer von ihnen zu werden - so wie "Er" einer von uns wurde."

Die Bibelarbeit über Matth. 5 brachte uns auf die Spur, auf der Pfarrer Symanowski in Mainz-Kastel seinen Weg geht, hinüber über den breiten Graben, hinaus vor die Tore der Kirche, zu dem Arbeiter in seine Fabrik,

nicht als "Fabrikpfarrer" o.ä. sondern als Arbeiter, nicht in kirchlicher Sicherheit und nicht in der Angst um kirchliche Sicherungen, sondern in jener kirchlichen Selbstentäußerung, die uns in der Nachfolge Jesu Christi Phil.2 geboten ist. (Einen ähnlichen Weg ging der franz. Pfarrer Godin, der Begründer der bekannten "Mission de Paris", dessen Buch "France pays de Mission" uns an einem Abend beschäftigte.) Wie müsste der Weg der Kirche heute verlaufen, wenn sie hier gehorsam werden wollte? Wie könnte sie jenes Salz und Licht sein, das nur wirkt, wenn es sich selbst verzehrt, darbringt, ausgibt, verleugnet? "Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden." Wie kann die Kirche ihrem Herrn hier heute auf dem Wege zum Arbeiter gehorsam werden? Wie kann man es machen, dass dieser Weg nicht nur eine Pastorensache wird, sondern eine Gemeindesache, dies war besonders die Sorge des Schweizer Bruders.

Eine Fülle bedrängender Fragen kam über uns, mit denen wir nicht fertig wurden und nicht fertig werden sollen. Es soll uns nun auch im Dienst zu Hause keine Ruhe mehr lassen, was wir in Mainz-Kastel gesehen und gehört haben. Doch soll uns auch das tröstliche Licht begleiten, das in dem gemeinsamen Leben dieser Wochen uns geleuchtet hat und das in der gemeinsamen Feier des Heiligen Abendmahls seine Kraft bewies. Von dieser Feier schloss sich niemand aus, so dass hier am Tisch des Herrn Anglikaner, Reformierte, Lutheraner, Unierte, Kongregationalisten und Methodisten vereinigt wurden. Sollte es uns nicht zu denken geben, dass eine solche Abendmahlsfeier (unter Theologen!) in einem Lager möglich ist, in dem man 4 Wochen miteinander gelebt, gearbeitet, gehört und gebetet hat, nicht aber sonst auf ökumenischen Konferenzen? Könnte nicht für die Zukunft ein solches Lager auch für die Theologen eine neue Form gemeinsamen Lebens und Arbeitens sein? Jedenfalls wurden am Schluss der Lagerzeit von den Teilnehmern Vorschläge in dieser Richtung gemacht:

- 1.) Auch 1953 sollte die Gossner Mission wieder solch ein Lager veranstalten. Es sollte dann aber noch mehr Zeit sein, um in den umliegenden Fabriken zu arbeiten. Dieses Lager soll Pfarrern verschiedener Kirchen die Möglichkeit geben, mit deutschen Arbeitern zusammen zu arbeiten, gleichzeitig nach Arbeitschluss in der Fabrik aber auch den Austausch unter den Theologen im Lager ermöglichen.
- 2.) Es sollte versucht werden, an anderen Stellen in Deutschland und anderen Ländern ähnliche Lager in Industriegebieten zu starten.
- 3.) Die Lagerteilnehmer wollen untereinander in Verbindung bleiben und ihre Erfahrungen oder die ihrer Kirchen in der Frage "Kirche und Arbeiter" austauschen.
- 4.) Die Pfarrer, die bei der Gossner Mission und in der Zementfabrik gearbeitet haben, wollen versuchen, die Frage "Kirche und Arbeiter" in ihrer eigenen Kirche weiter zu stellen, mit anderen zu durchdenken und nach geeigneten Lagerteilnehmern für 1953 Umschau halten.

Am Schluss sei noch vermerkt, dass der Einsatz von so viel Pfarrern in einer Fabrik zur Folge hatte, dass die Arbeiter mit Verwunderung, aber auch mit Achtung von ihrer Arbeit sprachen. Einer der Lagerteilnehmer, der für einige Monate als Arbeiter in die Zementfabrik zurückgekehrt ist, bezogt, dass der Boden aufgelockert ist und dass die Arbeiter diesen Pfarrereinsatz durchaus positiv ansehen. Warum eigentlich nur an dieser einen Stelle am Rhein?

XXX XXXX XX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX
 XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX
 XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX XXX

=====

R u n d b r i e f N r. 3, J a n. 1954

=====

Liebe Brüder und Schwestern.

Zuerst einen herzlichen Gruss und Gottes Segen zum neuen Jahr. Da mag man ja nun etwas bedrückt auf das vergangene Jahr zurücksehen. Ich meine deswegen, weil man so wenig positive Ergebnisse findet. Aber, was heisst das? Die Jünger, die vom Kreuze flohen, erlebten ja dasselbe auch. Positive Ergebnisse? Nein, die waren nicht zu sehen, nur ein Kreuz und ein blutüberströmter Mann, dem sie 3 Jahre lang nachgefolgt waren. Aber dieser Mann erschien ihnen wieder und gab ihnen Zeit und Auftrag diese scheinbar völlig sinnlose Sache, diese scheinbar gescheiterte Invasion Gottes fortzusetzen. Und so geht das bis auf den heutigen Tag. Freilich erscheint er uns nicht und wir vernehmen seine Stimme nicht, aber sein Auftrag ist geblieben und ist durch die Generationen weitergetragen worden. Und Zeit hat er uns gegeben. In diesen Tagen hat er uns sogar wieder ein ganzes Jahr geschenkt! Das waren so meine Gedanken zu Neujahr, die aufs engste verknüpft, oder richtiger gespeist sind aus dem Wort: dies ist das angenehme Jahr des Herrn.... Darum nicht zurücksehen. Vorwärts liebe Brüder und Schwestern und das neue Jahr in den Dienst unserer gemeinsamen Sache gestellt. Wir haben noch soviel zu tun!

Lasst Euch grüssen aus der Verbundenheit des Dienstes von Euerm

Hans Runge.

In diesem Rundbrief:

1. Ein Weihnachtsbrief
2. Briefe von Euch
3. Am hande und doch wichtig
4. Von Büchern, Zeitschriften und Filmen
5. Persönliches
6. Neues Anschriftenverzeichnis.

=====

I.

Ein Weihnachtsbrief.

Lieber Freund und Bruder,
 es soll nicht Weihnachten werden, ohne dass ich Dir ein Wort geschrieben habe. Seit Deinem Besuch in Klosters gingen meine Gedanken oft nach ... zu Dir und Deiner Arbeit, die mir aus der Ferne gesehen so viel wesentlicher erscheint, als alles, was die Kirche sonst tut. Ich dachte auch oft an unser Gespräch über die ganze Problematik der empirischen Institution Kirche. Vieles ist mir seither aus ganz konkreten Erlebnissen und Feststellungen noch bedrückender, noch fragwürdiger geworden. Es gibt wenig Menschen, die die heimliche und offene Not se-

geworden. Es gibt wenig Menschen, die die heimliche und offene Not sehen, weil sie nicht sehen wollen, darum kann man auch mit wenigen darüber sprechen. Mit H. D., mit dem ich seit Jahren freundschaftlich verbunden bin und der kürzlich eine Woche bei uns im Thalgrund war, konnte ich es tun. Doch bleibt nach allen Gesprächen zuletzt eine Erkenntnis, die nahe an die Resignation kommt: was kann noch getan werden? Aber es gibt vielleicht doch eine Resignation, die wirkliche Erkenntnis sein könnte: mir will es vorkommen, als ob Gott umgezogen sei, umgezogen aus den sakralen und weihetvollen Bezirken der Kirche und der obligaten Frömmigkeit, umgezogen in die profanen, weltlichen und "sündigen" Bereiche des täglichen Lebens. Ich meine in manchem Film, in manchem Bühnenstück und etlichen Büchern eine klarere Erkenntnis letzter Dinge zu sehen, als in der offiziellen Kirche. Dabei denke ich eben auch an den durch Dich vollzogenen Umzug. Es sind ja immer beunruhigte und legitim bewegte Menschen, durch die ein solcher Umzug geschieht. Das Zeugnis vom Lebendigen zuerst stillschweigend in einem entsprechenden "Sein" bezeugt und dann erst Verbis expressis. Aber auch in anderer, weltlicher Weise, in Filmen, Büchern und Bühnenstücken. Da wird wenigstens der Versuch unternommen zum losgelösten und der Ewigkeit entfremdeten Menschen in einer neuen Sprache ein Weg zu suchen, während sich das kirchliche Heiden weitherum in den alten ausgetretenen Bahnen bewegt. Aber ich will davon nicht länger schreiben. Der Umzug Gottes in der heutigen Situation ist doch letztlich nur eine Konsequenz der Weihnacht: da ist Gott ja auch aus dem Himmel umgezogen und nahm so profan Wohnung auf der Erde, inmitten einer unsakralen Welt. Vielleicht würde er heute nicht in einem Stall, umgeben von Schaf- und Kuhmist, auf Heu und Stroh, Wohnung nehmen, sondern in einer grossen Fabrik oder einem der vielen Flüchtlingslager. Darf ich Dir sagen, dass es mir darum geht, zu ringen und zu bitten um ein Wort, dass sich den Weg bahnen könnte zum Bruder an den Hecken und Zäunen. Aber wie schwer ist es, wenn man selbst von der Last theologischer und kirchlicher Terminologie befrachtet ist, die abzulegen einem nur schwer gelingen will. Weil ich die ewige Weihnacht, den Tag des Kommens Gottes zu uns armutseligen Menschen immer auch als ein Tag menschlichen "Aneinanderdenkens" verstanden habe, darum wollte ich Dir ein Wort schreiben.....

II.

Briefe von Euch.

Fast bin ich stolz, dass es gelungen ist, wenigstens bei einigen, das Eis des Schweigens zu schmelzen. Voll Freude gebe ich nun die an mich gesandten Zeilen weiter, mit der Hoffnung, dass auch Ihr anderen die von mir im letzten Kundbrief beigelegten Briefbogen und Kuverts nicht unterschlagt.

Da sind zuerst einige Auszüge aus einem Brief von Gunild Weisswange:

Lieber Hans!

Heute Morgen überraschte mich ja tatsächlich eine fleissige Biene mit fröhlichem Gesumm, das sich allerdings auch manchmal ganz zornig und betrübt anhörte, aber um diese fleissigen Tierchen nicht noch zu richtigen "Wespenstichen" (Bienenstich ist mir als Sächsin natürlich viel lieber!) zu veranlassen, gehe ich sozusagen in mich, ergreife jeder

und Papier und schreibe Dir!
Ich träume Tag und Nacht nur von den fehlenden 4000,—, die wir als Baukostenzuschuss für unsere gemeinsame Wohnung brauchen. Aber ich träume nicht nur, sondern bin weitgehendst damit beschäftigt, sie möglichst real werden zu lassen, aber ausser vagen und evtl., wir können ja mal sehen, habe ich bis jetzt noch nichts erreicht. Es ist zum ... Da ich in dieser Angelegenheit heute bei Propst zur Nieden war, hatte ich ja unterwegs Zeit genug, mich mit Biene und Mitarbeit zu befassen. Es hat mir doch zu denken gegeben, was Pfr. Dieterle schreibt! - Das ist natürlich die grosse Gefahr unserer Arbeit, dass die Menschen sich an uns anstatt an Gott binden! - Und wie gern binden wir doch Menschen an uns persönlich!
Ueber Gewerkschaftsfragen müssen wir uns natürlich orientieren, diese sollten wir wirklich gründlich beherrschen.
Samstag Abend haben wir zu einer kleinen Hausmusik eingeladen. Ich bin schwer gespannt wieviele kommen werden.....

Richard Kamlah, der nach Tübingen umgezogen ist, schreibt:

Lieber Horst! Liebe Kasteler Kumpane!
Dank muss zunächst gesagt werden für Hans Arbeitsbiene und die Zeitschrift der Aktionsgemeinschaft. Der Brief von P. Dieterle hat mir sehr gefallen und mit seinem zweiten Teil sehr zu denken gegeben. Den einliegenden Bogen benutze ich, um ein wenig von mir zu erzählen. Ihr könnt Euch denken, dass ich hier anders zu leben und zu arbeiten habe als bei Euch. Auch dass die Umstellung nicht ganz einfach ist, kann man sich ohne viel Phantasie vorstellen.....
Aber meine Arbeit hier gefällt mir gut. Damit ich nicht zum verknöcherten Stubengelehrten werde, habe ich Religionsunterricht zu geben. Da ich recht bescheiden bin in dem, was ich an Disziplin erwarte, kommen meine Jungen ganz gut mit mir aus. Meine Hauptaufgabe ist meinem Chef das wenige, was ich kann, bei der Abfassung einer Erklärung zum Brief des Apostel Paulus an die Römer zu helfen. Nebenbei habe ich noch erheblich zu lernen, auch möchte ich selbst eine Arbeit schreiben. So langweile ich mich nicht, auch sind wir hier an der theologischen Fakultät ein Kreis von jungen Assistenten, mit denen es sich gut auskommen lässt.....
Froh bin ich, dass ich hier gezwungen bin über einige theologische Fragen, die sich ziemlich eng, wenn auch in etwas anderer Ebene, mit dem berühren, was wir in Kastel erlebt haben, nachzudenken. Man könnte es mit einem Schlagwort so nennen, wie kommt es, dass wir so oft wenn wir vom Christentum reden, das Wörtchen "noch" gebrauchen, was glauben wir wirklich, so dass es uns lieber und gewisser ist als unser Leben? Wie verstehen wir wirklich, ohne uns in eine Täuschung zu versetzen, das, was Gott uns in seinem Sohn zuteilt und mitteilt? Weil ich auf das alles keine rechte Antwort weiss, deswegen bin ich froh, Gelegenheit zu haben, mich um Klarheit darüber zu bemühen.....
Und Ihr werdet mir zugeben, dass es nicht nur wichtig ist, etwas zu tun, sondern auch sich gut zu überlegen, was man tut. Im Augenblick scheint mir das Zweite beinahe schwerer als das erste, gerade weil es uns leichter träge und mutlos werden lässt. Leichter allerdings ist für mich dabei, dass ich von meinen äusseren Gewohnheiten nichts aufzugeben habe, während ich in der Zeit bei Euch manchmal das Gefühl hatte, ich lebte zweifach, einmal als Hilfsarbeiter, dem zwar das alles neu und deshalb interessant war, den aber so wenig wie viele seiner Kollegen die Arbeit

erfüllen kann, und der deswegen daneben noch ein anderer blieb. Dies auf sich zu nehmen ist gewiss Eure Last, während ich, wenn auch nicht gerade in meiner Arbeit völlig aufgehen kann, sodoch in ihr derselbe bin, wie sonst auch, auch wenn es viel ermüdend Langweiliges auch in der geistigen Arbeit gibt.

Herzlich grüsse ich Euch alle, ich denke oft an Euch und Eure Arbeit.

Euer. Erhard Kamlah

Einen Brief von Joachim Brickert möchte ich der Herzlichkeit halben, mit der er abgefasst ist, und wegen der Informationen die wir über Westberlin von ihm erhalten ungekürzt weitergeben:

Lieber Hans Runge!

Es wäre Diebstahl, wollte ich Deinen Briefbogen behalten. Vorerst will ich Dir für danken, dass Du Dir die Mühe nimmst, uns an einer Strippe zu halten. Arbeitsbiene bist Du also vor allem selbst, übrigens ist der Titel gut - für unsere Unscheinbarkeit. Ich will kurz etwas von Berlin berichten. Wir haben hier den klangvollen Namen "Sozialpfarrer", aber ich meine manchmal, dass damit das "soziale Gewissen" auch völlig beruhigt ist. Jedenfalls die Folgerungen, die ein Pfarramt haben sollte - Taufe, Konfirmation -, stehen uns nicht zu. Na, und einen kleinen Etat haben wir auch nicht. Trotzdem geht es langsam vorwärts, nur ist die Frage, die ich mir oft stelle, ob die Gruppen, die wir bilden auch wirklich einen dauerhaften Anschluss an die Kirche finden. Das ist alles etwas sehr kurz gesagt, aber Du wirst verstehen was ich meine. Solange eben die Kirche meint, dass die einzige legitime Form ihre jezzige soziologische Struktur mit dem Kirchturm in der Mitte einer Wohn-gemeinde eine Offenbarungsgrösse ist und alle anderen Spezialisten seien, sind wir so gerade am Rande noch geduldet. Aber nun konkret. Drei Arbeitsgebiete haben sich für uns in Berlin herauskristallisiert: 1) Die Arbeiter im Westen, 2) die Arbeiter im Osten, 3) die Arbeitslosen im Westen. Warum die Arbeitslosen? Sie stellen in Berlin ein ganz anderes Problem dar, als bei Euch. Die Flüchtlinge, um die sich ja auch die Kirche kümmert sind ein Politikum erster Ordnung - aber die 220 000 Arbeitslosen werden einfach übersehen. Dabei werden sie immer mehr zu einem Unruheherd, sie sind zu einem Beruf geworden mit eigenen Standesorganisationen. Wir haben in jedem Kirchenkreis Arbeitslosenkreise gegründet. Sie werden geleitet von Arbeitslosen, die in Friedewald ausgebildet worden sind. Gerade heute fahren wieder 2 für 8 Wochen rüber. Zum Teil sind es schon grosse lebendige Kreise mit etwa 60 Teilnehmern an den Zusammenkünften. Dabei hat der Kirchenkreis 4 verschiedene Treffpunkte. In einzelnen Kirchenkreisen ist dafür sehr wenig Kos. Widerstand in der Pfarrerschaft. Vor 4 Wochen haben wir eine Akademietagung durchgeführt mit 77 Teilnehmern, Vertreter der Industrie- und Handelskammer, der Gewerkschaft, Senatoren und Beauftragte vom Bund haben referiert. Vorschläge sind ausgearbeitet, die jetzt im Berliner Abgeordnetenhaus eingebracht worden sind. Rundfunk und Presse haben grosse berichtet. Wir wollen demnächst eine Betriebsrätetagung der Berliner Betriebe veranstalten. Einen Arbeiterkreis haben wir eigentlich nur bei Siemens vorerst. Du weisst, ich habe dort im Kabelwerk gearbeitet. Dafür machen wir laufend Besuche bei den Betriebsstätten. Mit der Gewerkschaft haben wir ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Das fällt natürlich alles im Osten weg. Deshalb habe ich Arbeiter im Osten und im Westen getrennt bei der Aufzählung. Dort ist Zusammenarbeit mit der Gewerkschaft oder ein Betriebsbesuch vorläufig undenkbar. Es geht dort darum Christen in den Betrieben zu sammeln. Einen Versuch nach aussen vorzustossen, ma-

chen wir morgen. Wir haben 10 000 Handzettel drucken lassen, sie verteilt und wollen in einer öffentlichen Versammlung über Kirche und Arbeiterschaft diskutieren. Die Referate halten ein Arbeiter aus dem Transformatorenwerk "Karl-Liebknecht" und ein Bauführer aus der Stalinallee. Du kannst Dir denken, dass ich sehr gespannt bin - auch auf die bestellten SED-Genossen! Uebrigens hat sich bei der Durchsicht der Referate wieder gezeigt, dass man die Erwartungen auf das konkrete Reden des Arbeiters in einem solchen Fall nicht zu hoch stecken darf - wenn sich schon ein Arbeiter zu einem Referat zur Verfügung stellt (alle Achtung übrigens wegen des Mutes!!), dann wird es oft sehr weit-schweifend. Jedenfalls hatten beide den ganzen Vorrat ihrer Laientheologie angebracht, von Adam an! Aber sie werden noch stark kürzen, wenn auch ungern.

In einigen Tagen wird bei Buch Pfarrer von Hammerstein auftauchen. Er geht für drei Jahre nach den USA. Da er dort eine Arbeitergemeinde übernehmen will, weist ihn mal etwas ein und unterstützt ihn in seinem Programm in Westdeutschland.

Bednarik habe ich gerade gelesen. Ich finde ihn auch ordentlich - trotz der meisten Kritiken, die er gehabt hat. Die "Mitarbeit" brauchst Du mir nicht zu schicken, damit gehe ich selbst handeln. Habt Ihr übrigens schon Erfahrungen mit Filmen gemacht? Spielfilme sind hier kaum zu haben - Konkurrenz für die Kintoppunternehmen. Ich will in 14 Tagen mal in einer Gruppe mit Schmalfilmen anfangen, mal sehen, was dabei herauskommt.

Siehe, was hast Du nicht mehr Papier geschickt, ich hätte noch was geschrieben (damit Du Dich mal mit dem Dialekt Deiner Reichshauptstadt vertraut machst!)

Herzliche Grüße an die Bienen - auch an die Königin

Horst - Euer kleiner Honigsammler

PS! Uebrigens ist das alles, wovon ich oben angegeben habe nur ein Teelöffelchen voll in einer 4 Millionenstadt!

III.

Am Rande und doch wichtig.

Vier Londoner Kaufhäuser stellen Hausgeistliche an:

Vier der größten und modernsten Kaufhäuser Londons haben einen eigenen Geistlichen angestellt, der in den Verkaufsräumen umherwandert und seine seelsorgerliche Tätigkeit für die Angestellten direkt an ihren Arbeitsplätzen ausüben will. Daneben will er aber auch in jedem der Kaufhäuser ein Büro einrichten, wo er den Angestellten und Kunden zu einem seelsorgerlichen Gespräch zur Verfügung steht.

Der vor kurzem beendete sechswöchige Streik im bayrischen Zentralheizungs- und Lüftungsbaugewerbe hat für die Monteure der bestreikten Betriebe im Durchschnitt einen Lohnausfall von mindestens 570 DM zur Folge gehabt. Setzt man diesen Ausfall in Beziehung zu den gewährten Lohn-erhöhungen, so sind mehr als 60 Monate erforderlich, um den Lohnausfall auszugleichen.

Das Sozialpfarramt in Berlin beschäftigt sich mit der Frage der Unter-bringung älterer Angestellter. Ich fand dazu eine bemerkenswerte Notiz

im Unternehmerbrief des Deutschen Industrieinstituts. Da heisst es: In Schenestady (USA) ist ein Unternehmen gegründet worden, das nur Angestellte einstellt, die aus anderen Betrieben wegen Erreichung der Altersgrenze entlassen wurden. Sämtliche Angestellte dieser Firma - Ingenieure, Konstrukteure und kaufmännisches Personal - sind über 65 Jahre alt. Der Betrieb hat sich als voll konkurrenzfähig erwiesen und die Betriebsleitung ist der Ansicht, daß die Vorstellung von der minderen Arbeitsleistung des älteren Angestellten voll widerlegt worden sei.

Die Unternehmungen des Braunkohlenbergbaues haben beschlossen, vom 1. Dez. 1953 ab kinderreichen Familien ihrer Arbeitnehmer eine freiwillige Familienhilfe in Höhe von DM 20,00 monatlich für jedes dritte und weitere Kind zu zahlen

Im Anschluss an eine Studienreise in den Vereinigten Staaten hat Paul Lücke, Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Wohnungsbau, in einem Interview mit dem "Echo der Zeit" hervorgehoben, daß der Eigenheimbau in den USA 90 - 95 % des gesamten Wohnungsbaues ausmacht.

(D.h. von den rund 1,1 Millionen jährlich neugebauter Wohnungen werden nur etwa 20 000 ausschließlich mit staatlichen Mitteln finanziert.

In der Bundesrepublik erleben wir, daß die öffentliche Hand innerhalb von 4 Jahren im Wohnungsbau den Anteil der privaten Bauherren von etwa 80 % auf 52 % (1952, die Angaben von 1953 liegen noch nicht vor) gedrückt hat.)

Die große Tragik um die Mission de Paris erfordert an dieser Stelle wohl auch noch ein Wort.

Am 14.10.53 erschien in der Zeitschrift "Der Spiegel" folgende Erklärung zu der Ablehnung des Heiligen Stuhles gegen die Arbeiterpriester der Mission de Paris:

(Im Auszug):

... Nicht die Person des "prêtre-ouvrier" ist nach ihrer Meinung zweideutig, sondern zweideutig ist die Situation, in die dieser zwangsläufig hineingerät. Er begibt sich in einen "circulus vitiosus" von Widersprüchen, aus dem es schließlich keinen Ausweg mehr gibt:

Schon der Name "Arbeiterpriester" sei ein Widerspruch in sich. Der "prêtre-ouvrier" wolle sowohl Arbeiter wie Priester sein, d.h. er müsse zwischen beiden Forderungen ein ständiges Gleichgewicht halten, wenn er nicht das Vertrauen in sich selbst oder das Vertrauen seiner Arbeitskollegen verlieren wolle.

Als Arbeiter müsse er sich mit den sozialen Forderungen der Arbeiter solidarisch erklären. Er müsse einer Gewerkschaft angehören und deren Weisungen, selbst wenn er innerlich nicht mit ihnen einverstanden sei, befolgen. Er verliere so die Unbefangenheit seines Urteils.

Er dürfe sich nicht als "verkleideter Priester" benehmen. Er müsse Jargon sprechen, Alkohol trinken und in verrauchten Vorstadtkneipen herum sitzen. Er dürfe seinem Gesprächspartner keine Schwäche zeigen, die diesen daran erinnere, daß er ja "eigentlich" ein Priester sei. Nur ein Zugeständnis würde man ihm machen: sein Zölibatsgelübde.

Aber gerade hier drohe ihm Gefahr. Er sei Priester; doch er lebe wie ein Laie. Die rigorosen Regeln der Ordensgemeinschaft gälten nicht für ihn. Nur sein Gewissen schreibe ihm vor, wie er sich verhalten müsse. Indem er das kirchliche Dogma in Gegensatz zum christlichen Gewissen stelle, entferne er sich von der Kirche.

Er werde zum Häretiker, zum Apostaten.

Leider habe ich für die letzten Entscheidungen Roms keine genaue Unterlagen, so daß ich den Fortgang der Dinge nur sehr schwach wiedergeben kann. Vielleicht ist die Situation, in der sich die Mission de Paris heute befindet am besten so charakterisiert:

Rom sagt: "Nicht mehr"

Frankreich sagt: "Vorläufig nicht mehr ganz so wie bisher."

Wir haben jedoch gute Hoffnung für die Brüder in Frankreich, daß sie sehr bald ihren nun wirklich richtig erkannten Auftrag weiterführen können.

IV.

Von Büchern, Zeitschriften und Filmen.

Bücher

Hendrik De Man. "Vermassung und Kulturverfall" - Eine Diagnose unserer Zeit.
A. Franke Verlag. Bern 1951; 210 Seiten.

Im nächsten Rundbrief habe ich vor ein Verzeichnis über die Literatur zur Arbeiterfrage beizulegen.

Filme

Der "Evangelische Filmbeobachter" empfiehlt:

"Mandy"

"Denn sie sollen getröstet werden"

"Der Bäcker von Valorgue"

V.

Persönliches.

Da wäre nun viel zu berichten.

Erhard Kamlah ist nach Tübingen verzogen und fühlt sich dort, wie aus seinem Brief hervorgeht, scheinbar ganz wohl. Wir grüßen ihn und wünschen alles Gute.

Jochen Köhler und Gottfried Zollmann sind in die russische Zone gegangen. Sie haben lange nichts von sich hören lassen. Wir hoffen aber daß sie noch wohl auf sind und grüßen auch sie sehr herzlich.

Hannelore Blume und Marianne Göpfert sind von Gronau hier in die Gossner Mission nach Kastel umgesiedelt. Sie grüßen Euch alle sehr herzlich.

Pfarrer Theodor Dieterle der im Elsass denselben Dienst hat wie wir hier, hat in der Schweiz einen Dienst als Religionslehrer übernommen.

Paul Gerhard Jahn und ich haben geheiratet. Solchen Leuten braucht man wohl nichts zu wünschen die sind wunschlos glücklich. Meint Ihr nicht

auch?

Noch etwas Wichtiges:

=====

Wann findet unser nächstes Zusammentreffen
statt?

=====

Im Folgenden nun noch unsere neuen Anschriften:

VI.

Anschriften

Hannelore Blume, Wiesbaden-Kastel, Eleonorenstr.64
Pfr. Joachim Brückert, Berlin-Zehlendorf, Vopelinspfad 5
Hildegard Buchener, Haiger/Dillkr., Obertor 6
Pfr. Theodor Dieterle, Evang. Lehranstalt, Schiers/Gbd., Schweiz
Marianne Göprert, Wiesbaden-Kastel, Eleonorenstr.64
Pfr. P.G. Jahn, Friedewald üb.Daaden/Sieg, Evang.Sozialakademie
Vikar E. Kamlah, Tübingen, Hermann Kurz Str. 37
Pfr. Jochen Köhler
Dora v. Cettingen, Frankfurt-Griesheim, Im Bruch 5
Pfr. Hans Runge, Wiesbaden-Biebrich, Andreasstr.30
Pfr. H. Symanowski, Wiesbaden-Kastel, Eleonorenstr.64
Gunild Weisswange, Frankfurt/M-Heddernheim, Habelstr.31, ptr.
Vikar G. Zollmann, Witzleben üb. Arnstadt, Pfarrhaus
Anneliese Fehrholz, Evang. Akademie, Bad Boll üb.Göppingen, Württ.

Eben erreicht uns noch die Nachricht, daß bei Gottfried Zollmann ein kleiner Neubürger angekommen ist. Wir freuen uns von Herzen mit und wünschen Euch und dem kleinen Clemens Justus Gottes Segen und alles, was das Gute!

Bruno Schottstädt
Berlin N 58
Göhrener Straße 11

Gossner Mission

*Ein Brief meines Freundes Horst
Szymanski, den ich Ihnen übergabe!*

Mainz-Kastel, den 16. Dezember 1954:
Eleonorenstrasse 64
Ruf: Wiesbaden-Kastel 2352.
S/L.

Liebe Freunde,

Zum Weihnachtsfest und zum Neujahrstag sollt Ihr wieder einen Gruss und Bericht aus Mainz-Kastel erhalten. Jetzt ist es fast 6 Jahre her, dass wir mit unserer Arbeit hier begannen. Nun geht aber auch das Bauen dem Ende entgegen. Im Herbst 1955 wollen wir den grossen Bau fertig haben. Dann werden zu den 40 Heimbewohnern, die wir jetzt bei uns haben, noch etwa 60 dazukommen. Wir fürchten uns fast vor der grossen Zahl. Es wird unsere ganze Kraft erfordern, dass wir dennoch eine Familie bleiben und nicht zum Grossbetrieb werden. In diesen Tagen holen wir die letzten Steine aus der Zementfabrik. Die zweite Geschossdecke wird gerade verlegt. Im Januar und Februar hoffen wir das Dach auf den 53 m langen Bau bringen zu können. Wenn Ihr zu uns herüberschauen könntet, würdet Ihr uns noch immer wie 5 Jahre zuvor Steine auf- und abladen sehen.

Dass wir schon in diesem Jahr mit der Errichtung des Hauptbaues beginnen konnten, haben wir den work-camps dieses Sommers zu verdanken. Das oekumenische Pastorenlager mit 37 Teilnehmern und dann das sich anschliessende Jugendlager haben gute Arbeit geleistet. Sie waren mit Erdarbeiten und mit Stein- und Zementträgerherstellung beschäftigt. Unsere Freunde unter den Arbeitern in der Fabrik haben das Ihrige getan, dass tatsächlich genug Material zum Bau am Ende des Sommers vorhanden war. Nun haben wir natürlich Sorgen, wie wir die Spezialarbeiten und die teuren Materialien bezahlen sollen, die wir nicht in Eigenhilfe herstellen können. Wir hoffen, dass unsere Anträge bei staatlichen, kirchlichen und oekumenischen Stellen Erfolg haben werden. Im Augenblick haben wir allerdings noch keine Sicherheit dafür. So war es aber bisher immer bei uns, - Ihr wisst es! Wenn der Rohbau steht, sende ich Euch ein Bild, vielleicht zu Ostern.

Fast jedes Mal bei den Rundbriefen der letzten Jahre habe ich Euch erzählt, wie uns die Frage nach Krieg und Frieden, der Vereinigung von West- und Ostdeutschland bewegt. Nun ist es in besonderer Weise die Frage der Wiederbewaffnung. Die meisten jungen Deutschen lehnen sie ab und haben auch ihrer Meinung Ausdruck zu geben versucht. Aber man nahm bis jetzt keine Rücksicht auf sie. In dieser Woche spricht man im Bundestag in Bonn darüber und wir sind in grosser Sorge, ob man Rücksicht auf die nehmen wird, die es dann angeht: die Jugend. Die Trennung von Ost und West dürfte dann endgültig sein. Das Verstehen ist ohnehin schon jetzt schwer genug. Wir haben es von Jahr zu Jahr mehr in unseren Aufbaulagern gespürt. Umso froher waren wir dann aber auch über die jedes Mal neue Erfahrung, dass Jesus Christus der ist, der unsere Verbindung ist.

Das habe ich in wunderbarer Weise auch bei meiner Asienreise im März und April dieses Jahres erfahren. Die Jugendabteilung des Weltkirchenrates hatte mir den Auftrag gegeben, bei der Leitung eines work-camps in Bangkok zu helfen. Dort bin ich 5 Wochen gewesen. Teilnehmer aus Okinawa, Japan, Korea, Thailand, Burma,

Indien, Pakistan, Indonesien, von den Philipinen, aus Hongkong und Malaya haben einen Spielplatz in einem budhistischen Jugenddorf bei Bangkok gebaut. Ausser mir waren noch 3 Amerikaner als Nichtasiaten im Lager. Wir waren dauernd mit Budhisten in Kontakt. Es war so recht ein camp für die Welt, nicht für die Christen allein. Auf dem Hinflug war ich 3 Wochen in Indien (Bihar und Orissa). Zum ersten Mal sah ich unsere Missionsarbeit mit eignen Augen. Die Kirche dort ist schon ganz selbständig und es ist wohl nur eine Frage von wenigen Jahren, ob sie nicht die ganze Arbeit auch ohne uns dort tun kann.

Im nächsten Jahr werden wir bei der Gossner Mission wahrscheinlich kein Lager mehr haben! Dafür wollen wir aber Siedlern bei den Dyckerhoff-Zementwerken helfen, ein Eigenheim zu bauen. Etwa 4 km von uns entfernt wird die Baustelle in Wiesbaden-Biebrich sein. Der Weltkirchenrat hat diesem Projekt zugestimmt. Wer könnte von unseren alten campern in diesem camp Lagerleiter werden? Bitte meldet Euch, erzählt von diesem Lager und allen anderen work-camps, die 1955 wieder stattfinden werden, Euern Freunden. Fordert bei der Jugendabteilung des Ökumenischen Rates die Prospekte für 1955 an und helft camper zu finden!

Es tut mir leid, dass ich nicht persönliche Nachrichten weitergeben kann. Es sind aber zu viele. Manche von unseren campern sind nun schon verheiratet, viele im Beruf. Weihnachtsgrüsse sind bereits aus aller Welt bei uns eingetroffen und ich danke Euch auf diesem Wege herzlich dafür! Unsere Kinder bauen alle Karten zum Fest auf und dann nehmen wir die Fotos hervor und fangen an von den einzelnen Lagern zu erzählen. Christiane und Monika werden Ostern schon konfirmiert. Johannes soll Ostern in Mainz auf dem Gymnasium anfangen und Ruth die Schule überhaupt in Kastel. Ab und zu besucht uns ein camper und dann gibt es immer grosses Erstaunen darüber, wie sich unsere Kinder verändert haben, der Bauplatz, das Gesicht unserer Umgebung, die Städte usw. Nur wir zwei Alten sind wohl noch wiederzuerkennen!

Liebe Freunde, lasst uns weiter in Verbindung bleiben. Diese Kugel wird noch dringend der Menschen bedürfen, die sich untereinander kennen, gegenseitig sich Gutes zutrauen, sich nicht gegeneinander aufhetzen lassen, - der Menschen bedürfen, die um den einen Herrn wissen. Lasst uns das Geschenk unseres gemeinsamen Lebens und Arbeits in einem unserer Lager nicht vergessen und verachten. Lasst es uns vielmehr als ein Stück der grossen Weihnachtsgabe Gottes achten, die uns den " Frieden auf Erden " brachte.

In alter Verbundenheit grüssr Euch mit den besten Wünschen für ein gesegnetes Weihnachtsfest und das Jahr 1955

Euer

Horst Symanowski.

D. Lokies

P. Jaekel
Dr. Gründler

Der Gottesdienst der Gemeinde

"Wir müssen die herkömmlichen Strukturen unserer Kirche prüfen, um zu sehen, ob sie die missionarische Verkündigung fördern oder hindern. - Das Ärgernis, das das Evangelium in den Augen der ungläubigen Welt bedeutungslos macht und Menschen vertreibt, die nach ihm fragen, ist nicht das echte Ärgernis des Evangeliums des gekreuzigten Christus, vielmehr sind es die falschen Ärgernisse unserer eigenen Praktiken und Strukturen, die die Botschaft des Evangeliums daran hindern, die Welt herauszufordern."

(Bericht der Sektion "Zeugnis" in Neu-Delhi)

"Sowohl in Europa als anderswo steht man ständig in der Versuchung, in eine kultische Introvertiertheit zu verfallen, Gott und den Gottesdienst den frommen Leuten in der Kirche dienen zu lassen, anstatt die Glieder der Kirche aufzurufen, in ihrem Gottesdienst des einen wahren Gottes der Welt zu dienen."

(Bericht der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung über den Gottesdienst - Europäische Sektion - November 1962)

I

In den Jahrhunderten, in denen sich bei uns Bürgergemeinde und Kirchengemeinde deckten, wurde die missionarische Aufgabe der Gemeinde weithin nicht gesehen. Nachdem diese Kongruenz ins Wanken geraten ist, wird allmählich wieder in unseren Gemeinden das Bewußtsein der Verantwortung für ihre Umwelt wach. Daß es trotzdem bisher zu keiner nennenswerten missionarischen Bewegung in unseren Gemeinden gekommen ist, hat seinen Grund nicht nur im Unglauben, der Feigheit oder Trägheit der Gemeindeglieder, sondern darin, daß das Zusammenkommen der Gemeinde kaum dazu dient, sich rufen und senden zu lassen. Insbesondere bieten unsere gottesdienstlichen Versammlungen den Gemeindegliedern dafür in der Gemeinschaft keinen Rückhalt und keine Zurüstung.

Es gibt heute verschiedene Bemühungen, den herkömmlichen Gottesdienst zu reformieren sowie Versuche, andere Formen von Zusammenkünften an seine Stelle zu setzen, die ebenfalls die Bezeichnung Gottesdienst beanspruchen. Das Nebeneinanderbestehen zweier strukturell unterschiedlicher "gottesdienstlicher Gemeinden" könnte aber zu einer illegitimen Trennung von Versammlungs- und Sendungsgemeinde führen. Wir müssen darum zunächst anhand des Neuen Testaments prüfen, worin Sinn und Aufgabe der sonntäglichen

Versammlung der Gemeinde bestehen und welche Änderungsmöglichkeiten sich von daher ergeben.

Wir tun dies alles im Wissen darum, daß der eigentliche Zeuge Gottes kein Mensch ist, sondern Er selbst. Auf seinen Befehl und in seinem Dienst (Gottesdienst) sind wir Menschen Zeugen seiner Offenbarung.

Obwohl uns vom Neuen Testament keine bestimmten Gottesdiensttypen verbindlich gemacht werden, lassen sich doch in den dort angedeuteten mannigfaltigen Formen gottesdienstlicher Versammlungen einige durchgehend anzutreffende Wesenszüge erkennen:

1. Die Gemeinde kommt regelmäßig zusammen unter dem Zuspruch und Anspruch des Evangeliums, zur Feier des Herrenmahls und zum Gebet (z. B. Apg. 2/42, 46, 47).
2. Die Versammlungen sind Sache aller Gemeindeglieder in Verantwortung füreinander (Kol. 3/16 f.). Es wird damit gerechnet, daß jeder dazu etwas beizutragen hat (1. Kor. 12 und 14).
3. Die Gemeinde versammelt sich im Namen des Herrn und betet für alle Menschen (1. Tim. 2/1 f.). Die Predigt im Neuen Testament ist immer missionarische Verkündigung. Daher ist auch die Versammlung der Gemeinde weltbezogen (Mark. 16/15).
4. Gottesdienst im umfassenden Sinn ist nach dem Neuen Testament alltäglicher Dienst der Christen in der Welt (Röm. 12/1 u. 2).

Wo Gemeinde als Leib Christi sich versammelt und in ihren Versammlungen die Gaben entfaltet, damit ihre Glieder ermuntert werden "zu Liebe und guten Werken" (Hebr. 10/24), da ist sie Salz der Erde und Licht der Welt (Matth. 5/13 ff).

II

Der in unseren Gemeinden übliche sonntägliche Gottesdienst enthält durchaus Möglichkeiten, die vom Neuen Testament her aufgezeigte Sinnbestimmung der gemeindlichen Versammlungen zu verwirklichen. Allerdings muß sich dafür die Erkenntnis durchsetzen, daß der Gottesdienst Sache der Gemeinde ist und nicht nur des Pfarrers. Daher gilt der Grundsatz, daß möglichst viele Gemeindeglieder die Verantwortung für den Gottesdienst übernehmen.

Da in unseren Gottesdiensten der Pfarrer die Gestaltung meist allein in der Hand hat, herrscht das Mißverständnis vor, der Gottesdienst sei eine Veranstaltung des Pfarrers. Alle Versuche, "Laien" zu einem Hilfs- oder Ersatzdienst heranzuziehen, leisten diesem Mißverständnis weiteren Vorschub. Es ist die ganze Gemeinde, die den

Gottesdienst hält. Darum ist es auch die Aufgabe der Gemeindeglieder, mit dem Pfarrer zusammen Vorbereitung und Durchführung zu übernehmen.

Es brauchte nicht zu überraschen, daß die Gemeindeglieder als "Gottesdienstbesucher" müde sind, ihre Nachbarn und Kollegen zum Gottesdienst einzuladen, wenn sie dies nur unter Hinweis auf das dritte Gebot, mit der Empfehlung der Qualitäten des Pfarrers oder in der Präsentierung ihrer eigenen religiösen Versorgungsbedürftigkeit meinen tun zu können. Erst die Beteiligung der Gemeinde an der Sache selbst kann bei Fernstehenden glaubhaft machen, daß der Gottesdienst die Versammlung einer Gemeinschaft ist.

Unsere Situation ist einerseits dadurch gekennzeichnet, daß dem Pfarrer die Aktivierung der Gemeinde doch wieder zufällt. Andererseits ist festzustellen, daß lebendige Impulse aus der Gemeinde vom Pfarrer oft nicht beachtet oder ängstlich zurückgedrängt werden. Wo Pfarrer und Gemeinde die Aufgabe der Verkündigung heute wahrnehmen, werden sie aufeinander angewiesen sein und sowohl im sonntäglichen Gottesdienst als auch in der Bewältigung des Alltags gemeinsam handeln.

1. Die Gemeinde bereitet den Gottesdienst vor

Es läßt sich in jeder Gemeinde ein Vorbereitungskreis aufbauen, der alle Gemeindeglieder umfaßt, die sich für den Gottesdienst verantwortlich wissen. Die Zusammensetzung dieses Kreises könnte wechseln, damit nicht immer dieselben Gemeindeglieder beteiligt sind. Auch eine Verteilung der Aufgaben auf die Gemeindekreise ist denkbar. Vor allem sollten Gemeindeglieder herangezogen werden, die in einem weltlichen Beruf stehen und nicht an das gängige Kirchenvokabular gebunden sind. Im Gottesdienstvorbereitungskreis wird die Gestaltung des Gottesdienstes besprochen. Hier werden die verschiedenen Dienste für den Gottesdienst verteilt, die Gebete, insbesondere die Fürbitten bedacht und formuliert. Die meist im "Geschäftston" abgefaßten Abkündigungen müßten so zusammengestellt, formuliert und zur Verlesung aufgeteilt werden, daß die versammelte Gemeinde wirklich informiert, zur Hilfeleistung und zur konkreten Fürbitte aufgefordert wird. Auch die Herrichtung des Raumes und die Möglichkeiten der Einladung zum Gottesdienst gehören in die Verantwortung eines solchen Kreises. Vor allem aber sollte der Predigttext mit dem Pfarrer gemeinsam besprochen und so die Verkündigung im Gottesdienst vorbereitet werden. Auch die Auswahl der Lieder dürfte nicht dem Pfarrer allein überlassen bleiben.

2. Die Gemeinde hält den Gottesdienst

In nahezu allen Stücken könnte der Dienst des Pfarrers durch Gemeindeglieder übernommen werden. Es geht uns aber nicht darum, die Entbehrlichkeit des Pfarrers im Gottesdienst nachzuweisen oder ein Idealbild vom Gottesdienst zu entwerfen, sondern Möglichkeiten für den Vollzug des Gottesdienstes zu nennen. Diese können ergänzt, variiert oder in Auswahl realisiert werden.

Die Verkündigung braucht nicht monologisch zu sein. Die Dialogpredigt ist umstritten und auch nicht überall anwendbar. Die Predigt kann aber auch in einem Nacheinander von zwei oder drei Zeugen ausgerichtet werden. Ein Anspiel läßt oft besser aufmerken als eine künstlich gesuchte Predigteinleitung. Teilnehmer von Tagungen können das weitersagen, was sie neu erkannt haben. Gäste können begrüßt und um ein Grußwort gebeten werden. Informationen aus den Gemeindegemeinden, der Gesamtkirche und der Ökumene haben meist sehr aktuellen Verkündigungsgehalt.

Es sollte auch immer wieder versucht werden, Gemeindegliedern das Psalmgebet, die Lesungen und die Fürbitten zu übertragen. Das Einsammeln der Kollekte durch verschiedene Gemeindeglieder ist eine bewährte Praxis. Vielleicht könnten sie auch selber das Dankgebet über der Sammlung sprechen, anstatt die Kollekte bei Pfarrer am Altar "abzuliefern". Eine Dienstgruppe mag an der Tür die Eintretenden begrüßen und insbesondere die "Neuen", "Fremden" oder "Seltenen" ansprechen. Damit dies nicht nur eine Formalität ist, kann das Gespräch auf dem Heimweg fortgesetzt werden. Der Besuchsdienst läßt sich mit diesem Dienst koordinieren.

Wenn der Kirchenchor nicht mehr das einzige Betätigungsfeld der Laien im Gottesdienst ist, wird auch er neuen Auftrieb erhalten und sich organisch in die Fülle der Gaben und Möglichkeiten einordnen.

3. Die Stunde nach dem Gottesdienst

In regelmäßigen Abständen - etwa alle vier Wochen - sollte die Gemeinde zu der Stunde nach dem Gottesdienst eingeladen werden. Der im Gottesdienst durch Wort und Sakrament auferbauten Gemeinde wird hier auf ihrem Wege weitergeholfen. Geeignete Gemeindeglieder leiten das Gespräch.

Zur Durchführung bedarf es eines Raumes, der Hilfe zum Hören und Reden bietet (Gemeinderaum, Wohnstube). Es ist erforderlich, daß alle Beteiligten miteinander bekannt werden. Jeder hat die Möglichkeit, Fragen zu stellen und mit Hilfe der anderen zu klären: im Blick auf das persönliche Leben, das Leben in Familie und

Beruf, Kirche und Welt.

In der Stunde nach dem Gottesdienst werden Erfahrungen ausgetauscht und Informationen vermittelt. Es sollte versucht werden, konkrete Weisung für den Alltag zu geben. Dazu muß die Situation Einzelner und der Gesamtgemeinde nüchtern erfaßt werden.

Die Fragen der Gemeindeglieder, die in Betrieben, Geschäften, Büros oder in anderen gesellschaftlichen Einrichtungen tätig sind, sollten vorrangig besprochen werden. Es besteht die Möglichkeit, Gruppen mit besonderen Diensten zu beauftragen (z. B. Besuchsdienst, Hilfsdienste in der eigenen Gemeinde und für die Hungernden in der Welt u. a. m.). Die Erfahrungen dieser Dienstgruppen sollten ausgewertet werden. Nach Möglichkeit sollte die Gemeinde miteinander essen und trinken. Die Stunde nach dem Gottesdienst ist eine Versammlung, in der das Gespräch geübt wird, Einsichten in die Situation gewonnen, Weisungen gegeben werden und Gemeinschaft praktiziert wird.

Es wird sich bald zeigen, daß diese besondere Stunde nach dem Gottesdienst wesentliche Hilfe für das Gemeindeleben ist.

III

Es haben sich neue Formen des Gottesdienstes herausgebildet. Vor allem sind es Dienstgruppen, die neue Gottesdienstformen erprobt und entwickelt haben (z. B. East-Harlem, Brunsbüttler-Damm, in Berlin-Spandau, Agape-Latalien, Gossner-Haus in Mainz-Kastel, "Kaffee-Kirche" in Washington, Industriemission in Sheffield, Gossner-Mission in der DDR: in Berlin und in Gruppendiensten, Evg. Jugend in Karl-Marx-Stadt.

Auch in einzelnen Ortsgemeinden werden solche Gottesdienste gehalten. In diesen Gottesdiensten sind Elemente des üblichen Sonntagsgottesdienstes in neuer Äußerung vorhanden (z. B. Psalmgebet, Schriftlesung und Auslegung, Fürbittengebet, Herrenmahl, Vaterunser und Segen). Der Gottesdienst wird von möglichst vielen Gemeindegliedern vorbereitet. Das Herrenmahl steht wesentlich in der Mitte. Der ganze Gottesdienst ist auf enge Gemeinschaft angelegt.

Die Sendung bestimmt die Versammlung. In diesem Sinne werden auch Informationen über den Glauben gegeben, es wird die Tischgemeinschaft praktiziert, und es werden auch Fragen der Gesellschaft besprochen. Diese gottesdienstlichen Versammlungen dauern in der Regel 3 - 4 Stunden. Sie finden nicht an jedem Sonntag statt; einige in Abständen von vier Wochen, oft dann am Sonnabendabend.

Alle Gruppen, die Gottesdienste in solchen Formen feiern, sind sich dessen bewußt, daß auch ihre Gottesdienstform eine von vielen ist. Sie sind aber der Meinung, daß diese neuen Formen ihnen wesentlich helfen und daß auch Menschen, die ohne Beziehung zur Kirche leben, leichter Zugang zu Versammlungen dieser Art finden. Hier können sie sich aussprechen, ihre Fragen werden aufgenommen, und die Antworten des Glaubens werden zusammen mit allen Gliedern der Versammlung gesucht.

So nimmt das Gespräch einen wichtigen Platz ein.

Auch diese neuen Gottesdienstformen machen deutlich, daß es für den Gottesdienst keinen Ersatz gibt.

Mitschrift über den Versuch eines Gottesdienstes

Thema: "Hilfe am Nächsten"

Lied: Erhöre mich, wenn ich rufe . . .

Fast jeden Tag sehen wir sie diese Bilder vom verzweiferten und verlassenen Menschen von hungernden Kindern, die keine Zukunft haben. Was tun wir eigentlich, wenn wir sie sehen? Wir sind schockiert, wir haben Mitleid, aber meistens gehen wir dann doch wieder zur Tagesordnung über. Wir sind ja daran gewöhnt, daß menschliches Elend jedenfalls hierzulande von den Straßen weggeräumt wird, daß man es den Institutionen übergibt, die dafür zuständig sind und die sich der Steuerzahler etwas kosten läßt. Aber genügt das? Der Mensch auf die Hilfe seines Mitmenschen angewiesen, ihn hat es immer gegeben und ihn wird es immer geben. Natürlich heute stellt sich das je mehr als eine politische Frage im Weltmaßstab, mit Almosen ist da nichts mehr getan und was ist begreiflicher, als daß die jungen Menschen heute gegen diese absurde Welt rebellieren und nach einer Veränderung der Verhältnisse von Grund auf verlangen. Aber wie human ~~es~~ in einer menschlichen Gesellschaft zugeht, auch heute und morgen, das hängt nie allein von den politischen und sozialen Ordnungen ab, sondern das ist immer auch die Frage nach dem Menschen, der sich unmittelbar im persönlichen Einsatz der Not seines Mitmenschen annimmt, z.B. in einem Beruf, der damit zu tun hat. Aber auch in der schlichten alltäglichen Tat. Über diese Frage ein wenig nachzudenken, darum soll es hier gehen.

Ev. Diakonissenhaus

Als er über die Straße ging bei rot unter dem Auge des Gesetzes, plötzlich verschlug es ihm die Sprache. Er fiel und fing an halbe Sätze zu stammeln. Sein Gesicht verzog sich zum Weinen. Bleib liegen, bleib, wo du bist. Die dazu da sind werden dich holen. Gleich wirst du mit Sirenengeschrei durch die Stadt gekarrt und zu Protokoll genommen. Laßt ihn, laßt ihn liegen, man kann nichts tun. Es regnet stärker! Aus der weit abgerückten Wand der Masken und Mäntel löst sich ein Gesicht, beugt sich über ihn. Zwischen ihm und dem Regen schiebt sich gehalten von einer zitternden Hand ein Schirm. Gewölbtes Dach aus Drahtgestänge und schwarzer Seide. Der gefallen ist verzieht seinen Mund, sucht ein Wort. Dann fällt es ihm ein: Er sagt: "Himmel!"

Bericht einiger Krankenschwester-Schülerinnen

(Warum ich Krankenschwester geworden bin)

Lied: Jeden Tag gesungen, jeden Tag gesagt, sein Namen!

Predigt - Gespräch

Credo des Fortschritts, das in den Drähten summt, Antwort, Antwort, Antwort, Antwort.

Credo der Waffen, das selbst bei Nacht nicht verstummt, Antwort .. Ist das die Antwort?

Credo des Starrsinns, das von den Kanzeln schreiet, Antwort . . .

Credo der Klugen, Credo der Brüderlichkeit, Antwort, Antwort.
Das Elend aber steht immer noch draußen und schreit, Antwort ..

Was zu tun wäre, bliebe uns jetzt zu überlegen. Wir brauchen mehr Hoffnung, weil wir leicht resignieren. Wir haben Mut nötig, um Menschen in Not zu helfen. Wir bitten für uns um Kraft und Gesundheit und um gute Ideen und Phantasie für den Nächsten. Denn es muß viel getan werden. Kranke müssen gepflegt werden und wir hoffen, daß die Krankenschwestern und Ärzte und Pfleger sich Zeit nehmen für die Menschen, die sich ihnen anvertrauen. Wir denken an die Kranken, die Geistesgestörten, die Behinderten, die gestörten und behinderten Kinder, die Schwermütigen und Lebensmüden. Wer kümmert sich um die Strafgefangenen, um die aus den Gefängnissen Entlassenen. Wir sorgen uns um die alten Menschen, die allein und isoliert leben, die verbittert nach dem Sinn ihres letzten Lebensabschnittes fragen, die kein Verständnis haben für die Probleme der Jungen und unsere Zeit. Wer hilft den Menschen, die sich selbst in Schuld und Not gebracht haben. Wir haben die Verpflichtung, auch ihnen einen neuen Anfang zu ermöglichen. Wir denken an die Asozialen an die Alkoholiker, die Streuner, die Nichtseßhaften. Hunger und Not in der Welt sind die Probleme von heute und morgen. In Südeuropa und Südamerika in Asien und Afrika muß es schnell und gründlich zu Reformen im wirtschaftlichen und sozialen Bereich kommen. Krankheiten, Bildungsdefizite, Rassendiskriminierung, die Ausbeutung der Menschen durch die Reichen, das alles bedroht die Existenz von Nationen und bedroht die ganze Welt. Die Kriege in Biafra, Vietnam, im Sudan und Palästina klagen an. Wir hoffen auf Hilfe. Politische Einsicht, wirtschaftliche und menschliche Hilfe sind dringend nötig. Wir bitten um Frieden. Der soziale Friede in der Welt ist gestört. Jesus Christus hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß wir Nächste sind. So geht hin und tut es, wie er. In seinem Namen, mit seiner Hilfe.

Nachwort

Wer heute nach der ^{inneren} Kraft der ~~inneren~~ Christenheit sucht, der muß wissen, daß er dabei auf mehr offene Fragen als Antworten trifft. Vieles ist nicht mehr so selbstverständlich, wie es gestern noch war, weder in der Theologie noch in der Praxis des kirchlichen Lebens. Wir machen uns darüber keine Illusionen und wir haben das auch hier nicht getan. Aber dass sich diese Kraft vor allem da erweisen wird, wo Menschen bereit sind ihren in Not geratenen Nächsten beizustehen, das steht für uns außer Frage. Darüber ein wenig zum Nachdenken angeregt zu haben, das wäre uns genug.

Der Zweifler

Immer wenn uns
die Antwort auf eine Frage gelungen schien
löste einer von uns an der Wand die Schnur der alten
aufgerollten chinesischen Leinwand, so dass sie herabfiel und
sichtbar wurde der Mann auf der Bank, der
so sehr zweifelte.

Ich, sagte er uns, bin der Zweifler. Ich zweifle, ob
die Arbeit gelungen ist, die eure Tage verschlungen hat.
Ob, was ihr sagt, auch schlechter gesagt, noch für einige
Wert hätte.

Ob ihr es aber gut gesagt und auch nicht etwa
auf die Wahrheit verlassen habt dessen, was ihr gesagt habt.
Ob es nicht vielsdeutig ist, für jeden möglichen Irrtum
tragt ihr die Schuld. Es kann auch zu eindeutig sein
und den Widerspruch aus den Dingen entfernen; ist es zu eindeutig?
Dann ist es unbrauchbar, was ihr sagt, Euer Ding ist dann leblos.
Seid ihr wirklich im Fluss des Geschehens? Einverstanden mit
allen, was wird? Werdet ihr noch? Wer seid ihr? Zu wem
sprecht ihr? Wem nützt es, was ihr da sagt?

Und nebenbei:

Lässt es auch nüchtern? Ist es am Morgen zu lesen?

Ist es auch angeknüpft an Vorhandenes? Sind die Sätze, die
vor euch gesagt sind, benutzt, wenigstens widerlegt? Ist alles
belegbar?

Durch Erfahrung? Durch welche?

Aber vor allem

Immer wieder vor allem andern: Wie handelt man
wenn man auch glaubt, was ihr sagt? Vor allem:
Wie handelt man?

Nachdenklich betrachteten wir mit Neugier den zweifelnden
blauen Mann auf der Leinwand, sahen uns an und
begannen von vorne.

B. Brecht

im August 1967

5. Brief für Gemeindeaufbau

Das Gespräch

I. Allgemeines

500 Viele haben heute erkannt, daß das Gespräch eine Form gemeinschaftlichen Handelns ist, das dem Wesen der Gemeinde Jesu Christi besonders deutlich entspricht. In früheren Zeiten beherrschte die Anrede durch einen einzigen die kirchliche Praxis. Gespräch gab es als Unterrichtsgespräch, in dem der Lehrer den Schülern Wissen vermittelte; als Diskussion nach einem Vortrag, in der man sich das Gehörte durch Rückfragen aneignete; als Streitgespräch der Fachleute und endlich als das seelsorgerliche Gespräch unter vier Augen. Alle diese Formen des Gespräches behalten ihr Recht. Darüber hinaus ist es unbedingt notwendig, die Arbeitsform des freien, offenen, entwickelnden Gespräches (sogenanntes Rundgespräch) in den Gemeinden, wo es nur irgend angängig ist, heimisch zu machen.

501 Freies Gespräch heißt: Es steht jedem Teilnehmer frei, sich zu äußern. Ein Beitrag ist nur dem Kriterium der Sache unterworfen.

Offenes Gespräch heißt: Der Gang des Gespräches ist nicht vorherbestimmt. Das Resultat liegt nicht von vornherein fest. Wer in das Gespräch hineingeht, muß riskieren, seine Meinung zu ändern.

Entwickelndes Gespräch heißt: Die Teilnehmer bemühen sich, einen Sachverhalt gemeinsam zu verstehen, eine gemeinsame Ansicht darüber zu erarbeiten und, wenn möglich, Wege zur Verwirklichung gemeinsam zu suchen.

Gegen einige oft gehörte Einwände: Ob ein Gespräch "unverbindlich" bleibt, ob in ihm etwas "zerredet" wird, hängt nicht von der Gesprächsform als solcher ab, sondern davon, wieviel Verantwortung wir dem Gesprächsteilnehmer zumessen und inwieweit wir ihnen echte Aufgaben stellen. Ein Gespräch ist, so verstanden, auch dann nicht vergeblich, wenn es keine greifbaren Ergebnisse zeitigt. Intensive, gemeinsame Bemühung hat ihren Wert in sich. Fragen, die trotzdem offen bleiben mußten, spornen zu weiterer gemeinsamer Arbeit an und lassen damit auf Ergebnisse hoffen, die die Gemeinde aufbauen.

502 Diese Art des Gespräches ist in unserer Kirche lange Zeit hindurch vernachlässigt worden. Das wird weitgehend daran liegen, daß man in der reformatorischen Tradition zwei Gleichsetzungen vorgenommen hat, die nach dem Zeugnis der Schrift und der Bekenntnisse nicht zu vollziehen sind.

Das "der Kirche eingestiftete Amt, das die Versöhnung predigt", also das Predigtamt von CA V, die Funktion der Verkündigung des Evangeliums, wird fälschlich gleichgesetzt mit der Institution des historischen Pfarramtes (vgl. GO, Grundsätze über Amt und Gemeinde I, 2. Abschnitt).

Das Predigtamt, das sich "in einer Mannigfaltigkeit von Ämtern der Verkündigung und der Lehre" entfaltet (GO aaO) wird fälschlich gleichgesetzt mit dem Auftrag der öffentlichen Wortverkündigung; der Predigt im Gottesdienst, die gewiß eine, aber nicht die einzige Art ist, in der die Kirche Jesu Christi den Verkündigungsauftrag wahrnimmt.

503 So gewiß Christus allein der Herr ist, sind wir alle Brüder. (Barmen IV). So gewiß er allein das Wort hat, so gewiß kann das kein anderer, auch kein kirchlicher Amtsträger, ein für allemal für sich in Anspruch nehmen. Daß wir Menschen in seinem Auftrag das Wort Gottes reden können, schließt nicht den Anspruch bestimmter Amtsträger auf Monologe ein. Gottes Wort aus Menschenmund hören zu können, ist um den Menschen willen verheißen, der Hilfe und Trost braucht.

504 Das Gespräch ist die glaubensgemäße Arbeitsform der Gemeinde Jesu Christi. Es wird dem biblischen Verständnis der Gemeinde als eines Leibes am besten gerecht. "Nun aber sind die Glieder viele, aber der Leib ist einer. Es kann das Auge nicht sagen zu der Hand: Ich bedarf dein nicht; oder wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich bedarf euer nicht" (1.Kor.12,20 ff).

5041 Wir sind alle zur Hilfe füreinander da. Niemand kann sich ausschließen, niemand kann die Hilfe der Brüder entbehren. Diese Hilfe wird vor allem im Gespräch vollzogen. Die Hilfe wird auch darin bestehen müssen, daß sich die Christen gegenseitig in Frage stellen. Auf diese Hilfe durch die Brüder darf auch der Pastor nicht verzichten. Er hat sie z.B. für seine Predigt sehr nötig. Er muß sich helfen lassen, mit den Ohren der verschiedenen Menschen auf den Text zu hören und den vielen verschiedenen Menschen durch seine Predigt etwas Konkretes sagen zu können.

5042 Alle Gemeindeglieder sind dafür verantwortlich, daß die Kirche ihrem Auftrag gehorsam ist. Wie der Auftrag im einzelnen Fall zu verstehen ist, und wie er dann am wirkungsvollsten ausgerichtet werden kann, muß im Gespräch erkundet werden. Das gilt im besonderen Maße für die Organe der Leitung der Gemeinde. "Pfarrer und Älteste bilden eine Gemeinschaft unter dem Wort" (Art.38 GO). Diese Gemeinschaft drückt sich vor allem im gemeinsamen, verantwortlichen Gespräch aus.

5043 Wir haben damit zu rechnen, daß jedes Glied am Leibe Christi auch eine spezifische Funktion hat. Die jedem einzelnen gegebene Gnadengabe ermöglicht ihm und ermächtigt ihn zu einem besonderen Dienst. "Der Heilige Geist leitet und erbaut die Gemeinde durch mannigfaltige Gaben, Dienste und Ämter" (GO Vorspruch I). "In einem jeglichen offenbaren sich die Gaben des Geistes zu gemeinem Nutzen" (1.Kor.12,7). Dieser "gemeine Nutzen" wird in gemeinsamen Gespräch gesucht. Es ist die Außenseite der Tatsache, daß mancherlei Gaben sind, einer aber der Herr ist (1.Kor.12,4 ff).

5044 Wir müssen uns alle daran gewöhnen, daß in der Gemeinde nur dann ein Ziel wirklich erreicht ist, wenn die große Mehrzahl der Gemeinde es sich zu eigen gemacht hat. Das vollzieht sich im Gespräch und ist nur durch das Gespräch zu erkennen. Vorgefertigte Protokolle nur noch von den Ältesten unterschreiben zu lassen, mag bequem sein, ist aber geistlich völlig steril. Laotse hat gesagt:

"Von einem guten Führer
werden sie sagen,
wenn seine Aufgabe vollendet,
seine Arbeit getan ist:
wir haben dies selbst getan."

505 Das Gespräch ist die psychologisch zweckmäßige Arbeitsform

Die Psychologen rechnen uns vor:

Der Mensch behält im Gedächtnis 20 % dessen, was er gehört hat,
30 % dessen, was er gesehen hat,
50 % dessen, was er gehört und gesehen hat,
70 % dessen, was er selber gesagt hat,
90 % dessen, was er selber getan hat.

Auch von daher erklärt es sich, daß die sonntägliche Predigt in vielen Fällen so wenig zu haften scheint. Von daher ist es eine grobe Unterlassung, nicht mit allen Mitteln auf das Gespräch hinzuarbeiten. Von daher wird man, besonders für die Kinder und Jugendlichen, aber auch für die erwachsenen Gemeindeglieder, nach Möglichkeiten (learning by doing) suchen müssen, sich in dem als richtig Erkannten zu betätigen.

506 Das Gespräch ist die zeitgemäße Arbeitsform

Die Welt wird immer unübersehbarer. Die Aufgaben des Einzelnen werden immer differenzierter. In einer überschaubaren Welt konnte es patriarchalisch zugehen. Wir brauchen heute die Erfahrung vieler.

Viele heutige Menschen haben den Wunsch, in sinnvoller Weise Verantwortung mitzutragen. Die komplizierte Gesellschaft funktioniert nur, wenn alle oder viele mitmachen. Das alles verlangt partnerschaftliche Arbeitsweise. Weil wir Verantwortung nur noch geteilt tragen können, müssen wir auf der Suche nach Menschen mit Leitungsqualitäten sein. Das Gespräch ist eine gute Möglichkeit, solche Qualitäten zu entdecken. Eine Kirche, die in dieser Welt dienen und sich nicht in einem selbstgemachten Mikrokosmos um sich selbst drehen will, kann nicht mehr patriarchalisch, sondern muß partnerschaftlich arbeiten.

507 Wann ist das Gespräch angebracht?

Immer dann, wenn irgend eine Chance dazu besteht, daß die Teilnehmer oder eine Mehrheit von ihnen etwas dazu beitragen können, den Gegenstand des Gespräches zu erhellen. Das geschieht natürlich am besten durch sachkundige Beiträge, kann aber auch durch Fragen geschehen, oder sogar dadurch, daß die Aporien deutlich sichtbar gemacht werden. Solches Gespräch könnte dafür sorgen, daß das belehrende, anredende Wort eines Einzelnen dann, sparsam angewandt, um so mehr Gewicht und Gehör bekäme.

508 Selbstverständlich ist das Gespräch bei allen Arbeitsbesprechungen. "Die Gemeinschaft unter dem Wort" schließt es aus, Arbeitsbesprechungen als Befehlsausgabe zu verstehen.

Bei Konventen, Rüsttagen, im Unterricht an Erwachsenen und an Kindern ist jede Möglichkeit des Gespräches auszunutzen. Es gibt viele Themen, die von den Teilnehmern ohne vorangegangenen Vortrag, etwa in Gesprächsgruppen, selbst erarbeitet werden können. Nur solche Gesprächssituationen sind fruchtbar, von denen alle Teilnehmer, auch der Pastor, sich Förderung erhoffen.

Der Pastor wird um so mehr Förderung erhoffen können, als er den Gesprächspartnern echte Chancen zur Partnerschaft gibt.

509 Ein Gespräch wird um so fruchtbarer sein, je mehr der Gegenstand des Gespräches auf das Lebensalter der Teilnehmer bezogen ist. In einem ganz groben Schema könnte man vielleicht sagen: Das Kind möchte lernen. Im Gespräch mit Kindern gilt es, Kenntnisse zu erarbeiten. Der heranwachsende Mensch stellt die Sinnfrage. Er bringt sich selbst ins Spiel. Hier geht es um Lebensbewältigung. Dasselbe gilt weithin für den jüngeren Erwachsenen, der mit Ehe, Familie, Beruf fertig werden will. Der Ton liegt hier mehr auf der praktischen Hilfe. Der ältere und der alte Mensch kann auf seine Erfahrungen angesprochen werden und wird damit den Jüngeren hilfreich sein können.

II. Praxis

510 Der Raum. Es gibt gesprächsfördernde und gesprächshindernde Räume. Gesprächshindernd: zu große Räume, zu kleine Räume, in denen die Luft knapp wird, unbehagliche und unschöne Räume. "Die Proportionen müssen stimmen".

511 Die Anordnung. Sie muß so sein, daß alle Gesprächsteilnehmer einander sehen können. Der Gesprächsleiter und der Schriftführer muß auf jeden Fall für alle sichtbar sein. Also am besten runder Tisch oder ein dem Quadrat möglichst nahekommendes Rechteck. Schlecht geeignet ist das Hufeisen, wenn dessen Innenplätze besetzt werden müssen, und die lange, schmale Tafel. Am schlechtesten geeignet sind Stuhlreihen hintereinander. Es ist günstig, wenn die Teilnehmer an Tischen sitzen können. Viele Gespräche scheitern an der schlechten Anordnung.

5111 Ist man auf die Kirche mit festem Gestühl als einzigen Raum angewiesen, empfiehlt sich für kurze Gespräche die "Methode 66" (eigentlich 6 x 6, d.h. 6 Teilnehmer - 6 Minuten). Sie besagt: Drei Teilnehmer die nebeneinander sitzen, drehen sich zu den drei hinter ihnen sitzenden um und sprechen mit ihnen. Vorteil: Mühelose Gruppenbildung ohne Zeitverlust. Nachteil: Für längere Dauer zu unbequem (darum 6 Minuten), Gefahr, die Nachbargruppen zu stören.

Das Gespräch nach der Methode 66 kann in den Ablauf eines Referates mühelos eingefügt werden. Es trägt sehr zur Belebung bei. Natürlich kann eine solche Gruppe nur eine eng umgrenzte Frage behandeln. Es ist möglich, daß alle Gruppen die gleiche Frage, jede eine besondere oder einige Gruppen die gleichen Fragen behandeln. Die Ergebnisse können schnell abgefragt oder in der Gesamtaussprache verwertet werden. Das Gespräch nach der Methode 66 kann aber auch nur das Ziel haben, die Aufmerksamkeit für das noch Kommende zu erhöhen.

512 Termin: rechtzeitig überlegen. Wenn man jüngere Menschen haben will, Arbeitsprozeß und attraktive Fernsehprogramme mit bedenken. Eine Vorbereitungsgruppe zu Rate ziehen.

513 Werbung sorgfältig vornehmen. Die Wirksamkeit der Werbung steigert sich erfahrungsgemäß in folgender Reihenfolge: Abkündigung in der Kirche, Aushang, vervielfältigte Einladung ins Haus, gezielte persönliche Einladung schriftlich, persönliche Einladung durch Besuch. Voraussetzung für wirksame Werbung ist eine Gemeindekartei, die stimmt.

514 Methodische Voraussetzungen: Tagesordnung rechtzeitig festlegen und mitteilen, bzw. Gegenstand des Gespräches festlegen. Unter Umständen Gruppenthemen formulieren. Die Vorbereitungsgruppe oder der Mitarbeiterkreis prüfen, was "dran" ist.

5141 Prüfen, ob das Gespräch mit oder ohne Gruppen geführt werden soll. Bei mehr als 20 Teilnehmern ist es zweckmäßig, mit Gruppen zu arbeiten. Für die Arbeit mit Gruppen sind folgende Anordnungen möglich:

1. Vortrag - Gruppenarbeit - Bericht der Gruppen - Gesamtgespräch - Schlußwort des Vortragenden
2. Gruppenarbeit (um für das Hören des Vortrages "anzuwärmen") - Vortrag - Gesamtgespräch - Schlußwort
3. Gruppenarbeit - Bericht - Gesamtgespräch - Zusammenfassung und Vertiefung
4. Vortrag 1. Teil - kurzes Gruppengespräch (z.B. nach der Methode 66, s. 5111) - Vortrag 2. Teil - Gesamtgespräch - Schlußwort

5142 Eine Gesprächsgruppe sollte nicht weniger als 8 und nicht mehr als 15, allerhöchstens 20 Teilnehmer haben. Bei größeren Zahlen werden die Beiträge der Geübteren zu rethorischen Leistungen; die Ungeübten und Schüchternen machen den Mund nicht auf. Zu kleine Gruppen sind in der Gefahr, unfruchtbar zu werden, wenn nur einer oder zwei in der Lage sind, das Gespräch zu tragen.

5143 Der Gesprächsleiter für das Gesamtgespräch und die Leiter der Gruppengespräche sind auszuwählen und nötigenfalls einzuweisen. Es wird notwendig sein, daß Gesprächsleiter, etwa auf der Ebene der Kirchenkreise, systematisch herangebildet werden. Zu Gesprächsleitern auf keinen Fall die in der Sache Engagiertesten und Beredtesten auswählen! Sie sind in der Gefahr, sich ständig selbst das Wort zu geben. Am besten auch die Schriftführer des ganzen und der Gruppen vorher bestimmen.

5144 Die Einteilung der Gruppen so weit wie möglich vorbereiten. Für gute Mischung sorgen. Es dürfen nicht diejenigen auch in den Gruppen beieinander sein, die sowieso schon immer miteinander sprechen. Ausnahme: alle hauptamtlichen Kirchenleute (Pfarrer, Katecheten, Diakone und Diakonissen, Gemeindegliederinnen, Angestellte der kirchl. Verwaltung) in besonderen Gruppen zusammenfassen, weil in ihrer Gegenwart ein offenes Gespräch der "Laien" nur sehr schwer zustandekommt. Keine Pfarrer zu Gruppenleitern in Laiengruppen bestimmen (es sei denn, daß sie in der Gesprächsleitung versiert sind).

5145 Für die Gruppen müssen auch die entsprechenden Räume vorhanden sein. Notfalls, wenn kein anderer Raum vorhanden ist, bzw. nur kurze Zeit zur Verfügung steht, können sich die Gruppen in den 4 Ecken eines großen Raumes versammeln. Es ist auch möglich, die Gruppen von vornherein an Einzeltischen in dem selben Raum zu platzieren, in dem auch das Gesamtgespräch oder der Vortrag stattfindet.

5146 Die Gruppenfragen festlegen. Für diese Fragen gilt:

1. Sie müssen die Erfahrungsbereiche der Teilnehmer ansprechen. Sie sollen der Analyse dienen; die Bewältigung der entstehenden Probleme, also die Therapie ist dem Gesamtgespräch vorbehalten.
2. Sie dürfen nicht bereits die Meinung des Fragestellers erkennen lassen. Sie sollen gerade zu eigener Meinungsbildung herausfordern.

3. Sie sollen so formuliert werden, daß sie etwas zur Lösung der am Ort fälligen Probleme beitragen. Dementsprechend müssen Ortskundige mitwirken, wenn sie aufgestellt werden.
4. Sie wollen in der Wir-Form gestellt werden. In dieser Form spricht es sich in der Gruppe leichter und läßt sich leichter vor dem Plenum berichten.
5. Sie sollen sich auf ein Problem beschränken, können dies aber von verschiedener Seite angehen. Die Fragen dürfen aber nicht so aufeinander aufbauen, daß die zweite Frage nur bedacht werden kann, wenn die erste beantwortet ist.
6. Für jede Gruppe möglichst nur eine Frage, notfalls zwei.
7. Es hat sich als günstig erwiesen, die Fragen auf einen feststellenden Satz aufzubauen (z.B. "Wir sind am Abend oft so unbefriedigt über den Verlauf des Tages. Was hat das für Gründe?") Dann steht nicht mehr die Feststellung, sondern nur noch die Frage zur Diskussion.
8. Die Frage darf niemals so gestellt werden, daß dem Gesprächsteilnehmer schlechter Wille unterstellt werden kann (z.B. "Die meisten Menschen sind zu bequem, am Sonntag zur Kirche zu gehen. Was hat das für Gründe?") Nicht schon die Frage, sondern das Gespräch soll urteilen.
9. Die Fragen den Gruppenleitern schriftlich in die Hand geben.

52. Einführung des Gesprächsgegenstandes

520 Am meisten üblich ist: Referat, danach Gesamtaussprache oder Gruppengespräch. Dauer des Referates bei ungeübten Zuhörern auf keinen Fall länger als eine halbe bis dreiviertel Stunde. Das Referat darf nicht zu abgerundet sein. Es darf nicht bereits alle Einwände im voraus berücksichtigen. Es muß Fragen offen lassen, soll ein Gespräch anschließen. Das Referat soll klar gegliedert sein. Die Gliederung soll deutlich ausgesprochen werden.

Ein Referat ist nicht zu verwechseln mit der Verlesung eines Manuskripts. Eine Ausnahme bilden streng wissenschaftliche Vorträge, bei denen Zahlen und genaue Formulierungen eine Rolle spielen. Der Redner soll in Kontakt mit dem Hörer kommen, so daß bereits sein Referat ein Teil des Gespräches ist; der Referent muß also frei sprechen, nur gestützt auf einen Stichwortzettel.

Vor allem weiteren nach dem Referat: Kurze Pause, frische Luft.

521 Referat - Korreferat. Dauer je 20 - höchstens je 30 Minuten. Die Referenten müssen nicht unbedingt gegensätzliche Standpunkte vertreten, sie müssen aber aus verschiedenen Erfahrungsbereichen heraus sprechen. Es empfiehlt sich dringend, daß der Leiter mit beiden Referenten Thematik und Hauptpunkte abgesprochen hat.

522 Wenn man es mit vielbeschäftigten Persönlichkeiten zu tun hat: Interview. Der Befragte braucht dann kein Referat kunstvoll auszuarbeiten. Er hat die Sachkenntnis, sofort zu antworten. Dennoch stellt man ihm die Fragen zweckmäßigerweise vorher zu. Nach dem Interview allgemeines Gespräch.

523 Podiumsgespräch zwischen Vertretern verschiedener Gruppen und verschiedener Erfahrungsgebiete. Es muß ein echtes, offenes, auf keinen Fall ein gestelltes Gespräch sein. Abzusprechen sind nur die Dauer, der Einsatz und die Aufteilung des Stoffes. Das Podiumsgespräch geht leicht in das allgemeine Gespräch über. Es eignet sich auch gut dafür, an Stelle einfacher Berichte die Ergebnisse der Gruppenberichte ins Spiel zu bringen.

524 Der Gesprächsgegenstand kann auch durch Spiel eingeführt werden. Geeignet ist ein Rollengespräch oder das etwas ausgeführtere Anspiel, in denen ein Problem kurz aufgerollt wird. Geht es um Wissensfragen, tut ein Quiz gute Dienste.

53 Gesprächsführung

530 Um das Gespräch in Gang zu bringen, das Fremdheitsgefühl überwinden helfen. Kurze Vorstellung. Der Leiter stellt ein paar periphere Fragen, z.B.: "Sollen wir das Fenster aufmachen? Können Sie alle sehen? Sollen wir Licht machen?" Das Wir-Gefühl wecken. Alle müssen sich in die Mitverantwortung hineingezogen fühlen. Also Fragen wie: "Sollen wir eine Rednerliste führen? Eine Redezeit einführen?" Beim Gespräch selbst: "Dieser Punkt gehört nicht zum Thema. Sollen wir weiter auf ihn eingehen?" Bei Zusammenfassungen: "Habe ich Sie recht verstanden, daß wir also meinen..."

531 Dies Wir-Gefühl ist dann bereits vorgegeben, wenn eine Anzahl von Gesprächsteilnehmern als Planungsgruppe die Vorbereitungen geleistet hat und die kritische Auswertung halten wird. Je mehr mitverantwortlich sind, desto breiter ist die Wirkung.

532 Den Übergang vom unverbindlichen Geplauder zum eigentlichen Gespräch bildet eine Öffnungsfrage, die genau überlegt sein muß. Sie muß aus dem Erfahrungsbereich möglichst aller Hörer heraus leicht beantwortbar sein und mitten in das Problem hineinführen. Vexierfragen oder nicht ernstgemeinte Provokationen verstimmen den Gesprächsteilnehmer.

Der Gesprächsleiter tut gut, sich für den weiteren Verlauf des Gespräches einige ähnliche, konkrete Fragen zurechtzulegen für den Fall, daß das Gespräch versiegt. Fragen als Denkanstöße formulieren, nicht abfragen wie in der Schule!

533 Der Gesprächsleiter ist nicht zuerst der Förderer der Sache, sondern der Anwalt des Gespräches. Es gehört Demut, Geduld und Takt dazu, nicht zuletzt ein erheblicher Schuß Humor, ein guter Gesprächsleiter zu sein. Er darf weder in die Rolle des alles besser wissenden Schulmeisters, noch in die des gönnerhaften Patriarchen geraten. Er darf seine Meinung nur ins Spiel bringen, wenn das unumgänglich nötig ist, und dann nach den anderen.

Er hat nicht das Recht, die Meinungsäußerungen anderer zu beurteilen, sondern er muß die Gesprächsteilnehmer zur Beurteilung herausfordern ("Sie haben gehört, was Herr N. gesagt hat. Was meinen Sie dazu?")

Der Gesprächsleiter darf nicht nervös werden, wenn Pausen entstehen. Er kann eine Frage ruhig längere Zeit stehen lassen und den Druck der Frage auf die Zuhörer wirken lassen. Zwischen- und Hilfsfragen verwirren oft mehr als sie helfen. Das gilt besonders für den Anfang eines Gespräches, bei dem oft ein längeres Schweigen eintritt. Damit rechnen, daß die Partner Zeit zum Nachdenken brauchen! Statt zu ermuntern, was oft peinlich wirkt ("Einer muß ja wohl den Anfang machen...") oder gar mit dem eigenen Gesprächsbeitrag zu beginnen, die Öffnungsfrage (532) verdeutlichen!

Der Gesprächsleiter wird damit rechnen müssen, daß ein Gespräch zwischen Unbekannten und zwischen Landbewohnern schwerer in Gang kommt. Bei mehrtägigen Tagungen ist es bei solchen Gesprächsteilnehmern gut, den ersten Abend für Plauderei und Vorstellung freizulassen und erst am zweiten Tage zu dem eigentlichen Sachgespräch zu kommen.

534 Der Gesprächsleiter läßt, besonders in kleinen Gruppen und bei gutem Gesprächsklima, die Beiträge nicht formal nach der Reihenfolge der Wortmeldungen ablaufen. Er ordnet sie nach Sachabschnitten. Ist ein Sachabschnitt erschöpft, faßt er kurz zusammen ("Wir haben das und das herausgefunden" - das stützt das Wir-Gefühl und leitet den nächsten Abschnitt ein. Abschweifende Beiträge schneidet er taktvoll aber fest ab ("Ihr Beitrag berührt schon einen anderen Punkt. Den lassen wir am besten für später". "Ihr Beitrag behandelt eine wichtige Sache. Aber das ist heute nicht dran. Darüber müssen wir zu anderer Zeit einmal sprechen".) Wiederholungen müssen vermieden werden. Sie zeigen meist an, daß das Gespräch sich einem anderen Punkt zuwenden kann. Was fruchtbar weiterführt, muß besonders unterstrichen werden und in der Zusammenfassung noch einmal erwähnt werden.

535 Schwierige Gesprächsteilnehmer: Schüchternen, schon durch die Gesprächsatmosphäre Mut machen! Sie auf ihr Spezialgebiet anreden oder sie nicht direkt, sondern in einer Gruppe anreden ("Dazu müßten gerade die jungen Ehemänner etwas sagen können"). Er teilt der Gesprächsleiter Zensuren, besondere in Glaubensdingen, macht er die Schüchternen zu Dauerschweigern.

Den Streitbaren, denen es nicht so sehr um die Erhellung der Sache, sondern um ihren persönlichen Sieg geht, wird man klar entgegen-treten müssen: "Wir wollen nun auch die anderen Standpunkte hören". Dauerredner müssen friedlich aber energisch unterbrochen werden. Der Gesprächsleiter wird, wenn nicht anders zu helfen ist, durch Beschluß der Gruppe die Redezeit - und dann natürlich für alle - beschränken lassen.

Die Fertigen, die immer alles schon richtig wissen und die Ergebnisse bereits in der zweiten Minute bringen, sind die schwerste Gefährdung für ein Gespräch. Man wird, ohne selbst Stellung zu nehmen, ihr Votum den anderen zur Debatte stellen und den Redner, bei dem man hoffentlich einiges Verständnis voraussetzen kann, um Zurückhaltung bitten. Wer den anderen Gesprächsteilnehmern wirklich in der Erkenntnis weit voraus ist, gehört in Zukunft in eine andere Gruppe.

536 Am Schluß ist das Ergebnis des Gespräches zusammenzustellen. Ist eine Berichterstattung vor dem Plenum vorgesehen, hat sich der Berichterstatter natürlich daran zu halten und nicht seine subjektiven Eindrücke wiederzugeben. Die Gesprächsfreudigkeit aller wird gefördert und Einwänden, es sei ja doch nur geredet worden, wird begegnet, wenn die Gruppe sich die Mühe macht, die Ergebnisse schriftlich zu formulieren (2 oder 3 erstellen den Entwurf, die ganze Gruppe arbeitet ihn durch). Zu dem Ergebnis gehört auch, daß noch offen gebliebene Fragen fixiert werden. Sie bilden die Anknüpfung für ein weiteres Gespräch.

Bemerkung:

Jeder Kundige weiß, daß diese Sätze, was die Praxis des Gespräches betrifft, das meiste der "Fibel der Gesprächsführung" von Magda Kelber verdanken. (W. Loske-Verlag, Opladen).

Dies Werk führt in alles hier nur kurz Angeführte umfassend und praktisch ein. Dankbar benutzt wurden auch Ausarbeitungen von Dorfgesprächsabenden und Anleitungen der Studentengemeinde.

GERECHTE

TEILUNG FÜR

ALLE

Von

J.E.Stringfellow

Komm, wir teilen das Essen, mein Bruder.

Komm, wir teilen, was wächst auf der Welt.

Fleisch für mich, und Reis für dich.

Eier zum Tee, und Reis für dich.

Das ist gut für mich, und der Reis ist

Käse, Konserven und Schinken und Fisch, für dich.

Obst und Wein und Milch auf den Tisch

Für mich.

Und eine Handvoll Reis, gerade eine Handvoll

(wenn du Glück hast)

für dich.

Komm, wir teilen den Schmerz, mein Bruder.

Da kriegst du den größeren Teil.

Die Schmerzen für dich, die Pillen für mich.

Bazillen für dich, und Spritzen für mich.

Du stirbst zwar jung, aber lang lebe ich.

Beruhigungsmittel und Röntgenstrahlen;

Penicillin - alles ohne Bezahlen

Für mich.

Und eine kleine Klinik, so eine fahrbare Klinik

(für hunderttausend Menschen eine)

Für dich.

Komm, wir teilen die Welt, mein Bruder.

Apartheid heißt, alle sind gleich.

Euer Land für uns, und meines für mich.

Sand für euch, und Acker für mich.

Die Reste für dich, und das Beste für mich.

Schulen und Brücken, Straßen, Traktoren;

Öl, Büchereien und Flugzeugmotoren

Für mich.

Und ein letztes Eckchen, wirklich ein nettes Eckchen

(wenn du invalid bist)

für dich.

Komm, wir teilen den Krieg, mein Bruder.

Komm, wir teilen all seinen Schrecken.

Frieden für mich, Napalm für dich.

Handel für mich, Gewalttat für dich.

Weit vom Schuß, ich, Dableiben für dich.

Krüppel, Waisen, Flüchtlingsscharen;

Dörfer, die einmal Dörfer waren

Für dich.

Und ein bißchen schlechtes Gewissen, nur ein leichtes

(gar nicht sehr oft)

Zwacken

Für mich.

Komm, wir teilen den Wohlstand, mein Bruder.

Komm, wir teilen, was du hast.

Gold für mich, und Schund für dich.

Christus für mich, der Teufel hol dich.

Zwei Punkte für mich, und keinen für dich.

Glücksspiele, Bomben und Drogen in Massen;

Geld zum Verbrennen, Verlieren, Verprassen

Für mich.

Und etwas Wohlfahrt, eben etwas Wohlfahrt

(wenn es sich machen läßt)

Für dich.

150

Politisches Nachtgebet

(Text von der Theologin Dr. Dorothea Sölle verfaßt)

Ich glaube an Gott, der die Welt nicht
fertig geschaffen hat
wie ein Ding, das immer so bleiben muß;
der nicht nach ewigen Gesetzen regiert,
die unabänderlich gelten,
nicht nach natürlichen Ordnungen von
Armen und Reichen,
Sachverständigen und Uninformierten,
Herrschenden und Ausgelieferten.

- 10 Ich glaube an Gott, der den Widerspruch
des Lebendigen will
und die Veränderung aller Zustände durch
unsere Arbeit, durch unsere Politik.

Ich glaube an Jesus Christus,
der recht hatte, als er - ein einzelner,
der nichts machen kann - genau wie wir
an der Veränderung aller Zustände arbeitete
und darüber zugrunde ging.

- 20 An ihm messend erkenne ich, wie unsere
Intelligenz verkrüppelt,
unsere Phantasie erstickt, unsere An-
strengung vertan ist,
weil wir nicht leben, wie er lebte.
Jeden Tag habe ich Angst, daß er um -
sonst gestorben ist, weil er in unseren
Kirchen verscharrt ist,
weil wir seine Revolution verraten haben
in Gehorsam und Angst vor den Behörden.
- 30 Ich glaube an Jesus Christus, der aufer-
steht in unser Leben,
daß wir frei werden von Vorurteilen und
Anmaßungen, von Angst und Haß
und seine Revolution weitertreiben auf
sein Reich hin.

Ich glaube an den Geist, der mit Jesus
in die Welt gekommen ist,
an die Gemeinschaft aller Völker und
unser Verantwortung für das,
was aus unserer Erde wird:
Ein Tal voll Jammer, Hunger und Gewalt
oder die Stadt Gottes.

Ich glaube an den gerechten Frieden, der
herstellbar ist,
an die Möglichkeit eines sinnvollen Lebens
für alle Menschen,
an die Zukunft dieser Welt Gottes.

Amen

Unsere Erfahrung spricht gegen die Seligpreisungen. Wenn es nach ihr ginge, müßten wir etwa so formulieren:

"Zu bedauern sind die geistlich Armen,	denn ihnen fehlt eine unerschütterliche Basis"
"Zu bedauern sind die Trauernden,	denn man wird sich von ihnen zurückziehen"
"Zu bedauern sind die Sanftmütigen,	denn man wird ihnen das Fell über die Ohren ziehen"
"Zu bedauern sind die Gerechtigkeitssucher,	denn sie werden ihr blaues Wunder erleben"
"Zu bedauern sind die Barmherzigen,	denn: Undank ist der Welt Lohn"
"Zu bedauern sind, die reines Herzens sind,	denn man wird sie nach allen Regeln der Kunst ausnutzen"
"Zu bedauern sind die Friedensstifter,	denn sie werden zwischen den Fronten zerrieben werden"

Frage: Gibt es Gründe gegen die Behauptung, die Seligpreisungen seien weltfremd?

Entnommen aus Christoph Bartels im "Radius":
Hinweise für Hauskreise

Evangelische Pfarrer und Laien auf der Suche nach der Kirche
von morgen / Von Rüdiger Reitz

Der Verfasser dieses Beitrages zur Kirchenreform in der evangelischen Kirche ist ein junger Theologe, der seine entscheidenden Eindrücke während des Studiums in Amerika erhielt. Wer dort zum Kaplan und Pastor ausgebildet worden ist, hat andere Vorstellungen von der Kirche als viele der in Deutschland Geprägten. Er sieht im amerikanischen Gemeindeleben eine Fülle von Anregungen und ungewöhnlichen Lebensformen, die das seit jeher von den Landesherren geschützte und verammelte evangelische Kirchenleben in Deutschland nicht bietet.

Deutschland war im 16. Jahrhundert der Schauplatz der Reformation in theologischer Hinsicht, Amerika ist im 20. Jahrhundert der Schauplatz der Reformation in struktureller Hinsicht. Der einstmalige lutherische Reformeifer scheint nach Westen gewandert zu sein. Überhaupt fällt auf, wie träge, ja zuweilen unbedeutend sich das Gemeindeleben in Deutschland im Vergleich mit Amerika ausnimmt. Wo läßt bei uns ein Pfarrer seine Gemeindeglieder voll gleichberechtigt, ohne zugegen zu sein, das Abendmahl austeilen? Die Kirche sollte die Avantgarde der Welt sein, hören wir von amerikanischen Pfarrern. Sie soll der Träger von Gottes Revolution sein. Nur schöne Worte? Gewiß dort nicht, wo zum Beispiel in den USA experimentierfreudige Pfarrer einen neuen Stil der kirchlichen Arbeit schufen.

Dabei schwebte ihnen weniger eine Reformation des Alten als der kompromißlose Aufbruch zu Neuem vor. Drei Bereiche haben sich in den letzten Jahren als Laboratorien der Kirchenreform herauskristallisiert: die Ortsgemeinde, sozialpolitisch-kirchliche pressure groups und Versuche mit "evangelischen Arbeiterpriestern". Erste Versuche haben gezeigt, daß die heute auf allen Gebieten international praktizierte Arbeit mit kleinen Gruppen (Teams) auch in der Kirchenreform die besten Erfolgsaussichten hat. Dezentralisation ist das Gebot der Stunde, das heißt, die kirchliche Arbeit "verzettelt" sich strukturell in der Gesellschaft. Der Holländer Christiaan Hoekendijk, Chefideologe dieser Richtung, spricht von "kategorialen Missionsgemeinden", also kleinen überschaubaren Sozietäten, die irgendwo in der Gesellschaft authentische Gemeinschaften bilden. Das "face-to-face"-Gruppenkonzept ist schließlich auch in der amerikanischen Kirchenreform in Vornach begreifen.

Kirchenbau verhindert

Vor mehreren Jahren noch hatte man die East Harlem Protestant Parish (die Gemeinde in East Harlem) in New York als überzeugendsten Beweis moderner Gemeindearbeit angeführt. George Webbers Gemeinde war nämlich zwischen 1948 und 1960 stilistisch tonangebend. Inzwischen haben auch an anderen Orten avantgardistische Pfarrer den üblichen kirchlichen Trott quittiert. Die presbyterianische Christuskirche in Burlington (Vermont) beispielsweise.

Als dort Pfarrer William Hollister im August 1955 mit der Gründung einer Gemeinde in Siedlungsseeland beauftragt wurde, ließ sich die zuständige presbyterianische Kirchenleitung ganz von dem Stereotyp vorangegangener Ansätze leiten: Der neue Pfarrer arbeitet mit Elan und der Unterstützung finanzkräftiger Einwohner auf den Bau von Kirche und Gemeindezentrum hin. Pfarrer Hollister jedoch handelte anders. "Ein Problem bereitete mir stets Angst", sagte er einmal rückblickend. "Jeder - und ich nehme mich hier nicht aus - ist angetan vom amerikanischen Erfolgsdenken, das immer um größere Dimensionen, Geschäftigkeit und eine zufriedene Gruppe kreist, die etwas vorweisen kann, was in Dollars, Mitgliedern oder neuen Gebäuden meßbar ist. Dieser Standard wird auch an die Kirche angelegt. Was sind die Zeichen der Kirchenerneuerung, oder ist die herkömmliche Arbeitsweise so erfolgreich, daß sich gar keine Notwendigkeit zum Experimentieren ergibt? Diese Fragen stellte ich mir in einer Situation, wo es unsere Kirche so einfach hat, 'erfolgreich' zu sein und dabei ihre Seele zu verlieren."

Zunächst gelang es Hollister, den Bau einer Kirche zu verhindern, obwohl die Kirchenleitung, in diesem Fall das Presbyterium, in väterlicher Vorsorge bereits das Grundstück erworben hatte. Die 73 Personen umfassende neue Gemeinde erhielt ihre Gottesdienststätte zunächst in der Aula einer Schule. Kurz darauf zog sie in ein ehemaliges Elektrogeschäft, das für Versammlungszwecke hergerichtet wurde. Da Pfarrer Hollister im Bau einer Kirche den frühzeitigen Rückzug der Gemeinde auf eine religiös verbrämte Bequemlichkeit erblickte, wartete er mit einer experimentellen Alternative auf: sieben Arbeitskreise, strukturiert als kleine überschaubare und flexible "face-to-face"-Gruppen, die der Christuskirche in den folgenden Jahren das formale Gesicht geben. Dort diskutierten engagierte Christen über moderne theologische Strömungen, wußten sich von einem neuen Gemeinschaftserleben umschlossen und leiteten kommunalpolitische Aktionen in die Wege.

Kaffeehaus eingerichtet

Hier hatte also eine Gemeinde ihren Auftrag im Sinne eines neuen Missionsverständnisses wahrgenommen. Den Studiengruppen im Welttrat der Kirchen ist die Verbreitung dieses revolutionären Missionskonzepts zu verdanken, wonach die Mission nicht mehr Expansion der Kirche unter Nichtchristen ist, sondern ein dynamischer Prozeß, in dessen Verlauf sich Gott dem Menschen unmittelbar kundtut, ohne die numerische Aufwertung der Kirche als Voraussetzung hierzu nötig zu haben. Kirche und Mission stehen sich nicht mehr gegenüber,

sondern greifen ineinander, wobei sich die Form der Kirche nach der "Mission Gottes", also der Beseitigung menschlicher Entfremdung in einer eindimensionalen Gesellschaft richtet, nicht jedoch nach dem Trachten der Kirche, Ansehen und Macht zu erlangen. Keine Struktur der Kirche darf der Mission fortan im Wege stehen, da Mission das konkrete und unmittelbare Handeln Gottes an den Nationen ist. Der Amerikaner Collin Williams, Leiter der Studiengruppe Evangelisation im "National Council of Churches", hat das einmal so formuliert: "Missionarische Strukturen müssen Christus so dienen, daß seine heilenden Kräfte dort zur Wirkung kommen, wo es die Welt am nötigsten hat."

Die Christusgemeinde in Burlington hat im Bereich der amerikanischen Kirche die praktische Anwendung dieser neuen Missionsauffassung in Gestalt "Kategorialer Missionsgemeinden", also kleiner und überschaubarer Gruppen, in die Wege geleitet. In den Studien- und Aktionsgruppen dieser Gemeinde beschäftigen sich die Teilnehmer neben theoretischen Problemen mit der Strafvollzug in Burlington (ein entsprechender Antrag im Stadtparlament löste eine Reform im Strafvollzug aus), mit der Sexuellaufklärung in den Schulen, mit sozial-diakonischen Aufgaben, mit Rassenfragen sowie dem verstärkten Einbezug der Jugend ins Gemeindeleben. Dazu wurde ein Kaffeehaus eingerichtet, wo Teenager nach Feierabend Diskussionspartner und Unterhaltung finden. Außerdem treffen sich dort jeden Freitag Geschäftsleute, die beim gemeinsamen Frühstück sozialethische Probleme im Wirtschaftsleben durchhebeln.

Heute, dreizehn Jahre nach der Gründung, hat die Christusgemeinde immer noch keine Kirche. Durch die funktionale Auflockerung der Gemeindegemeinschaft in Missionsgruppen ist der institutionelle Charakter der Gemeinde gar nicht erst aufgekommen. Dagegen ist das Experiment zur Institution erhoben worden. Das Geheimnis des Burlingtoner Modells liegt also darin, daß jede Gruppe uneingeschränkte Freiheit in der Gestaltung ihrer Arbeit genießt. Es ist jedem Team nahegelegt, eigene und seinem Lebensstil entsprechende Gottesdienstformen zu entwickeln, weil die Gesamtgemeinde nur alle vier Wochen zum Gottesdienst zusammenkommt.

Überhaupt ist die amerikanische Kirchenreform so reich an Neuansetzungen und überraschenden Einfällen, daß die reaktionären Kräfte immer häufiger zu der stereotypen Feststellung Zuflucht nehmen: Man will sich ja nur wichtig machen und in die Zeitung kommen. Abgesehen von einigen kirchlichen Playboys, die froh sind, wenn ein Reporter der "New York Times" von irgendwelchen liturgischen Verrenkungen berichtet, sind aber gerade diejenigen Pfarrer, die "Phantasie für die Welt" haben, auch zugleich die originellsten Köpfe in der theoretischen Begründung ihres Nonkonformismus.

Der genannte Pfarrer Hollister etwa arbeitete in einer Studiengruppe des Weltrates der Kirchen. Desgleichen George Webber, einer der Initiatoren des Experimentes in East Harlem. Dasselbe läßt sich von Pfarrer Cosby in Washington D. C. sagen, dessen Erlösergemeinde zu einem Markstein in der amerikanischen Kirchenreform geworden ist. Oder Howard Moody, der die Judson-Memorial-Gemeinde in New York durch experimentelle Gottesdienstformen und dramatische Darbietungen

liturgischer Art zum "besten Theater New Yorks" - wie Stanley Kaufmann in der "New York Times" schrieb - emporführte. Moody gehört nicht nur zu denen, die mit ständig neuen Klangfiguren zu Variationen über das Thema Kirche aufwarten; er hat sich auch als bedeutender Publizist ausgewiesen.

Der Vorwurf seitens reaktionärer Theologen also, die Reformer der Kirche wollten nur lautstark Porzellan zerschlagen, ist nicht stichhaltig. Viel offenkundiger ist der Mangel an Theorie und Experimentiermut bei den Kritikern selber. Aber das ökumenische Virus der Kirchenreform ist intensiver, als es sich die Doktoren der Kirche in den nationalen Isolierstationen der Kirche träumen lassen. Sehen wir einmal näher hin. Gerade das Burlingtoner Modell könnte in Deutschland in doppelter Hinsicht von exemplarischer Bedeutung werden. Einmal käme der Verzicht auf kostspielige Kirchengebäude und die Einrichtung von überschaubaren Studien- und Aktionsgruppen dem Versuch der Überwindung unserer vielbeklagten Anonymität zu Hilfe. Nach dem eindrucksvollen Buch von Jens Marten Lohse "Kirche ohne Kontakte" (Kreuz-Verlag Stuttgart), worin durch die Ergebnisse einer Umfrage die Unhaltbarkeit des volkkirchlichen Anspruchs ausgewiesen wird, kommt in Deutschland kein ernsthafter Kirchenreformer mehr so ohne weiteres an den Vorzügen des Burlingtoner Modells vorbei.

Industriemilieu bevorzugt

Zum anderen: Der Gemeinde ist nicht erlaubt, für sich selber zu existieren. Somit steht die Neuformulierung der gesellschaftspolitischen Rolle der Gemeinde als nächste dringliche Aufgabe an. Vom deutschen Standpunkt aus formuliert Werner Simpfendorfer von der Evangelischen Akademie Bad Boll das so: "Von Jesus als Heil aller Menschen zu sprechen heißt, von Gottes Schalom als einem Politikum zu sprechen." Schalom, das hebräische Wort für Gerechtigkeit und Friede, zielt hier auf alle Aspekte des wiederhergestellten und geheiligten Menschlichen. Nun kann aber das Eintreten der Kirche für Schalom den Konflikt mit dem jeweiligen gesellschaftspolitischen Status quo nach sich ziehen, sofern sich die Kirche für die Humanität des Menschen, die auf dem Spiele steht, einsetzt. Amerikanische Kirchen haben für diesen Fall ein besonders wirksames Instrument eingesetzt: die sogenannte community organization.

Dieses erst seit zehn Jahren bekannte Vehikel sozialpolitischer Konflikts übersetzt man am besten mit "kommunale Selbstbestimmung". Ziel einer community organization ist die Bildung sozialkritischen Bewusstseins unter den Bewohnern von Slums sowie die Heranbildung der Leute zur selbständigen Übernahme ihrer kommunalen Angelegenheiten, deren Durchsetzung unter Anwendung von Druck (Demonstrationen, Sit-ins, Streiks) vorgesehen ist. Zahlreiche amerikanische Gemeinden haben bereits ihren Beitrag in einer community organization geleistet. Das Musterbeispiel protestantischen Engagements ist die "Woodlawn Organization" in Chicago. Dort, wie in anderen Fällen, sind einige Pfarrer überhaupt erst die Initiatoren von kommunalpolitischen Aktionen gewesen. Dort in Chicago bedienten sich einige Gemeinden zusammen mit kommunalen Körperschaften des Konfliktes in allen seinen Spielarten, um ermüdeten Bürgern die elementaren

Rechte zu erkämpfen. Meistens steht die Herstellung menschenwürdiger Lebensverhältnisse obenan (Erziehung, Arbeitsplatz, Wohnung). Die Zeichen mehren sich jedoch, daß community organizations im Umbruch begriffen sind. Die Tendenz geht dahin, sie von ursprünglich ökonomischen zu gesellschaftspolitischen Kampfinstrumenten umzuschmieden. Deutsche Gemeinden könnten auch hiervon wieder lernen.

Würde es deutschen Pfarrern gelingen (im Ruhrgebiet laufen bereits einige Experimente), die Idee der community organization in bundesrepublikanische Verhältnisse zu überführen, hätte die Kirchenreform in gesellschaftspolitischer Hinsicht ein wirkungsvolles Instrument zur Verfügung. Neben die schon erwähnte Überwindung allgemeiner kommunaler Apathie und Anonymität durch die überschaubaren "small groups" ("Koinoniagruppen") träten gesellschaftspolitische kirchliche Stoßtrupps, die in der Zusammenarbeit mit anderen kommunalen Verbänden den Status quo durch konfliktbegleitete Demokratisierung "von unten" unterminieren würden.

Damit bliebe die Kirchenreform jedoch auf halbem Wege stehen. Bisher handelte es sich ja nur um kollektive Anstrengungen seitens der Gemeinde. Notwendig sind in den letzten Jahren aber auch kirchenreformerische Alleingänge von Pfarrern außerhalb der Gemeinde geworden. Die Idee des katholischen Arbeiterpriestertums wurde mit einem Male auch in den Augen nichtrömischer Pfarrer attraktiv. Der Grundgedanke des Arbeiterpriestertums ist die Bevorzugung des Industriemilieus vor der muffigen Kirchlichkeit als soziologischer Rahmen kirchlicher Arbeit. In den "new forms of ministry" (neuen Dienstformen) wurde die Idee der proletarischen Priesterexistenz jedoch im Sinne der Verkündigung in einem spätkapitalistischen System wie Amerika transponiert. Das Ergebnis ist ein weltmännisch auftretender amerikanischer Spezialpfarrer an den Nervenzentren der technokratischen Gesellschaft oder wo immer sich der heutige Mensch zum Arbeiten, zum Wohnen oder zum Freizeitgenuß aufhält.

Auf Finanzwelt konzentriert

Der Pfarrer eines Einkaufszentrums im Chicagoer Vorort Oakbrook etwa hält sich ständig zu Gesprächen mit Geschäftsleuten bereit, die ihm persönliche und geschäftliche Sorgen anvertrauen. Pfarrer Huntington hat sich im New Yorker Bankenviertel auf die Probleme der Finanzwelt konzentriert und versucht, mit Maklern, Bankkaufleuten und Sparkassendirektoren zusammen die berufliche Wirklichkeit theologisch zu reflektieren. In East Lansing, dem Regierungssitz des Bundesstaates Michigan, versehen seit einem Jahr zwei Pfarrer eine ähnliche Aufgabe unter Politikern. In Boston widmet sich Pfarrer Paradise den Angestellten und Beauftragten der Computer- und Telekommunikationsindustrie. Im Skigebiet von Vail (Colorado) stellt sich einem der sympathische Herr vom Skilift nebenan als der "Skipfarrer" vor. Überall, wo eine Teilfunktion im Gesamtleben der Gesellschaft vollzogen wird, tritt die Kirche auf den Plan ohne die Versteifung auf die geographisch unbewegliche Ortsgemeinde.

Deutsche Pfarrer sehen sich also einer Fülle von Anregungen aus der amerikanischen Christenheit gegenüber. Dort hat sich, wie wir gesehen haben, die Freude zum Experimentieren auf drei Bereiche ausgewirkt: die Aufgliederung der Ortsgemeinde in einen Organismus kleiner überschaubarer Gruppen, den Einsatz von Medien des Konflikts sowie das modifizierte Arbeiterpriestertum.

Wie schrieb der ehemalige holländische Missionar Christiaan Hoekendijk: "Das Leben vor uns wird ein riskantes und immer improvisatorisches Experiment sein." Und im Blick auf die Kirche fährt er fort: "Geschehen nicht durchgreifende Strukturveränderungen, durch die sie aber eben aufhörte, Volkskirche zu sein, dann wird sie sich als völlig unbrauchbar erweisen." Solche Mahnungen klingen uns seit Jahren in den Ohren. Wann wird bei uns auf praktischem Gebiet endlich die Improvisation zur Institution?

*El Lückebusch 15
Stollmachers M. S.**Matrikelnummer
Horst Dräbber*

Lieber Freund,

wir, wir dürfen mit "und" anfangen, weil wir ja schon Jahre hindurch miteinander sprechen. Aber das täte ich auch, wenn dem nicht so wäre. Denn bevor wir überhaupt sprechen konnten, wurden wir, weil das "Und" Deinen Vater mit Deiner Mutter verbunden hatte. Wir sind Geschöpfe des "Und". Wo dieses Mann und Frau die Tage hindurch zu einem Wesen erschafft, da ist und erwächst erst Leben. Wir sind zuerst die Frucht dieses "Und". Gedanken zeugen ebensowenig wie Tribunen! Aber sie tyrannisieren uns wie diese. Uns ist doch bewußt, daß die Sprache uns nicht gegeben ist, Gedanken auszudrücken. Wir lernen das Sprechen durch das Hören. Hätte unsere Mutter uns nicht angesprochen, nie hätten wir das Sprechen gelernt. Weil die Bibel spricht und nicht denkt, erreicht sie Geschlecht für Geschlecht das Herz übers Ohr. Wo wir meinen, die Bibel formuliere Gedanken, da wird unser Kopf aufgeblasen, unser Herz aber schrumpft - und die Bibel verstummt. Hören wir aber ihre Sprache, so erfahren wir Heilung. Dies ist doch unsere Erfahrung: Wo das Herz ausgeschüttet werden kann, wirds befreit. Wie oft suchen wir einen Hörer! Und wie oft ersehnen wir die Fähigkeit, die dunkle Bedrängnis auszusprechen. Hörerlos und sprachlos zu sein, das sind Bedrückungen, die uns erkranken lassen, wenn wir nicht mehr auf das "Und" warten, das uns mit einem Hörer verbindet oder unsere Zungen löst.

Du weißt ja, wie ich zu arbeiten gewohnt bin. Kürzlich wollten Freunde hören, was in der Biblischen Sprache "Freiheit" heißt. Mit Hilfe der Konkordanz, dem alphabetischen Wortregister der Heiligen Schrift, las ich alle Stellen nach, wo von "befreien", "Befreiung" und "Freiheit" gesprochen wird. Du verstehst, daß man dabei zum Sucher wird, der von Entdeckung zu Entdeckung eilt. Hier nun fand ich: Nirgendwo wird von "Freiheit" an und für sich gesprochen. Immer verbindet sie das "Und" mit der Bedrängnis. So ist "Freiheit" die Erfahrung der Befreiung von den bedrängenden Mächten des Hungers, der Krankheit, der Todfeindschaft und des Todes. Du bemerkst doch wohl, daß uns das "Und" davor bewahrt, fernab vom Alltag mit all seinen Widerfahrnissen im Gefilde hoher Ideen einherzuspazieren..... Erschrick bitte nicht, wenn ich Dir nun sage, daß "Und" in der Bibel mehr als 24 000 mal zu lesen ist! SEIN NAME wird mehr als 12 000 mal genannt. Beim Lesen und Zählen da prägte sich mir ein: "Und" bekundet den Namen des HERRN, der nicht Gott für sich, sondern

Gott mit uns sein will. ER hat doch den Menschen - und Mensch heißt Mann u n d Frau - in SEINEM Bilde erschaffen. Also muß Du nicht zuerst und allein das Glaubensbekenntnis sprechen, wenn Du Seinen NAMEN ausrufen willst! Bist Du imstande "und" zu sagen, dem, der Dich hinterhältig anlog die Hand zu geben, dann hat Dich die Macht des Wortes, des Wortes "und" ergriffen. Und das Wort wird Fleisch, wo der Lügner Deinen Händedruck erwidert.

Das erste "Und" steht im ersten Satz der Bibel: "Im Anfang schuf Gott den H i m m e l u n d die Erde."

Das "Und" ists, das den Himmel mit der Erde verbündet. Was es hier tut, wird Dir deutlich, wenn ich den Anfang des Herrengebetes spreche: "Unser Vater, der Du bist im Himmel..." Also verknüpft das "Und" Gottes Himmel mit der Menschen Erde. Nun aber beachte bitte dies: Im Alten Testament wird 424 mal Himmel und 2 446 mal Erde gesagt (1:5,7). Im Neuen Testament heißt es 272 mal Himmel und 248 mal Erde (1:0,9). Erhörst Du's? Kommt da nicht im W o r t die Königschaft der Himmel in unsere irdische Mitte? Muß da nicht von der Erde fast ebenso oft gesprochen werden wie vom Himmel?! Ja, wird das "Und" wahrhaftig menschliche Wirklichkeit, so sind Himmel und Erde derart miteinander ein Wesen wie Seele und Leib. Das ist seine Macht! Es verfügt die himmlische - und das heißt die verborgene - mit der irdischen - und das heißt mit der sichtbaren Seite der e i n e n Schöpfung. So müssen wir sagen, weil wir ja nicht das Innere, sondern allein den äußeren Rand des Himmel genannten Firmaments zu sehen bekommen (Lies 1.Mose 1,14-19!). Das Wort ist's, das sie zusammenfügt. Sprichst Du nur von "Welt", so wirst Du "undlos"...

Gibst Du aber dem Lügner da die Hand, dann wird das Wort Fleisch, wo er sie ergreift... die Weihnacht ist da ...der Himmel ist auf Erden.

Schlägst Du die hebräische Bibel auf, dann liest Du "d i e Himmel". Himmel wird hier und sonst immer in der Mehrzahl gesprochen. Ja, das Verborgene ist vielschichtig. Paulus sagt, er sei in den dritten Himmel entrückt worden und habe unaussprechliche Worte gehört (2.Kor. 12,2ff). Über der einen Erde wölben sich die Himmel und über jedem Erdland befindet sich ein ganz bestimmter Himmel. Weißt Du noch, wie nah uns der Himmel über der Atlantikküste Marokkos war?! Und der Himmel über unserer Heimat - vergangen ist er mit ihr, vergangen. Unser Herz aber hat begonnen, das "Und" sprechen zu lernen, das den für uns neuen Himmel mit dem neuen Erdland vereint.

Jetzt muß ich Dir sagen, wo ich das "Und", das die Himmel mit der Erde verbündet, noch entdeckt habe: Des Propheten Elia und des HERRN Himmelfahrt sind das "Und" zwischen E r d e und Himmel. Wo Du liest "Gott sprach" oder "SEIN Wort erging an", da wird das "Und" zwischen H i m m e l und Erde gesprochen. Sagt Paulus, er habe im dritten Himmel unaussprechliche Worte gehört, dann mußt Du erkennen, daß das Innerste der Himmel das WORT, der LOGOS, die Nenn- und Sprachmacht ist. Ja: "Vom Himmel hoch, da komm ich her"!

Und nun schreibe ich Dir Prediger 3,1-8 nach der Verdeutschung Martin Bubers hin, weil Du hier das "Und" in seiner ganzen unbewegenden Macht zu hören bekommst:

"Für alles ist eine Zeit, (1)

eine Frist für alles Anliegen unter dem Himmel:

eine Frist fürs Geborenwerden (2)

und eine Frist fürs Sterben,

eine Frist fürs Pflanzen

und eine Frist fürs Entwurzeln des Gepflanzten,

eine Frist fürs Erschlagen (3)

und eine Frist fürs Heilen,

eine Frist fürs Niederbrechen

und eine Frist fürs Erbauen,

eine Frist fürs Weinen (4)

und eine Frist fürs Lachen,

eine Frist fürs Klagen

und eine Frist fürs Tanzen,

eine Frist fürs Steinewerfen (5)

und eine Frist fürs Steinestapeln,

eine Frist fürs Umschlingen

und eine Frist, von Umschlingung sich fernzuhalten,

eine Frist fürs Suchen (6)

und eine Frist fürs Verlorengehen,

eine Frist fürs Bewahren

und eine Frist fürs Verschleudern,

eine Frist fürs Aufreißen (7)

und eine Frist fürs Vernähen,

eine Frist fürs Schweigen

und eine Frist fürs Reden,

eine Frist fürs Lieben (8)

und eine Frist fürs Hassen,
eine Frist des Kriegs
und eine Frist des Friedens."

Bitte, lies diese Zeilen laut. Dann wirst Du hören, daß das "Und" hier zukunftssträchtig ist. Verknüpft Mose den Himmel mit der Erde, so wird ihr Zukunft gegeben: Sein Unaussprechliches wird erhört werden - der Friede auf der Erde.

Die beiden ersten Verse habe ich, nicht Martin Buber, von den folgenden ein wenig abgehoben. Damit möchte ich Dir zu verstehen geben, daß 'Geborenwerden' heißt 'Eingepflanztwerden' in die Zeit des 'Erschlagens', 'Niederbrechens', 'Weinens', 'Klagens' Und Sterben heißt ~~Eben diesen Zeiten~~ eben diesen Zeiten des 'Klagens', 'Hassens' und des 'Krieges' 'entwurzelt werden'. Eben diese Entwurzelung vollführt das "Und"! Sagt der Prediger: "...eine Frist fürs Klagen u n d eine Frist fürs Tanzen..." (4), dann gibt er dem jetzt Klagenden mit dem 'Tanzen' Zukunft. Da habe ich die fünf Klagelieder gelesen und herausgehört: Klagen sind "undlos". Mit jedem "Wehe" ist der Klagende am Ende. "Undlos" stößt er Klageschrei um Klageschrei aus, weil er sich verlassen weiß von dem, der die Sprachmacht ist. Und der Klagende weiß, daß die "Undlosigkeit" seiner Weherufe seine Bedrängnis ist. Ihm ist bewußt, daß seine "undlose" Klage der Weg ins Gruftreich ist. Wir aber - sind wir nicht scheinbar ganz vergnügt in unserer "undlosen" 'Welt'?! Dem Klagenden aber ist es gegeben, zu sagen, was er leidet. Noch hat ihn das Elend nicht stumm gemacht; noch erwartet er die 'Entwurzelung' aus der "Undlosigkeit". Kehren wir nun zum Prediger zurück. Das "Und" gäbe uns keine Zukunft, wenn er sagen würde "eine Frist fürs Tanzen und eine Frist fürs Klagen". Spräche der Prediger so, dann würde er das "Und" selbst "undlos" machen! Wo wir "und" zu sprechen vermögen, werden wir von der Zukunft her nach vorne gerissen. Das "Und" versetzt uns auf den Strom der Sprache, der uns dem großen Tanz entgegenträgt.

Weißt Du noch, wie sich das "Und" überschnell mit einem 'tausend-jährigen Reich' das Kleid der Zukunft anzog, in Wirklichkeit aber uns in die Zeit v o r Mose zurückstieß, da Ägyptens Pharao mit Hilfe der Hebammen Israel auszurotten versuchte? Weißt Du noch, wie viele Menschen es zu verführen versuchte und dann auch millionenfach verführte? Nun, wir, wir wissen es. Aber wir durften auch erfahren, daß ein Rest davor bewahrt wurde, diesem "Und" zu huldigen. Dieser Rest litt, weil er allein mit dem "Und" der Zukunft verbunden war, das uns der Prediger hat hören lassen. O, wie viele Namen nennt

jetzt mein Herz! Du, tagaus und tagein wird unser Ohr gelehrt, das falsche von dem wahren "Und" zu unterscheiden! Die Verneinung des falschen "Und" führt ins Leiden; aber eben mit diesem bewahrt sie uns davor, Unmögliches und also Zukunftsloses zu unternehmen:

"Ihr k ö n n t nicht Gott dienen u n d dem Mammon!" Die da das falsche "Und" nicht sprachen und daher erhängt oder erschossen wurden - durch sie ist uns das "Und" der Zukunft erwachsen.

Nun aber hast auch Du es erfahren, daß das Ausrufen des "Und" nicht minder lebensgefährlich ist. Wie oft schwankten oder zögerten wir in den Tagen unseres Lebens! Daß dann die Sonne für uns stillstand, haben wir peinvoll bemerkt. Ja, der "Undlose" ist mattgesetzt. Fürs Morgen und Übermorgen zu planen ist er außerstande, weil sein Herz sich nicht der kommenden Generation zugekehrt hat. Der "Undlose" bleibt uninformiert und vermag auch seinerseits nicht zu informieren. Da sage ich "informieren". Weißt Du, was das auf gut Deutsch heißt? Unterweisung heißt Und "Thora" gibt Martin Buber wieder mit "Weisung"! Mose gebietet den Vätern, die Söhne zu informieren und also zu unterweisen, damit sie in Form kommen, von der Zukunft sich packen zu lassen: "Wenn dein Sohn dich morgen fragen wird, sprechend: Was ists um die Vergegenwärtigungen, so die Gesetze, so die Rechtsgeheiß, die ER unser Gott euch gebot? sprich zu deinem Sohn: Dienstknechte waren wir dem Pharao in Ägypten, aber ER führte uns aus Ägypten mit starker Hand..." (Dt 6,20.21).

Soweit war ich mit dem Lesen des "Und" gekommen, als man mich bat, über "Glück und Segen" zum Neujahr zu schreiben. Geradezu mürrisch lehnte ich ab mit der Begründung, das biblische "Und" verbinde nur Worte unterschiedlicher Bedeutung - Himmel u n d Erde, Mann u n d Weib, Juden u n d Heiden, Gerechte u n d Sünder, Abend u n d Morgen..., nie aber Worte ähnlicher Bedeutung ~~mit "und"~~! Bitte, laßt mich schreiben über "Klagen u n d Tanzen" oder "Krieg u n d Frieden". Man wollte nicht - und ich dann auch nicht. Dann kam das Neujahr und ließ mich lesen: "Gewiß, deine Freiheit ist den ihn Fürchtenden nah, daß in unserem Land der Ehrenschein wohne, Huld u n d Treue einander treffen, Gerechtigkeit u n d Friede sich küssen" (Ps 85,10f.). Oben sagte ich Dir, "und" lege den NAMEN aus. Ich aber, ich engte IHN ein!

"Und" verbindet uns heute mit dem Gestern und dem Morgen, bewegt das Herz und gibt dem Abgebauten den Aufbau als Zukunft. Du hörst: Das "Und" ist allmächtig. Es läßt uns die Sprache als einen Strom erfahren, der aus verborgenen Höhen zu uns kommt, die zackigen Felsen glättet, aber auch die sanften Wasserrosen wiegt. Mit diesen allen wird er wieder in das Verborgene fahren, wo es dann erlaubt ist, nicht nur Unaussprechliches zu hören, sondern auch weiterzusagen. Umfaßt uns dieser Sprachstrom, da empfangen wir Kraft, zu laufen und zu laufen und zu laufen, ohne müde zu werden.

Wenn Du meinst, diese Sätze habe mir die Phantasie eingegeben, so irrst Du! Lies, was Mose im ersten Kapitel des ersten Buches der Thora und dem Beginn des zweiten Kapitels schreibt (1,1-2,3).

Einhundertundsiebenmal sagt er da "und"! Laß sie aus - probiere es doch einmal! -, dann fährst Du nicht mehr auf brausendem Strom dahin zum großen Tanz, sondern hockst inmitten trockenharter Trümmer! Ohne "und" kommt die Schöpfung auch nicht um einen einzigen Tag weiter.

Das erste "Und", das die Bibel spricht, haben wir miteinander besprochen. Das zweite "Und" ist das erste Wort des zweiten Satzes: "U n d die Erde war wüst und leer..."

Eugen Rosenstock-H uessy hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß Johann Wolfgang von Goethe seine Briefe in der Regel mit "und" schloß. So bitte ich Dich nun, die beiden ersten Verse da laut zu lesen und wieder zu lesen. Hast Du dann gehört, dann würde ich mich freuen, wenn Du mir sagtest, warum Mose seinen zweiten Satz anhebt mit "Und"!

Guten Tag!

Horst Dzubba

Die Welt heute und im Jahre 2000

(wirtschaftliche, ^{sozialistische} ~~gesellschaftliche~~, wissenschaftlich-technische und pädagogische Grundlagen)

Die Welt heute

Die Erde ist reich an Gütern, aber die Menschheit ist arm

Im Vergleich zu dem Wohlstand in einigen Staaten Europas und Nordamerikas lebt der größte Teil der heutigen Menschheit in Armut und Elend. Von den heute etwa 3,5 Milliarden lebenden Menschen müssen 2 Milliarden hungern, 1 Milliarde in schlechten Behausungen leben, 3 Milliarden haben keine Kanalisation und 2,5 Milliarden Menschen fehlt sauberes Trinkwasser. Infektiöse Seuchen bringen Krankheit und Leid. 70% aller Bauernfamilien auf der Erde besitzen als Bodenbearbeitungsgerät lediglich eine Hacke. In weiten Gebieten der Erde fehlt noch jede Industrie. Nur etwa 10% der festen Erdoberfläche werden bisher landwirtschaftlich genutzt. Aber auch die Industrienationen sind gefährdet durch immer größeren Wassermangel in den Großstädten, Vergiftung der Luft durch Abgase der Industrie und der Kraftfahrzeuge, Vergiftung von Seen und Flüssen durch Industrieabwässer, Lärm, Gejagtsein im Alltag. Auf der Welt herrschen Kriege und soziale Ungerechtigkeit. Es herrscht Furcht vor einem möglichen Atomkrieg. Und dennoch ist die Erde reich an Gütern jeglicher Art: Bodenschätze, Kohle, Erdöl, Erdgas, Wasserkraft, weite Gebiete, die in fruchtbares Ackerland verwandelt werden können, der Fischreichtum der Weltmeere usw.

Die Erde ist so reich, daß im Jahre 2000 alle Menschen gut leben können. Wie kann die Welt im Jahre 2000 aussehen?

Fachleute haben berechnet, daß die Welt im Jahre 2000 wie folgt aussehen kann: Jeder Mensch kann dann genug zu essen haben, jeder kann eine Wohnung besitzen, jeder braucht höchstens 40 Stunden in der Woche zu arbeiten. Es werden billige Flugreisen zur Verfügung stehen für weltweite Urlaubsreisen. Das Rentenalter wird herabgesetzt sein. Wohnungen, Arbeitsräume und ganze Städte werden allen hygienischen Anforderungen gerecht. Vielleicht wird es über ganze Städte einen geschlossenen Raum mit gesundem künstlichem Klima geben. Etwa die Hälfte der Weltbevölkerung wird in Gemeinschaften von 100 000 Einwohnern leben. Die Ausbildung wird eine beachtliche Rolle als Zeitvertrieb und Entspannung einnehmen. Das Fernsehtelefon wird überall verbreitet sein. Roboter werden als Haushaltssklaven in die Wohnungen einziehen. Fortschritte auf medizinischem Gebiet: die ~~Organüberpflanzung~~ Organüberpflanzung wird vervollkommen sein, Organe aus Kunststoff und elektronischen Tei-

serkraft). Bis zum Jahre 2000 wird die Menschheit mit Kohle, Erdöl und Erdgas als Energiespender auskommen. Die Welt wird bis dahin noch nicht auf Atomenergie angewiesen sein (F. Baade).

Woher sollen die Entwicklungsländer die Mittel nehmen, um eine eigene Industrie aufzubauen und die Landwirtschaft zu entwickeln?

Was ist Voraussetzung für weltweite Hilfe gegenüber den Entwicklungsländern?

Was ist bis zum Jahre 2000 erforderlich um das gesteckte Ziel zu erreichen?

Die Energieerzeugung (Kohle, Erdöl, Erdgas, Wasserkraft) muß auf das 10 fache gesteigert werden und die Stahlproduktion erheblich erhöht werden. Die Ausgaben für die Forschung und Entwicklung müssen bedeutend wachsen. Die Büroarbeit wird weitgehend automatisiert, so daß die Bürokräfte größtenteils entlassen werden und andere Arbeit aufnehmen. Volksentscheidungen über bestimmte Fragen werden automatisiert. Auch Entscheidungen über wirtschaftliche und andere Maßnahmen müssen künftig durch Computer errechnet werden. Genaue Intelligenzprüfverfahren durch Computer weisen jedem Menschen einen seiner Intelligenz entsprechenden Platz in der Arbeitswelt zu. Von zentralen Datenverarbeitungsanlagen wird jeder Auskünfte einholen können. Es wird maschinelle Übersetzungsmaschinen geben, die Texte in alle Sprachen übersetzen können. Daneben wird sich bis zum Jahr 2000 eine einheitliche Weltsprache immer mehr durchsetzen.

Die Autobahnkapazität auf der Welt wird bedeutend erhöht. Es wird ballistische Transportmöglichkeiten zu jedem Punkt der Erde geben (Abschuß von raketenähnlichen Geschossen, die Frachtgut enthalten.)

Welche Gefahren drohen dem Menschen in der weiteren Entwicklung bis zum Jahr 2000?

R. Jungk: "In der vom Menschen gemachten Umwelt, deren Lauf wir in hohem Grade selbst regulieren bleibt immer ein Faktor, der sich diesem Schema nicht fügt, der Mensch selbst."

Stimmt das? Oder ist nicht der Mensch in seiner Entwicklung und in seinem Verhalten zu durchschauen und damit auch zu steuern?

1. So lassen sich auf wissenschaftlicher Grundlage Aussagen über das Anwachsen der Weltbevölkerung machen(Bevölkerungszyklus) Diese Entwicklung führt dazu,daß im Jahr 2000 6Mrd. Menschen leben. Davon 2,4 in der östlichen Welt , 1,2 in der westlichen und 2,6 Milliarden in den Entwicklungsländern.

Wie geht die Entwicklung weiter?

2. Das Bildungswesen, dem in Zukunft mit fortschreitender Technik und Wissenschaft noch größere Bedeutung zukommt und das heute in allen Ländern erheblicher Erweiterungen und Reformen bedarf,kann den Menschen in seiner geistigen Haltung nachhaltig beeinflussen.Davon wurde in allen Zeiten Gebrauch gemacht auch im negativen Sinn. Wie wird es in Zukunft aussehen?

3. Viele Menschen fühlen sich schon heute durch die Technik bedroht.(Atomare Verseuchung,Verunreinigung von Wasser und Luft,Erhöhung des Lärms...)Die Technik verschlechtert die Lebensqualität des Menschen (Erhöhung der Mutationsraten,Erbkranke werden durch die Medizin am Leben erhalten,Anwachsen der Zahlen seelisch Kranker..)Geht die Entwicklung so weiter? Im Jahre 2000 werden die Techniken der Verhaltens-und Meinungsbeeinflussung sehr weit fortgeschritten sein. Durch Drogen wird sich der Charakter des Menschen verändern lassen.Wird dies nur zu seinem Wohl geschehen?

4. Es gibt für die Zukunft nur 2 Alternativen:

Krieg und totale Vernichtung der Welt
oder die veränderte vom Menschen stärker als bisher gestaltete Welt im Jahr 2000.

Was muß geschehen,um diese Gefahren abzuwenden?

Diskussion.

Pastor Bruno Schottstadt
1055 Berlin
Dimitroffstr. 133

Der Hochmuth dieser Woche steht 1. Petrus-Brief Kapitel 5, Vers 5 und lautet: Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade.

Wir hören als Lesung für den heutigen 11. Sonntag nach Trinitatis aus dem Lukasevangelium Kapitel 18 die Verse 9-14:
Er sagte aber zu etlichen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, und verachteten die anderen, dies Gleichnis: es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, zu beten, einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die anderen Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. Und der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig. Ich sage auch: dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus, nicht jener, denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag ist der Hochmuthspruch aus dem 1. Petrusbrief Kapitel 5, Vers 5: Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade.
Herr, hilf uns, daß wir in dieser Morgenstunde dein Wort recht hören und gib, daß wir Täter deines Wortes werden. Amen.
Liebe Hörerinnen und Hörer!
Wie oft haben Sie es in Ihrem Leben bereits erfahren: Hochmut kommt zu Fall? Wie oft hat Sie persönlich schon der Hochmut erwischt? Wie oft haben Sie Menschen hochmütig gesehen? - Und Völker gerieten in Hochmut - vielleicht denken Sie an die Vereinigten Staaten mit ihrem Krieg in Vietnam! Im 1. Petrusbrief steht: Gott widersteht den Hochmütigen! Und diese Rede gilt ganz besonders uns Christen; wir sind gemeint! Wir, die wir

immer wieder so schnell vergessen, daß unser Herr Jesus Christus sich gewaltig erwiesen hat, gewaltig einzig und allein aber in der Demut - in der Hingabe für Menschen. Und so hat er Zukunft eröffnet. So hat er Leben gebracht, einen Weg gezeigt, der unser Weg sein kann. Und diesen seinen Weg, den Weg der Hingabe, haben wir mitten in der Welt zu gehen - unter unseren Mitmenschen. Den Weg der Hingabe und Brüderlichkeit hat uns unser Herr Jesus Christus eröffnet, er ist der Weg in die Zukunft und hat Verheißung. Er lehrt sich für uns, diesen Weg zu gehen. Eine unbegreifliche Gewalt steckt in der Demut, in der Hingabe. Und diese äußert sich in einem kindlichen Verlassen auf den Herrn und in einem erneuerten Leben mit den Zeitgenossen. Albert Schweitzer hat für uns alle ein Beispiel dafür gegeben, wie solch ein erneuertes Leben aussieht.

Hochmut aber ist immer mit Alleingang verbunden. Und wie oft wollen wir allein sein - mit unseren schönen Gedanken, mit unseren schönen Erlebnissen und Erkenntnissen - wie oft wollen wir auch mit unserem Gott allein sein! Hochmut aber kommt zu Fall! Wir können auch sagen: Jeder Alleingang kommt zu Fall! Leben heißt einzig und allein zusammenleben! Das ist die Botschaft des biblischen Glaubens. Und wer Zusammenleben nicht üben will, geht an Leben - an seinem eigenen Leben - vorbei. Gott widersteht den Hochmütigen, den Alleingängern. Er widersteht denen, die allein selig werden wollen, die ihre eigene Sache für die wichtigste in der Welt halten, er widersteht denen, die ohne Gemeinschaft bleiben wollen. Alleingang führt also immer zu Fall. Alleingang ist in sich schon Tod. Und es ist uns allen bekannt, daß gerade viele Alleingänger in Verzweiflung geraten. Alleingänger sind auch in Gefahr, andere zu beherrschen und gar auszurotten. Sie können, wie man sprichwörtlich sagt, über Leichen gehen, weil sie ihr eigenes Ich so in den Mittelpunkt ihres Lebens gebracht haben, daß sie keine Liebe mehr zu anderen Menschen haben. Und wie viel Alleingänger gibt es unter uns Christen? Wie viele von uns wollen allein mit ihrem Glauben durchkommen! Wie viele von uns sind gegen die Gemeinschaft obwohl wir die Gemeinde der Heiligen darstellen sollen! Und wie oft reden wir von Gemeinschaft und unser eigenes Herz ist eigenmächtig und eigenwillig.

Sagen wir es noch einmal: Gottes Gewalt ist nicht eigenmächtig. Gottes Gewalt besteht gerade darin, daß er sich ausliefert. In der Geschichte Jesu Christi hat er die Auslieferung an die

Menschen, die Hingabe für alle Menschen gezeigt. Und darum, meine Hörerinnen und Hörer, darum ganz allein können Christen nur Menschen sein, die bereit sind sich auszuliefern, die sich hingeben für andere, die demütig zu leben versuchen. Von Christus her kommen wir heraus aus dem Krampf, etwas sein zu wollen, kommen wir heraus, uns billig zu verteidigen oder gar gegen andere Menschen zu leben. Von Christus her werden wir in Dienst genommen für die Brüderlichkeit unter den Menschen, wir werden in Dienst genommen Welt zu bewahren, Leben lebendig zu erhalten und Frieden zu stiften. Hört Ihr, wir großen Alleingänger, wir Ichmenschen, wir Allein-Christen, wir sollen erneuert werden zu Menschen, die befähigt sind, anders zu leben als früher: wir werden aus dem Gegen-einander in ein Miteinander gebracht. Demütig sein heißt also für uns miteinander in Frieden leben. Das ist Verheißung und Auftrag zugleich.

Während Sie meinen Worten gefolgt sind, liebe Hörerinnen und Hörer, sind Sie sicher mit Ihren Gedanken schon öfter abgeglitten: vielleicht dachten Sie an Ihren eigenen Lebensweg, an zerrüttete Ehen, an Feindseligkeiten unter Mitmenschen, Sie dachten aber vielleicht auch an Krieg und Kriegsgeschehen bis in unsere Tage hinein. Der Krieg im Nahen Osten hat uns ja alle wieder neu unruhig werden lassen. Vielleicht haben einige von Ihnen auch schon an das Geschehen gerade heute vor 22 Jahren in Hiroshima gedacht. Am 6. August 1945 fiel die 1. amerikanische Atom bombe und hat Hunderttausend Menschen sofort getötet, weitere Hunderttausend wurden schwer verletzt. 3 Tage später, am 9. August 1945, wurde dann die 2. Bombe auf Nagasaki abgeworfen. Sie tötete rund 70.000 Menschen und verletzte weitere 70.000 Menschen schwer. Es ist notwendig, daß wir uns dieses grausame Geschehen immer wieder ins Gedächtnis rufen. Eine Großmacht hatte im Siegesrausch, im Hochmut, im Alleingang auf den Schlag fast 200.000 Menschen getötet. Und keiner, der solchen getan hat, kann für sich in Anspruch nehmen, dieses in der Nachfolge Christi getan zu haben. Und es wird uns, der Gemeinde Jesu Christi, mit vielen anderen zusammen Gottlich, was heute zu tun ist: der Menschheit zu helfen, Frieden auf der Erde zu bewahren. Und in Vietnam? Der Krieg der Vereinigten Staaten gegen die Vietnamesen ist nichts anderes als Hochmut und Alleingang. Keiner der Amerikaner in Vietnam kann für sich in Anspruch nehmen, dieses in der Nachfolge Christi zu tun. Christusbefreit aus Hochmut und Alleingang, er befreit zu gemeinsamen Leben,

zum friedlichen Zusammenleben der Völker. Es gilt für uns, diesen Weg des friedlichen Zusammenlebens der Menschen und Völker zu suchen und alles Gegeneinander aufzugeben.

Der große Wissenschaftler Albert Einstein hat 1946 erklärt:
"In früheren Zeiten konnte das Leben und die Kultur einer Nation bis zu einem gewissen Grade durch die Heranbildung von Armeen im Wettlauf mit anderen Nationen geschützt werden. Heutzutage jedoch müssen wir jede Konkurrenz aufgeben und Zusammenarbeit erreichen Das Denken der Zukunft muß Kriege verhindern Die Naturwissenschaft hat zwar die gegenwärtige Gefahr herbeigeführt, aber das wirkliche Problem liegt im Denken und im Herzen des Menschen. Wir werden die Herzen anderer Menschen nicht durch technische Anordnungen ändern, sondern nur indem wir unsere eigenen Herzen ändern und Mut zur Offenheit zeigen."

Mit diesen Worten hat ein Naturwissenschaftler uns gesagt, was Demut ist. Er schließt mit dem Mut zur Offenheit. Und wir könnten nur hinzufügen: Gemeinde Jesu Christi, gürte dich mit solchem Mut. Der Mut zur Offenheit ist deine Demut. - Dort, wo du nicht mehr selber Recht behalten willst, dort, wo du anfängst, den anderen mit seiner Geschichte gelten zu lassen, wo du anfängst, dem anderen gegenüber Lernender zu werden, bist du ein offener Mensch, bist du ein Mensch der Zukunft. Und dies gilt für die ganze Gemeinde und gilt heute auch für alle Völker. Demut führt also in den Frieden, bringt Menschen zusammen und hilft gegen den Tod anzugehen. Was brauchen wir heute mehr? Es genügt eben nicht mehr, daß sich Christen allein getröstet wissen mit dem Worte Gottes - das soll wohl auch sein, aber es genügt eben nicht mehr. Es genügt auch nicht mehr, daß wir mit Hilfe des Wortes Gottes allein eine individualistische Moral aufbauen - das Wort Jesu Christi treibt die Gemeinde in alle Bereiche des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens. Und als solche, die Christus gehorsam sein wollen, fangen wir wieder an, unter unserem eigenen Hochmut und Alleingang zu leiden. Er ist es, der die Welt verdirbt. Und wir überwinden den Hochmut - unsere falsche Gewaltanwendung - nur, wenn wir Vorbilder des erneuerten Lebens in die Welt stellen. Es ist unsere Chance, die Chance einer kleinen Gemeinde in der großen Welt, ein Leben zu führen, das andere ansteckt, Hoffende in der Welt zu werden. Und so gilt es für uns, immer wieder anzufangen, eine erneuerte, brüderliche, barmherzige Gemeinde

in unseren Tagen zu werden. Es gilt, Christen zu werden, die nicht für sich etwas wollen - das christliche und kirchliche Machtstreben ist vom Teufel! - , sondern die einzig und allein etwas wollen für andere Menschen, im Großen und im Kleinen. Es gilt, Christen zu werden, und lebhaftig Hoffnung auszu-
tragen, Frieden zu demonstrieren und den Versuch zu machen, diese Erde zu erneuern. Christus ist auf die Erde gekommen, die Erde ist sein Demutsort geworden, hier hat er sich erniedrigt und Hingabe praktiziert. Die Erde ist auch unser Demutsort - die heutige Erde mit allen Menschen und Völkern, die Erde mit ihrem gesamten Geschehen. Und auf der Erde möchte uns unser Herr zu Werkzeugen seines Friedens machen. Das Wohl der Welt ist unser Anliegen. Und überall dort, wo das Wohl der Welt angefochten wird, wo Menschen und Völker leiden - heute vor 22 Jahren in Hiroshima, heute in Vietnam und im Nahen Osten - wissen wir uns mitschuldig. Wir haben nicht genug für die Brüderlichkeit in der Welt gezeugt. Und wir verpflichten uns neu, unserem Herrn in Demut - im Mut zur Offenheit - zu folgen. Möchte es uns darum geschenkt werden, das Christsein nicht als etwas Festes, etwas Abgeschlossenes zu verstehen, sondern als Offenheit, in der wir uns selber üben. Zu dieser Offenheit gehört, daß wir bereit sind, täglich neu auf Gott zu hören und eben nicht schon im Voraus zu wissen, was er sagt. Täglich neu auf Mitmenschen zu achten und auf sie zu hören und mit ihnen Zusammenleben zu üben, täglich neu sich über das Weltgeschehen zu informieren und Gott als den Retter der Armen anzurufen, täglich neu Menschen zu suchen und zu finden, mit denen Friede und Freundschaft gelebt werden muß. Und dieses alles nicht, damit wir etwas sind, sondern weil Jesus Christus der Bringer des neuen Lebens, der Demut, des Mutes zur Offenheit ist.

Amen.

Wir beten: Herrgott, wir danken dir für dein Kommen an die Welt. Wir danken für den Weg deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus. Herr, wir danken dir für deine Demut, mit der du uns freigemacht hast von allem Alleingang. Wir danken dir für deine Gemeinde in unserer Zeit, in der du uns befähigen willst, dir gehorsam zu werden. Hilf uns, lieber Herr, daß wir uns öffnen für dein Wort und für das Zusammenleben mit unseren Mitmenschen. Hilf uns, daß wir dazu beitragen können, daß die Völkerwelt den Weg des Friedens geht.

Herr, wir bitten dich für alle, die in deiner Kirche ein verantwortliches Amt haben, laß sie nicht für sich selbst etwas wollen, sondern laß sie Diener ihrer Brüder und Schwestern sein. Hilf auch allen, die heute zu regieren haben und laß sie ^{die} Menschen, die ihnen anvertraut sind, in Frieden führen.

Sei mit allen Hungernden in der Welt und mache Menschen willig, und fähig, den Elenden zu helfen. Bewahre die Völker vor neuem Krieg und mache du allem Krieg ein Ende. Stärke die UNO und hilf, daß sich die Nationen dem Willen der UNO beugen. Steh allen Leidenden im Krieg in Vietnam bei, sei mit den Leidenden im Nahen Osten.

Hilf, daß unsere Jugend Vorbilder bekommt, an denen sie sich ausrichten kann. Und laß in den Familien den Geist der Gemeinschaft wachsen. Sei mit allen Armen, Kranken und Sterbenden und gib, daß sie getröstet werden durch deine Demut.

Herr Jesus Christus, führe du uns nach deinem Willen.

Vater uns, der du bist im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Unser täglich Brot gib uns heute,

und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigen.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel.

Denn dein ist das Reich

und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Amen.

Der Herr segne uns und behüte uns, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig,

der Herr hebe sein Angesicht auf uns und schenke uns Frieden.

Amen.

Bericht über eine Reise
nach Moskau, Kiew und Sagersk vom 29.3. - 7.4.1967

Eine Besuchsgruppe von 30 Personen, vorwiegend Pfarrer, und Theologen, aber auch einer Reihe von CDU-Funktionären, konnte auf Initiative und auf Kosten dieser Partei eine 10 tägige Reise in die Sowjetunion unternehmen. Zu den Teilnehmern gehörten u.a. Superintendent Dr. Plath, Grimmen, Propst Scheidung, Boitzenburg, Kirchenrat Mitzenheim, Gera, Pastor Pagel, Lobetal, die Theologen Dr. Moritz und Dr. Kretschmar aus Leipzig und Dr. Schenke aus Berlin sowie der Dolmetscher des russ. orthodoxen Exarchats in Karlshorst Joachim Müller, mit dem ich nicht nur das Zimmer teilte, sondern durch den ich auch Dank seiner ausgezeichneten Russisch-Kenntnisse manche Vorzüge der Verständigung genoß. Geleitet wurde die Besuchsgruppe von den CDU-Funktionären Wünschmann und Quast aus Berlin.

Dieser Bericht wird in chronologischer Reihenfolge gegeben.

Donnerstag, 30.3.1967.

Abflug 7.27 Uhr ab Flughafen Schönefeld mit einer IL 18. Flugdauer 2 Stunden 40 Minuten über 1.642 km in 6.000 m Höhe und einer Flugeschwindigkeit von 650 km/h. Von der Landschaft haben wir nur einen Ausschnitt der Masurischen Seen mitbekommen, alles andere war Wolkenbedeckt. In Moskau lag noch Schnee, die Flüsse waren noch zugefroren, wenn auch alles im Tauen begriffen war. Landung auf dem Flugplatz Scherementjewo, ca 40 km nördlich von Moskau. Dort Empfang durch die Dolmetscherin Jelena (Helene), die sehr gut deutsch sprach, von Beruf Lehrerin war, die DDR und die BRD kannte, einen zuchtvollstrengen Eindruck machte, aber nicht ohne Charm, und im übrigen eine überzeugte Kommunistin war. Der Bus brachte unsere Gruppe an einem Panzersperrdenkmal, ca 30 km nordwestlich von Moskau, bis wohin 6 deutsche Panzer 1941 am weitesten vorgedrungen waren, und an bäuerlichen Blockhäusern vorbei, die z.T. im Abriß begriffen waren, in die Stadtmitte zum Hotel „National“ am Manegeplatz.

Der Nachmittag war mit Besichtigung der berühmten U-Bahn ausgefüllt. Zunächst fielen einem die Fußgänger-Unterführungen unter den Straßen und dann die Tiefe der U-Bahn-Stationen auf. Zum Teil soll die Metro in einer Tiefe zwischen 100 und 200 m unter der Oberfläche verlaufen. Jedenfalls unterquert sie die Moskwa. Tagesumschlag: Durchschnittlich 1 Million Menschen. (Moskau hat 6,5 Millionen Einwohner zuzüglich 1 Million Gäste pro Tag). Zugfolge in der Spitzenzeit: 60 - 70 Sekunden. Geschwindigkeiten bis zu 90 km/h und mehr. Alles sehr sauber. Einzelne Stationen sind ganz in Marmor verkleidet. Üppige Kronleuchter, massiv aus Messing oder Bronze. Ich habe eine

Rolltreppe gesehen, die auf ca 100 m 35 - 45 m stieg, dichtbesetzt mit mehreren Hundert Menschen und das Ding funktioniert - anscheinend Tag und Nacht. Überhaupt machte alles, was wir gesehen haben, gerade auch die Flugzeuge, in denen wir ca 4.500 km zurücklegten, einen soliden Eindruck. Dieses Land ist ~~amer~~ unermeßlich reich an Bodenschätzen, es scheint keinen Arbeitskräftemangel zu kennen und hat ein entwicklungsfähiges, bildungsdurstiges Menschenpotential. Offenbar lohnt es sich dort an vielen Straßenecken Büchertische aufzustellen.

Es ist gut, sich gleich zu Anfang über zwei Dinge klarzuwerden:

1. Das russische Volk gehört zu Europa. Das ist zwar eine geographische Binsenwahrheit, die aber gegenüber dem westeuropäischen Bewußtsein, daß spätestens in Warschau die „asiatische Steppe“ beginne, nicht überflüssig ist. Sie, die Russen, nicht wir die Deutschen, sind Drehpunkt und Brücke zwischen Ost und West und d.h. zwischen Europa und Asien. Wir wissen meist viel zu wenig von der russischen Geschichte - in deren Kontinuität sich der Sowjetstaat sieht - und der russischen Weite und einem dementsprechenden Bewußtsein, die auch zu Europa gehören.
2. Die Sowjetunion hat genug mit ihrem eigenen Aufbau in ihren riesigen Gebieten zu tun, so daß sie keine expansionistischen Tendenzen braucht. An kriegerischen Abenteuern kann sie naturgemäß nicht interessiert sein. M.E. trägt ihre militärische Kraft defensiven Charakter, einfach darum, weil sie nicht liquidiert werden will, denn sie weiß, daß die Oktoberrevolution eine tiefe Beunruhigung für die Welt der alten Gesellschaftsordnung bedeutet. Die alliierte Intervention nach dem 1. Weltkrieg, durch die die Bolschewisten bis auf 1/15 des gesamten Landes eingeengt wurden, und der Hitlerüberfall des 2. Weltkrieges, der ihnen 20 Millionen Tote und d.h. fast 10 % ihrer Bevölkerung gekostet hat, sitzen als Schock tief in den Gliedern. Lenin als Staatsmann, der militärische Sieg im 2. Weltkrieg und die technische Entwicklung in der Chruschtschow-Ära haben erst entscheidend das russische Selbstbewußtsein gestärkt. Das Sowjetvolk ist darum ein relativ junges Volk, auf dessen politische Opposition zu hoffen, eine Illusion ist, weil die Stärkung seines Selbstbewußtseins nicht von diesem Staat zu trennen ist.

Noch eine kleine Beobachtung: Das Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen auf der Straße scheint natürlicher zu sein als bei uns; die russischen Mädchen machten einen unbefangeneren Eindruck, „Nähe aus Distanz“ wie sich Herr Müller ausdrückte. Keine Kofferheulen, keine Miniröcke. Die westliche Mode breitet sich aber unter der Jugend aus, das Kopftuch beherrscht das Straßenbild.

Freitag, den 31.3.1967

Abflug 11,30 Uhr nach Kiew mit einer TU 104 vom Flugplatz Waukowo, 30 km südlich von Moskau, - im Schneegestöber! 7000 m hoch, 850 km/h Flugdauer: 1 Stunde 5 Minuten über 740 km. Außentemperatur: -42 °. In Kiew - erster Frühling! Kiew liegt etwa in der Höhe von Prag. Es begrüßt uns Tamarra. Dolmetscherin. Vater im Krieg gefallen, Mutter schwer krank. Tamarra ist Komsemlin - und getauft. „Das hat meine Mutter gemacht.“ Der Flugplatz lag auch 40 km von der Stadt entfernt. Auf der Fahrt zum modernen Hotel „Dnjistro“ (Dnjeper) erzählt Tamarra: Die Ukraine hat 45 Millionen Einwohner, ist doppelt so groß wie England und natürlich die Kornkammer der SU. Die Stadt Kiew hat 1,4 Millionen Einwohner, davon 6 00 000 seit 1945 Zugezogene. Seit einigen Jahren eine Metro. In den Neubauvierteln kostet die Wohnungsvermietung durchschnittlich 8,-Rubel, das sind etwa 25.-MDN, inklusive Strom, Gas und Wasser, die unbeschränkt entnommen werden können. Die Taxe kostet 10 Kopeken pro km, d.h. etwa 30 Pfennig. Die Elektrische 3 Kopeken, - ca 10 Pfennig. In der Stadt gibt es 17 Hochschulen mit etwa 17 000 Studenten insgesamt, davon 400 aus Asien. In der Schule wird in der 1. Klasse Ukrainisch als Muttersprache gelehrt, ab 3. Klasse erst russisch. An der Mittelschule deutsch, Englisch, französisch. Die medizinische Betreuung ist kostenlos, die Medikamente müssen selbst bezahlt werden. In Kiew werden pro Tag durchschnittlich 100 Kinder geboren.

Am Nachmittag des 31. März suchte ich mit Herrn Müller Erzbischof Philaret auf, der nach dem Fortgang von Erzbischof Joann Wendland zeitweilig das Exarchat in Karlshorst geleitet hatte. Er ist 37 Jahre alt, Sohn eines Bergarbeiters, als Oberschüler durch Besuch der Gottesdienste zum Entschluß gekommen, Priester zu werden. Im Anschluß an Berlin war er eine Zeitlang Direktor der geistlichen Akademie in Sargorsk. Der Besuch sollte der Verabredung von Begegnungen in Gottesdiensten und im Bischofssitz dienen. Zusätzlich ergab sich folgendes Gespräch. Philaret fragte, ob Bischof Schaff inzwischen nach Ostberlin kommen konnte. Ihm war die Bongsch-Lösung bekannt. Meinerseits fragte ich ihn nach der Beurteilung der Einheit der EKD aus der Sicht der ROK in der SU. Er antwortete: Das sei schwer zu sagen, die Kirche müsse es unter Berücksichtigung der realen Situation selbst entscheiden. Er fragte, ob die Spannungen zwischen Staat und Kirche in der DDR gemildert seien. Ich sagte, aufs Ganze gesehen ja, es sei aber in den einzelnen Landeskirchen verschieden. Berlin-Brandenburg existiere z.B. in 2 Staatsgebieten. Von daher ergebe sich die Frage der Einheit der Kirche. M.E. habe sie 3 Aspekte.

- a) Einheit der Kirche als nationaler Protest gegen die Teilung des Volkes
- b) Einheit der Kirche als formales Kirchenrecht (Bischof und Grundordnung)
- c) Einheit der Kirche als Substantieller Auftrag auf dem Hintergrund der Vergangenheit (Barmen, Stuttgart, Darmstadt.)

Erzbischof Philaret äußerte seine Besorgnis über neofaschistische Tendenzen in Deutschland, die „zum letzten Mittel drängen“ würden. Ich erwiderte, daß ich diese Sorge für beachtenswert hielt, weil manches aus der Ferne schärfer zu sehen sei, als aus der Nähe. Im übrigen stellte sich mir die Situation, n.b. in beiden Teilen Deutschlands, so dar:

Das deutsche Volk hat nach Hitler nur 1 Teil der Nachkriegsaufgabe aufgegriffen: es will keinen Krieg mehr, aber den 2. Teil: eine aktive Versöhnungspolitik nach dem Osten, habe es nicht übernommen. Beispiel: Die Reaktion auf die Ost-Denkschrift der EKD. Nachdem die Westalliierten in der Deutschlandfrage nicht vorangekommen seien, während gleichzeitig sich die SU einem Nachkriegsdeutschland ohne gesellschaftliche Garantien nicht zuzustimmen in der Lage sah, ist die „Wiedervereinigung“ mehr und mehr nationalistisch „hoch“ - gekommen; das Nationale bekommen ein nur - deutsches Eigengewicht, nachdem die Siegermächte „versagt“ hätten. Das sei m.E. das Gefährlichste am Neofaschismus. Von daher bedürften diejenigen der Unterstützung, die sich bemühten, unserm Volk seine nationale Aufgabe vom Gesichtspunkt unserer Nachbarn her zu zeigen und als Christen den Dienst der Versöhnung und d.h. der Auslieferung an den anderen wagten, wie es z.B. D.Niemöller immer wieder täte.

Erzbischof Philaret antwortete: Kein Volk wolle den Krieg, darum fielen die Entscheidungen nicht bei dem, was ein Volk passiv nicht wollte, sondern was es aktiv täte.

Sonnabend, der 1.4.1967

Der Vormittag und der Nachmittag dienten der Stadtbesichtigung, insbesondere der Sophienkathedrale und dem Höhlenkloster, die beide als staatliche Museen verwaltet werden. Die frühmittelalterliche Kunst der Sophienkirche ist beachtlich, zumal von Kiew aus die orthodoxe Kirche ihre Ausbreitung und ihren Aufbau in engster Verbundenheit mit den entstehenden russischen Fürstentümern erhielt. Interessant ist, daß die ROK nach 1945 vor die Wahl gestellt, die alte Sophienkirche oder die sehr viel jüngere Wladimir-Kathedrale zum gottesdienstlichen Gebrauch zu übernehmen, sich für letztere entschied. Die Kathedralen in ihrer prunkhaften Herrlichkeit sollen ein

Ausdruck der unermesslich reichen und gütigen Herrlichkeit Gottes in Einheit mit heiliger Geschichte auf Erden sein. So „liegt“ z.B. die heilige Olga in der Wladimirkirche. Als Herr Müller in der Verkaufsstelle der Sophien-Kathedrale einen Bildband kaufte und zum Abschied zur verkaufenden Frau sagte: Christos voskrese, kam prompt die Antwort: voistinu voskrese („Christus ist auferstanden“ - „Er ist wahrhaftig auferstanden“)

Der Besuch im Höhlenkloster hatte insofern eine aparte Seite, als es mit einem Museum für atheistische Propaganda verbunden war. Während wir durch die unterirdischen Gänge mit mumifizierten Leichen in Klerikerkleidung in den Seitennischen gingen, fiel uns auf, daß Tamarra sehr einsilbig war. Erst als Herr Müller uns übersetzte, was auf den Schildchen über den Särgen stand, wurde uns das Schweigen der taktvollen Dolmetscherin verständlich. Sinngemäß war etwa folgendes zu lesen: „Die Kirche behauptet, hier liegen der Heilige X, dessen „Heiligkeit“ durch seine Mumifizierung „erwiesen“ sei. Tatsächlich, weiß niemand, wessen Leiche dies ist, die durch Luftzug und Lössboden eine Mumifizierung durchlaufen hat.“

Wenn man dann sieht, wie die orthodoxe Frömmigkeit die Dichter Puschkine und Tolstoi auf einem Weltgerichtsbild vorausschauend ins Höllenfeuer verdammt hat und gleichzeitig erfährt, daß zum Kiewer Höhlenkloster, als einem der 4 Lauren (Goldgrube) 80 000 Leibeigene gehört haben, dann ist der atheistische Gegenschlag nicht mehr ganz unverständlich.

Im übrigen beendete Tamarra die Stadtrundfahrt mit den Worten; Kiew sei ewig wie Rom, schön wie Konstantinopel und heilig wie Jerusalem.

Am Abend des gleichen Tages nahmen wir für 2,1/2 Stunden an einem Gottesdienst der ROK zur Feier des Heiligen Kreuzes teil. Die orthodoxe Kirche befindet sich auf Grund des julianischen Kalenders noch in der Passionszeit.

Anwesende: ca 3000 Menschen, darunter etwa 10 Soldaten. Erzbischof Philaret bat uns hinter die Bilderwand. Wir erlebten die Weihe eines Diakons mit: „axios, axios, axios.“

Die Kirche war in der Renovation ihrer Deckenmalereien begriffen. Kostenpunkt 80 000 Rubel. = ca 250 000,- MDN.

Sonntag, den 2.4.67

Gottesdienst in derselben Kirche. ca 5 000 Menschen, davon etwa 10 % Männer, einige junge Menschen, darunter zwei ganz modern gekleidete Mädchen, die uns allen auffielen. Überwältigender Höhepunkt das unter Leitung des Erzdiakons mit beherrschender Bassstimme gesungene Credo und Vater Unser der Menge. Dauer des Gottesdienstes: 4 Stunden.

Nachmittags Empfang der Gruppe bei Erzbischof Philaret. Er gibt eine Einführung, dann ergeben sich Fragen. Zunächst: Die Kirche ist finanziell unabhängig. Aus ihren Kollekten unterhält sie die Gebäude und Lehranstalten und bezahlt Gehälter und Pensionen. In der Ukraine gibt es 18 Bistümer mit je 100 bis 1000 Gemeinden. In Kiew sind 11 Kirchen „in Betrieb“, jede mit 3 -4 Priestern.

Eine Statistik gibt es nicht, aber Kirchbucheintragen. Der Religionsunterricht ist in erster Linie Sache der Familie, dann Sache der Kirche. Der Priester darf ins Haus gebeten werden. Die Zahl der Trauungen hat abgenommen, Kommunion ist nur nach Beichte möglich.

Fragen: Ist es möglich gleichzeitig Konsekrant und orthodoxer Christ zu sein?

Antwort: Es ist nicht möglich 2 Überzeugungen gleichzeitig zu haben.

Frage: Müssen Offiziere Mitglied der KPdSU sein?

Antwort: Nein, wir haben sogar Parteiloze im obersten Sowjet.

Frage: Können Priester Abgeordnete sein?

Antwort: Nein, denn Abgeordnete sind Delegierte von Betrieben. Die Kirche zählt nicht zu den Betrieben.

Frage: Können überall Gemeinden gegründet werden?

Antwort: Ja, es müssen aber wenigstens 20 Gemeindeglieder da sein, die sich bei den staatl. Behörden mit dem Antrag auf Gemeindebildung registrieren lassen. Meist sind es die Kirchenältesten.

Es gibt aber auch Gemeinden, die wieder verschwinden, wie auch die Nutzung der Kirchen schon gewechselt hat.

Ich fragte ihn nach dem Zeugendienst der ROK in der Welt.

Antwort: In erster Linie ist das Sache des Gläubigen selbst: Durch Wort und Leben. Er muß in der Familie, bei der Arbeit und in der Gesellschaft mit seinem Leben glaubwürdig sein. Bei der Arbeit ergeben sich Fragen des Lebens. (Hier ist das Verständnis des orthodoxen „Lebens“ vorausgesetzt.)

Eine andere Frage formulierte ich so:

Mir sei bekannt, daß Glieder der katholischen bzw. der orthodoxen Kirche am Abendmahl der anderen Kirche teilnehmen könnten, wenn die eigene nicht erreichbar sei.

Angenommen wir wären als Gruppe für ein halbes Jahr in Kiew und es gäbe für hier keine Evangeliumschröten, könnten wir am orthodoxen Abendmahl teilnehmen?

Antwort: Die protestantischen Kirchen lehren so unterschiedlich über das Abendmahl, daß ein Bedeutungsverständnis die Teilnahme ausschliesse.

Darauf ich: Ich glaube, daß die orthodoxe Kirche beim Abendmahl den wahren Leib und das wahre Blut Christi dem Kommunikanten austellt.

Darauf Philaret: Dann sind Sie orthodox.

Darauf ich: Das sagt auch mein Katechismus in der Erklärung zum 3. Artikel und zum V. Hauptstück, wenn er vom „rechten, einigen Glauben“ durch das Evangelium Christi kraft des Heiligen Geistes spricht. - oder wird das orthodoxe Abendmahl, in dem, was es ist, durch den Kommunikanten verändert, so daß seine Teilnahme ausgeschlossen ist?

Hier wich Erzbischof Philaret aus, so daß eher unsere atheistische Beel Dolmetscherin Tamarra nach Absolvierung der Beichte - Massenabfertigung - in einer Ecke des morgendlichen Gottesdienstes an der Kommunion hätte teilnehmen können, nur weil sie orthodox getauft worden war, während wir in der „falschen“ Kirche „geboren“ sind.

Wir einigten uns darauf, daß Christus, der Herr, alle Menschen zur „Rechtgläubigkeit“ beruft. Im übrigen sah Erzbischof Philaret den Anschluß von der Kirche dort gegeben, wo sich ein Mensch öffentlich von ihr lossagt. (Dann wäre der verleugnende Petrus nicht mehr Glied am Leibe Christi gewesen - die fraglose Identifizierung der Kirchen mit mit dem Herrn und seinem Leib ist ihre Fraglichkeit)

Am Abend desselben Tages waren Herr Müller und ich mit einem sächsischen Pfarrer bei den Baptisten. Es war dort die 2. Versammlung des Tages. Auch dort brechend voll: 300 - 400 Menschen in kleinen Verhältnissen auf einem Hinterhof. Durch eine Seitentür kamen wir noch hinein, wurden zur Teilnahme am Abendmahl eingeladen. Nach dem Gottesdienst wurden wir gefragt, ob wir ein Grußwort ausrichten wollten. Erst sprach der Sachse, dann ich, dann Herr Müller. Ich grüßte mit dem Wochenspruch von Quasimodo und fügte dann hinzu, daß ich heute das zweite Mal in der Ukraine wäre. Das 1. Mal wäre ich vor 25 Jahren als 20 jähriger Leutnant in diesem Land gewesen. Ich hätte auch im Kampf russische Menschen getötet. Ich bäte sie um des Gekreuzigten willen, dessen Opfer wir im Abendmahl empfangen hätten, um Vergebung. So stünde ich vor ihnen - als ihr Schuldner und zugleich als Zeuge dessen, daß es wahr sei, was Petrus bezeugt:

1. Petr. 1,3. Erst war es still, dann trat ein alter, weißhaariger Mann auf mich zu, nahm mich wortlos in die Arme und küßte mich dreimal auf die Wange. Auch zwei alte Mütter kamen herzu. Denen habe ich die Hand geküßt. Alles in allem war große Herzlichkeit und Brüderlichkeit. Bei der Verabschiedung sagte ein Mann zu mir. „Vor 20 Jahren hätte ich das nicht hören mögen, heute kann ich es hören.“ Herr Müller war dann den Abend über noch in der Familie eines jungen Mannes, der zu Stalins Zeiten als Soldat wegen der Abhaltung von

Paptistischen Gottesdiensten verurteilt worden war, aber in der Chrustschow - Zeit bald entlassen wurde. Dort bat man um russische Bibeln. (Wer d in die Sowjetunion fährt, sollte darum eine oder zwei mitnehmen)

Zum Abschluß des Berichtes über Kiew seien Äußerungen von Erzbischof Philaret wiedergegeben: „Wir haben wenige Kirchen, aber die sind voll. Das ist besser, als viele Kirchen zu haben, die leer sind. 50 Jahre Sowjetmacht haben der Kirche gezeigt, daß sie aus sich selbst leben kann. Jeder Mensch sollte eine feste Überzeugung haben.“ nota bene: Die Adressen der Baptisten hatten wir durch die orthodoxen Brüder erfahren. Im Auskunftsbüro hörte Herr Müller, wie hinter der Fensterscheibe gesagt wurde: „Darüber gehen wir keine Auskunft.“

Montag, der 3.4.67

Rückflug nach Moskau. Empfang durch Jelena in Wnukowo. Auf der Fahrt in die Stadt weist sie auf die Stadterweiterung im Süden Moskaus und auf die verschiedenen Baustile hin. Zu Stalins Zeiten wurde barock (Sowjet-Byzantinismus) gebaut, seitdem modern. Von der am gleichen Tage erfolgten Beisetzung Marschall Malinowskis haben wir nicht viel miterlebt, außer der Absperrung des roten Platzes, der mit Betriebsdelegationen gefüllt war. Das Leben der Stadt ging seinen eigenen Gang. Nachmittags Stadtrundfahrt: 350 Wohnungen werden pro Tag fertig, alte Häuser, z.B. der Stadtsowjet in der Gorki-Straße, werden meterweise verrückt, wenn sie nicht in die neue Straßenzeile passen, die Lomonossow - Universität beherbergt 6 000 Studenten und 450 Professoren mit ihren Familien. 40 000 Studierende in ganz Moskau. 40 000 Ärzte in der Stadt, etwa 500 000 in der SU. Anfangsgehalt des Arztes 80,- RMB Rubel, desgleichen beim Lehrer. Grundstipendium 14,- RMB bis max. 30,- Rubel. Auslandsstipendien, z.B. DDR - Studenten erhalten 70,- bis 90,- Rubel. Durchschnittslohn in der SU liege bei 110,- bis 130,- Rubel. Rentenalter bei Frauen 55 Jahre, ~~bei Männern~~ 60 Jahre bei Männern. Mindestrente 45,- Rubel, bei denen, die gearbeitet haben. Maximal 110,- Rubel. Bei Rentnern, die „nicht gearbeitet“ haben, soll sie 30,- Rubel betragen. (Am Dienstag gestand ein Erzpriester, Vater von 5 Kindern, daß er 575,- Rubel Monatsgehalt bezöge. Ein Priester etwa 70,- Rubel weniger. Ein Diakon bekäme etwa 500,- Rubel. Allerdings soll die Steuer sehr hoch sein; wenn ich recht hörte: 30 % vom Einkommen.)

Dienstag, der 4.4.67

10:00 Uhr Empfang im Rat für Religiöse Angelegenheiten. 1. Stellvertreter Herr Makarzew und zwei Mitarbeiter. Die Hauptfunktion des Rates

sei darüber zu wachen, daß die Gewissensfreiheit gewahrt wird und die Gesetze in Kultfragen richtig durchgeführt werden. Vermittler zwischen Kirche und Regierung. Ausgangspunkt: Kirche und Staat sind getrennt. Keine staatl. Einmischung in die inneren Angelegenheiten. Im Rahmen der sozial. Planwirtschaft sind Fragen kirchl. Räume und materieller Mittel zu regeln. Der Staat gibt keine finanzielle Unterstützung. Die Kirche muß das Material bezahlen. Außer Kult besteht keine Notwendigkeit für Äußerungen. Priester brauchen sich mit weltlichen Fragen nicht zu beschäftigen. Soziale und kulturelle Fragen sind durch den Staat gelöst. Es gibt keine Kluft zwischen Glaubenden und Nicht-Glaubenden. Aber Kooperation in Kolchosen, Fabrik, Stadt. Atheistische Propaganda wird durchgeführt. Die atheistische Ideologie hat den Vorrang auf Grund der Mehrheit. Aber es gibt auch Gläubige. Westpresse: atheistischer Feldzug? Falsch! Der Gläubige kann sich als Gläubiger behaupten. Die Beziehungen zwischen Staat und Kirche sind normal.

Sup. Plath fragte nach:

- a) der Gleichberechtigung in der Ausbreitung der Lehre.
atheistische Propaganda: christliche Verkündigung
- b) Ist religiöse Unterweisung der Jugend möglich?

Makarzew

ad a) Der atheistische Propagandist darf nicht die religiösen Gefühle verletzen. Was die Gleichberechtigung der Propaganda betrifft, so ist der historische Hintergrund zu berücksichtigen, in dem die Kirche die beherrschende Ideologie des Zarismus gewesen ist und Atheismus gesellschaftlich unmöglich war. Jetzt ist Religion zur Privatsache geworden und Atheismus gesellschaftlich möglich. Im übrigen hätten die Kirchen Gelegenheit innerhalb des Kultraumes Propaganda zu treiben. Da es 20 000 Kirchen mit durchschnittlich 2 Gottesdiensten pro Woche gäbe, könne von einer Benachteiligung keine Rede sein. Er wünschte die Atheistischen Propagandisten hätten pro Woche nur ebensoviel Zuhörer wie die Kirchen!

ad b) Weil Religion das Private sei, könne sie nicht vom Staat mittels der Schulen betrieben werden. Eltern haben das Recht relig. Erziehung in der Familie. Davon würde auch Gebrauch gemacht. Aber das Prinzip der Gewissensfreiheit schließe die Bildung von Konfessionsschulen aus.

Sup. Heinemann-Grüder fragte:

- a) Was das „Kapital“ von Marx für die Marxisten ist, das ist die Bibel für die Christen. Besteht die Möglichkeit des Druckes?
- b) Im „großen vaterländischen Krieg“ ist die ROK aus dem Kultraum herausgetreten und ist seitdem im Friedensdienst - und Zeugnis in der CPK, in der europ. Kirchenkonferenz und im ÖRdK außerhalb ihres Raumes tätig. Ohne Zweifel täten die orthodoxen Bischöfe und Priester dies in der Ein-

heit als Sowjetbürger und als orthodoxer Christen. Man wird aber nicht sagen können, daß sie es nur als Sowjetbürger taten, weil sonst Rückschlüsse auf das Verhältnis von Staat und Kirche zu ziehen seien, sondern man wird feststellen müssen, daß sie es auch und entscheidend als Kirche und Christen tun. Ergibt sich aus diesem Phänomen ein Dialog zwischen Marxisten und Christen?

Antwort: ad a) Moskauer Patriarchatszeitschrift u.a. und Bibeln werden für ROK und auch für die Baptisten gedruckt.

ad b) In der Predigt ergibt sich moral-ethische Aufgabe durch das Evgl. Aber die polit. Frage der Teilnahme an einer Wahl gehört nicht zu den kirchl. Angelegenheiten. (M. war also informiert) Die russisch-orthodoxen Bischöfe und Priester sind in ihrer ökumenischen Teilnahme auch Sowjetbürger und zwar keine schlechten. Die ROK tut ^{ihren} Friedensdienst vom Glauben her und von der realen Einschätzung der Situation her. Sie sind Christen von der Bibel her. Durch ihre sozial-ethische Lehre trägt die Kirche zur polit.-moralischen Einheit des Volkes bei. Die Priester seien gute Sowjetbürger und gute Christen.

Der Dialog sei für beide Seiten keine Frage. Er diene der Förderung der Gemeinsamkeiten - nicht theoretisch aber praktisch. Der internationale Dialog von Marxisten und Christen sei kein Problem, wenn es darum geht, „gemeinsam gegen das Böse (!) aufzutreten“. Aber nicht um darüber zu streiten, welche Überzeugung eigentlich wahr sei. Solcher Dialog würde keinen Wert haben.

(Mir wurde klar, daß gerade in der Koexistenz mit Marxisten von Seiten der Christen unter Beweis zu stellen ist, daß die Herrschaft Gottes nicht in Worten sondern in der Kraft besteht.)

Frage: Ob Priester Volksvertreter werden könnten?

Antwort: Der Ökumenische Patriarch ist in der Volksvertretung. In der ROK gibt es das nicht; aber sie haben das Recht dazu.

4.4.67 12.00 Uhr Empfang im Außenamt der ROK. Bischof Juwenaly, 34 Jahre alt. Sekretär A. Bujewski u.a. Nach der Begrüßung und Beginn mit gemeinsamen Vater Unser werden Fragen gestellt.

Frage Heinemann-Grüder:

Die ROK versteht sich als die e i n e , heilige, allgemeine und apostolische Kirche Jesu Christi. Sie sieht die Einheit der Kirche in der Einheit des menschengewordenen Gottes Sohnes begründet. In welcher Beziehung stehen wir Protestanten zum e i n e n Leib Christi nach orthodoxem Verständnis?

Juwenaly: Die ROK ist ein Teil (!) des Leibes Christi. Die Frage sei geschichtlich

zu beantworten. Seit 1054 Aufspaltung in Konfessionen. Die Kirche (!) mußte die Einheit aufgeben. Das Ziel des ÖRK ist die Wiederherstellung der Einheit der Kirche. In jeder Konfession gibt es apostolische Züge. Ideal wäre ungebrochene apostol. Tradition. Leider (!) besteht keine Möglichkeit zur Kommunion. Der Schöpfer ist nahe allen Nachfolgern Christi. Die ROK ist nicht stolz gegenüber anderen Nachfolgern Christi. Aber sie ist gern bereit, als Bewahrerin des Erbes der 1. Jahrhunderte mitzuteilen. Aber zu sagen: „Dies ist der wahre Leib Christi und dort hört er auf - ist allein Gottes Sache.“ „Geliebte Brüder, in unserer Gemeinschaft haben wir die Einheit des Leibes Christi.“

A. Bujewski: Was uns innerlich (!) sofort eint, ist die Taufe, die wir gegenseitig anerkennen. Im übrigen haben die protestantischen Brüder große Verdienste auf dem Gebiet der Theologie.

Juvenaly: Aus der Inkarnation folgt die Verantwortung der Kirche für den Frieden und das Wohl der Welt. Darum dürfen wir nicht warten, bis die Theologen die Einheit der Kirche „gemacht“ haben, sondern wir müssen aktiv werden, von dem aus, was uns schon eint.

Prof. Kretschmar: a) Der oekumenischen Ausbildung
fragte nach

b) Den Ausbildungsstätten

c) Welche kirchl. Überlegungen hinter der Berufung junger Bischöfe stünden.

Juvenaly: ad a) Es wird großer Wert auf Fremdsprachen an den Akademien und Seminaren gelegt. z.Zt. 3 Studenten in Bossey.

„Unsere Kirche ist eine Kirche in Bewegung“

ad b) zwei geistl. Akademien und drei geistl. Seminare (Leningrad, Saporosk, Odessa)

ca 250 Saporosk

ca 200 Leningrad (Davon 20 Afrikaner)

ca 100 Odessa

außerdem 300 im Fernstudium

zusammen ca 850

ad c) Nach kirchl. Kanon kann ein Mann von 30 Jahren Bischof werden. (Durchschnittsalter der ROK-Bischöfe 35 - 45 Jahre) In unserer Kirche gibt es kein Generationsproblem. Die Jungen haben Hochachtung vor den Alten und sind bereit zu lernen und die Alten sehen mit Gelassenheit auf uns. Die Gemeindenden wollen allerdings gern junge Priester. Er nannte Beispiele von Entscheidungen junger Männer für den Priesterdienst.

Um 15.00 Uhr gab Bischof Juwenaly in einem Hotel einen Empfang, an dem auch 1 Mitarbeiter vom Rat für Relig. Angelegenheiten und der Vorsteher der Moskauer Baptisten teilnahmen.

Juwenaly: Kirche als der Leib Christi existiert in unserer Gesellschaft nicht an ihrem Rande, sondern „als barmherziger Samariter ist sie bemüht, Wunden zu heilen“. Dieser Dienst sei im Ausland oft politisch gedeutet worden. Aber auch der Herr, dem wir folgen, ist mißverstanden worden. Er ist in Stille (!) seinen Weg weitergegangen. Die CPK sei das Gewissen der Christenheit unserer Zeit. Die Christen dürften sich nicht auf das Wohl ihres eigenen Landes beschränken. Der Überfall auf Vietnam sei schändlich. Die Christen in der DDR hätten medizin. Hilfe geleistet. Die ROK „eine sterbende Kirche“? - Junge Bischöfe, volle Kirchen!

Wir wollen die Einheit des Glaubens, aber alle sind wir Kinder es e-i-n-e-s Vaters.

Herr Wunschmann, CDU, erwiderte als Leiter der Gruppe von der politischen Ebene in die politische Ebene.

Am Abend sprach ich ihn darauf an und sagte ihm, daß die Rede von Bischof Juwenaly ganz „anderes Fleisch“ gewesen wäre, weil er vom Boden der Kirche her in den polit. Bereich hineingesprochen habe, seine Ausführungen aber, wonach der Sozialismus die Zukunft sei, seien unverständlich, wenn auch politisch synonym, weil jeder, z.B. der russische Bischof wie der sowjetische Staatsfunktionär wüßten, daß er Christ sei, in dessen Glaubensbekenntnis von der Wiederkunft Christi die Rede sei, so daß daraus gefolgert werden müßte, er glaube selber nicht, was die Christen als ihr BK ausüben, so daß vom „Christlichen“ nichts oder nur eine religiöse Form sozial-politischer Beziehungen übrigbliebe. Wozu die aber nötig und gut sei, müßte dann als Frage entstehen.

Herr Wunschmann sagte mir, daß ihn dies tief treffe, im Übrigen versuchte er, mir, die Bedeutung der CDU verständlich zu machen. u.a. behauptete er, daß die Baueinheiten auf eine Initiative seiner Partei zurückgingen. Ansonsten habe ich Herrn Wunschmann als einen menschlich-sympathischen und sachlich-taktvollen Besuchsgruppenleiter schätzen gelernt.

Abends: Kongreßpalast: Aschenbrüdel mit Musik von S.Prokofjew. Bolschoi-Ballet. 6 000 Plätze, ca 200 Afrikaner, alle Sprachen zu hören. Bühne ca 35 m breit und 50 m tief.

Mittwoch, der 5.4.67

Besuch im Kloster Sagorsk. Wenige Tage zuvor ist Dr. E. Blake, USA und Genf, dort gewesen. Es gibt 12 Kirchen, in der Ältesten finden von morgens bis abends Gottesdienste statt. In Sagorsk sind etwa 100 Mönche,

davon gehören 30 zu den 250 Studierenden. In der Akademie werden auch Zeitungen aus der anglikanischen Welt z.B. New York Times und die Times gehalten. Zum Lehrplan gehören Gesellschaftswissenschaften, die z.T. von Marxisten, z.T. von Dozenten gegeben werden.

Donnerstag, der 6.4.67

Rüstkammer und ~~Mausoleum~~ Leninmausoleum.

Im Mausoleum wurde uns allen klar, daß die Lenin-Mumifizierung eine saekulare Analogie zum Höhlenkloster in Kiew ist: „Der Heilige verwest nicht.“ Die materialistische Variante zum orthodoxen: Simul mortalis, simul immortalis, zumal jede orthodoxe Kirche mit einem symbolischen oder echten Sarg die Gegenwart eines „Heiligen“ beherbergt. Die Transponierung des orthodoxen Bilderkults in die politische Welt der SU ist ja bekannt. Stalins Grab liegt mit 5 anderen zwischen Mausoleum und Mauer. Man konnte es fotografieren.

Um 18.00 Uhr nahmen wir für 1,1/2 Stunden am Gottesdienst in der Patriarchatskathedrale, der Epiphaniaskirche zum Fest der Verkündigung an Maria teil. Der 90 jährige Patriarch sang die Evangeliumslesung. ca 7 000 Menschen in der Kirche. Viele kamen nicht mehr herein.

Zusammenfassung: In den orthodoxen Gottesdiensten machen zwei Dinge nachdenklich.

- a) Die soziale Bedürftigkeit einer unübersehbaren, beachtlichen Minderheit der Anwesenden.
- b) ein religiös-ekstatischer Heilsegoismus unter den Frauen und z.T. auch Männern.

ad a) Im Straßenbild war Lumpenproletariat relativ selten zu sehen. Dort fiel es auf. Ist die Kirche das zufällige oder bewußte Auffangbecken der Verwahrlosten?

ad b) Profitiert die ROK in der kommunistischen Gesellschaft bewußt von der Pflege des magisch-ekstatischen, religiösen Gefühls?

Zwei Dinge sind sicher:

1. Diese Kirche ist wie in ihrer bisherigen Geschichte so auch jetzt auf engste mit dem Volk als ihrem Volk verbunden. Von daher ergibt sich m.E. auch die bewußte und aktive Sowjetbürgerschaft ihrer Priester.
2. Diese Kirche lebt. Die „Menge der Gläubigen“ nach 50 Jahren Sowjetmacht ist dafür ein bereites Zeugnis. Der Gemeindegesang der Tausenden im Credo und im Vater Unser war für uns alle ein überwältigender Eindruck. Diese Gemeinde wird auch nach weiteren 50 Jahren, wenn ein Priester in die Kirche hineinruft: Christos voskrese im Chor antworten: Voistim voskrese.

Das gleiche gilt für die Evangeliumschristen/Baptisten, die in einem rapiden Wachstum begriffen sein sollen. Etwa 500 000 in der SU. Kirchenbauten in Minsk, Nowosibirsk, Kischinew und einer in Mittel Asien. Wenn die Abrahams-Verheißung: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein“ eine Bedeutung hat, dann durch die Christen in der SU. Niemand sollte darum mit dem Gedanken spielen, dieses Volk und sein großes Land atomar ausradieren zu wollen. Gott hat Größeres mit diesem Land und mit dieser Welt vor.

Bonhoeffer: „Nicht durch Zertrümmerung, sondern durch Versöhnung wird die Welt überwunden. Nicht Ideale, Programme, nicht Gewissen, Pflicht, Verantwortung, Tugend, sondern ganz allein die vollkommene Liebe Gottes vermag der Wirklichkeit zu begegnen und sie zu überwinden.“

Es kann einem auch bei einem kurzen Besuch in der SU ein paar Mal das Herz warm und vor ahnungsweisen Dunkelheiten wieder kalt werden. Vor allem aber kann es einem warm werden.

Den Abschluß mag ein Gespräch mit Jelena bilden. Nach 3 Tagen „Kirche“ und „Religion“ durch ihre nicht alltägliche Touristengruppierung kam bei Jelena in Sagorsk aus Anlaß eines Antippens von Prof Kretschmar zur Beziehung von Wissenschaft und Glaube, die Bemerkung, daß sie sich eigentlich durch das, was in den Kirchen geschähe, angewidert fühle, aber dann auch die Frage: „Was ist eigentlich Glaube?“ Das protestantische Stimmengewirr der sie umstehenden Pfarrer konnte die Anwiderung nur noch steigern. Es reichte von dem „Tiefschlag“, daß der Mensch, der nicht glaube, „ein Tier“(!) sei bis zu dem Versuch, sie solle sich vorstellen, sie sei in einem Gefängnis und dann würde sie befreit - das sei der Glaube. So sei sie im Gefängnis des Todes ... Darauf Jelena: „Aber ich lebe doch!“ Sie lebe, aber nicht richtig. Jelena: „Meinen Sie das ewige Leben? Was ist das?“ Nun wurde ihr das ewige Leben „erklärt“. Physikalisch sei es nicht. Darauf Jelena: „Also, wissen Sie auch nichts davon von ihm.“ Bis einer die Aussage wagte: „Ich glaube, daß Gott uns in Jesus Christus lieb hat und Sie auch.“ Aber auch der versuchte zu „erklären“, indem er den Glauben an der personalen Beziehung zweier Menschen verdeutlichen wollte. Doch auch dies kam bei der atheistischen Dolmetscherin nicht recht an. Nach zwei Tagen war klar, warum sie war geschieden. Die Beziehung Jesu zu uns Menschen ist ~~einzig~~ e i n z i g artig. Daraus habe ich ~~gelernt~~ 2 Dinge gelernt:

1. Die russische Kritik am protestantischen Rationalismus ist nicht aus der Luft gegriffen. Ob wir vom orthodoxen „Leben“

etwas lernen können, sollte wenigstens geprüft werden.

2. Die Ausbildung unserer Pfarrer unter dem Gesichtspunkt des „Evangeliums für Atheisten“ ist schon heute sinnvoll, sie wird es in 10 / 20 Jahren noch mehr sein.

Als Letztes eine Frage: Hat unsere Berlin-^{den}Brandenburger Kirche es schon als Kirche unternommen von sich aus eine Delegation zur ROK und zu den Baptisten in der SU zu entsenden, oder ging die Initiative bei den erfolgten Reisen, deren fotografischen Niederschlag man in Sagorsk sehen könnte, nur von den russischen Brüdern aus?

Gramzow, den 15.4.1967

minnanupkous.

-300-

Kirche von gestern in einer Welt von morgen

Thesen zum Vortrag von Dr. Walter J. Hollenweger

1. Gestern lebte der Mensch sesshaft. Das Ordnungsprinzip der Kirche war daher mehrheitlich (aber auch nicht durchwegs) ein geographisches (Parochie).

Heute ist der Mensch mobil. Das Ordnungsprinzip der Kirche muss darum in einer Kombination von geographischen und funktionalen Ordnungsschemata bestehen.

2. Gestern hielt man Einheitlichkeit in Theologie, Ethik, Lebensstil und Liturgien innerhalb eines Territoriums für nötig.

Durch die Entdeckung der vielfältigen Theologien, Ethiken, Lebensstile und Liturgien in der Bibel, in der Kirchengeschichte und durch das Angebot der Pluralität von Wertsystemen in der heutigen Welt wird die Kirche gezwungen:

- a) entweder der Ort vielfältiger Theologien, Ethiken, Lebensstile, Liturgien, etc. zu sein oder
- b) eines der vielen Wertsysteme neben andern zu sein, das - wenn es obendrein noch letzte Wahrheit zu sein beansprucht - soziologisch zur Sekte wird.

Offene Frage: Worin besteht dann die Einheit der Kirche ?

3. Gestern war der Pfarrer der gebildetste Mann der Gemeinschaft. Er war Lehrer, Hirte, Theologe, Arzt, Richter und Führer der Gemeinschaft.

Heute muss er sich spezialisieren. Drei mögliche Rollen:

- a) Sofern er Seelsorger ist, kann er der Mensch sein, der einen Raum offen hält, in dem die verdrängten Fragen, die unerlaubten Tabus zur Sprache kommen. Gruppenseelsorger.
- b) Sofern er Theologe ist, ist er der Anwalt vergangener Zeugnisse des Glaubens.
- c) Sofern er Liturg ist, hilft er der Gemeinde in der Rolle eines Regisseurs, ihr Laienspiel in Kirche und Welt wirklichkeitsnah zu erfassen und zu artikulieren.

4. Konsequenzen:

- Aktivitäten in der Kirche, die das von der Kirche selber formulierte Betriebsziel nicht oder nur mit grossen Reibungsverlusten erreichen, sind aufzugeben, zugunsten von
- neu zu erfinden, experimental und meditativ zu entwickelnden Arbeitsinstrumenten.
- Experimente müssen nicht gelingen. Misslungene Experimente gehören naturgemäss zu einer Testreihe.

bitte wenden.

Literatur:

H.J. Margull, Mission als Strukturprinzip, OeRK, Genf, 1965 (grundsätzliche theologische und soziologische Einführung, Bibliographie)

Kirche für andere, Bericht der Westeuropäischen und der Nordamerikanischen Arbeitsgruppe des Referates für Fragen der Verkündigung, OeRK, Genf, 1967

Oekumenische Diskussion 1967/2: Gemeinde für andere, Diskussion in den romanischen Ländern Europas, OeRK, Genf, 1967

Monatlicher Informationsbrief über Evangelisation, Febr./März 1967: Der Regisseur als Liturg

W.J. Hollenweger, Verlässt die "Kirche" die Kirche ?, Zürcher Student, 44/8, Febr. 1967, S. 11

Über
Erasmus von Rotterdam
(1466 - 1536)

Desiderius Erasmus, Gelehrter und Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts, wurde 1466 in Rotterdam geboren und starb 1536 in Basel. Schon in früher Kindheit, nach dem Tod seines Vaters, wurde er seinen Vormündern überlassen, die sein kleines Vermögen verschlangen und ihm das Priestergewand aufzwangen, das er aber ablegte, um Hauslehrer zu werden. Danach ging er nach Paris, wo er im College Montaigu Kurse belegte; 1501 begab er sich nach England. Von England aus fuhr er nach Italien, wo er im Jahre 1506 in Bologna zum Doktor der Theologie promovierte. Nachdem ihn Papst Julius II. von seinem klösterlichen Gelübde entbunden hatte, begab sich Erasmus nach Venedig zu einem seiner Verleger, Alde Manuce, anschließend nach Padua. 1509 kehrte er nach England zurück, schrieb auf der Reise dorthin "Das Lob der Torheit" und fuhr schließlich in seine Heimat, wo ihm Charles-Quint den Ratstitel verlieh und eine Pension von 200 Florin gab. 1521 ließ er sich in Basel nieder, wo Froben eine Gesamtausgabe seiner Werke herausgab.

1516 veröffentlichte er die erste griechische Ausgabe des Neuen Testaments, der er eine lateinische Version beifügte. Seine "Gespräche" erschienen im Jahre 1518.

Das Leben in Basel entsprach ganz seinen Neigungen. In Basel lebten Katholiken und Protestanten mehr oder weniger friedlich miteinander. Erasmus war weder Protestant noch Katholik; er war in erster Linie Humanist. Als Schriftsteller hat er im XVI. Jahrhundert einen beachtlichen Einfluß ausgeübt. Er erschloß dem Norden Europas, den Niederlanden, England und Deutschland die klassische Gelehrsamkeit und dies nicht nur durch die Verbreitung der alten Sprachen, sondern auch durch die Pflege griechischer und römischer Meisterwerke; vor allem aber waren es sein verfeinerter Geschmack, sein vorzügliches Latein und das besondere Gefühl für die literarische und künstlerische Bedeutung antiker Schriftsteller - sein sprühender und gewandter Geist.

Die "Gespräche" Erasmus' erschienen 1518. Hierbei sind besonders hervorzuheben "Das religiöse Mahl", "Das weltliche Mahl", "Das

poetische Mahl", kostbare Sittengemälde des XVI. Jahrhunderts, "Die Herbergen", eine scharfe Satire auf die Gasthäuser in Deutschland, verglichen mit denen in Frankreich, "Die Franziskaner", ein Plädoyer für und gegen die Bettelmönche, "Die Fischfresser", ein Disput zwischen einem Dicken und einem Dünnen, den Fleisch- und Fischessern, "Die Beschwörung oder das Gespenst", "Der Alchimist", wo Erasmus die seiner Epoche teuren Betrügereien und den Aberglauben lächerlich macht, "Der Verliebte und das junge Mädchen" usw. All diese Werke sind voller Geist, Heiterkeit und Schwung.

Aus: Beilage zum "Bulletin des Weltfriedensrates" Nr. 7
(August)/1966: "Kulturelle Gedenktage 1966"; S.21:

Obwohl Erasmus durchaus auch den Mut zu beißender Gesellschaftskritik aufbrachte, zog er ein kritisch-betrachtendes Gelehrtentum der aktiven Teilnahme an den politischen Auseinandersetzungen vor. Seine größte philologische Leistung ist die 1516 erschienene kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments mit eigener lateinischer Übersetzung. Die zweite Ausgabe von 1519 benutzte Luther für seine deutsche Bibelübersetzung. Bis dahin war das Neue Testament lediglich in der sogenannten Vulgata, der von der katholischen Kirche autorisierten lateinischen Übertragung des Kirchenvaters Hieronymus (etwa 331-420), gelesen worden, deren sprachliche und inhaltliche Mängel Erasmus - zum Unwillen des Klerus - aufzeigte. Für Erasmus enthielt vor allem das Neue Testament die Normen der christlichen Religion. Er entwertete damit die Dogmen der Kirche und ihre Wissenschaft und forderte zu deren Erneuerung auf altchristlicher Grundlage Reformen. Seinen Reformgedanken formulierte er in mehreren glänzenden Schriften. In seinem "Enchiridion militis christiani" beklagte er 1502 die Veräußerlichung der katholischen Kirche. Sein berühmtestes Werk, das "Lob der Torheit", stultitiae laus", erreichte bereits zu Lebzeiten des Verfassers 27 Auflagen. Es wurde in viele Sprachen übersetzt und förderte durch seine scharfe Kritik am hohen Klerus wesentlich die Ausdehnung der antiklerikalen Stimmung...

Aus: Prof. Dr. Max Steinmetz, Deutschland 1476 bis 1648
(3. Beitrag für das "Lehrbuch der deutschen Geschichte", Berlin 1965), S. 70/71

- Horst Symanowski und Fritz Vilmar: Die Welt des Arbeiters. Junge Pfarrer berichten aus der Fabrik. Frankfurt 1963 -

Der einleitende Satz des Vorwortes von Helmut Gollwitzer ist symptomatisch für das ganze Buch: "Spähtruppberichte aus einer anderen Welt, dringend nötig zu lesen für uns alle, weil diese andere Welt fremdkörperhafter Teil und unentbehrlicher Unterbau unserer eigenen Welt ist" (S.5). Das aus dem militärischen Sprachschatz entlehnte Wort Spähtruppberichte deutet feindselige Fremdartigkeit und kriegsähnliche Beziehungen zum Betrieb an, und ordnet das Buch bewußt oder unbewußt in die Reihe der Enthüllungsliteratur ein. Das schuldhaftes Nichtwissen um diese Welt mit allen Konsequenzen kommt zum Ausdruck, wenn Gollwitzer sagt, daß diese andere Welt als unentbehrlicher Unterbau unserer eigenen Welt dennoch fremdkörperhafter Teil von ihr ist. Mit dem sozialen Pathos des 19. Jahrhunderts und der Wucht alttestamentlicher Propheten, die die Frage nach der noch verbliebenen Gesprächsbereitschaft nahelegt, schließt er den ersten Absatz mit der Formel: "Eine Legende ist es, daß die im 19. Jahrhundert entstandene Kluft zwischen Kirche und Industriearbeiterschaft sich zu schließen begänne" (S. 5). Im gleichen Stil beendet er den nächsten Absatz mit den inzwischen vielzitierten Worten: "Eine Legende ist es, daß Klassengegensatz und Klassenkampf überwunden und auf dem Wege zur klassenlosen Gesellschaft die entscheidenden Schritte schon getan seien" (S. 6). Wenn man bedenkt, daß Klassenkampf die Unterdrückung oder Vernichtung der jeweils anderen Klasse zum Ziel hatte, und daß die heutige Form gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen, wie die Soziologie mindestens seit 40 Jahren lehrt, demgegenüber Interessenkonflikte darstellen, die die Legitimität des Interessengegners akzeptieren, dann mag die Frage berechtigt sein, ob Gollwitzer ernsthaft vom Stand der gegenwärtigen Diskussion aus argumentiert, oder woher? Schließlich erwähnt er doch selber im Vorwort die industriesoziologischen Untersuchungen von Popitz, Bahrdt, Jüres und Kesting über das Gesellschaftsbild des Arbeiters, die auf S. 98 ff. dieses Bandes noch ausführlich behandelt werden.

Die Gruppe um Popitz hatte sechs Typen von Gesellschaftsbildern festgestellt. Nur bei einem Prozent der befragten Hüttenarbeiter! war das Gesellschaftsbild von klassenkämpferischen Motiven bestimmt.

Daß Theologen wegen ihrer akademischen Sensibilität oft ungeeignet sind, ein objektives Bild vom Betrieb zu entwerfen, daß sie zumindest behutsam in ihrer Meinungsfreudigkeit und etwas selbstkritisch sein dürften, läge nahe. Doch zu diesem Hinweis bemerken die Herausgeber: "Naheliegender ist der Einwand, diese jungen, aus der relativ großen persönlichen und produktiven Freiheit der Universität kommenden Theologen seien zu wenig vertraut mit der 'harten Realität' der modernen Arbeitswelt und daher als Sprecher und Kritiker nicht kompetent. Wir sind im Gegenteil der Meinung, daß die Konfrontation einer noch nicht durch den 'Betrieb' (und sei es den Pfarrbetrieb) abgestämpften, relativ freien Existenzweise mit der unfreien in der Massenproduktion besonders

sinddrückliche Erfahrungen ermöglicht" (S. 15). Das läuft zuletzt aber auf die Intention hinaus: "Wir wissen, wie ihr auch fühlen solltet." Diese Aussagen zeigen, daß die Theologen sich selbst bewußt oder unbewußt als Norm setzen und vom eigenen Erleben darüber etwas ausmachen wollen, nicht wie der Arbeiter den Betrieb empfindet, sondern wie er ihn empfinden sollte. Dadurch erhält das Buch einen recht zweifelhaften Aussagewert, und es kann keineswegs, wie die Herausgeber wünschen, "Material für eine sachnahe, daher sachgemäßere evangelische Sozialethik bieten" (S. 14).

Die Theologen gehen nun noch einen Schritt über ihre Beobachtungen hinaus und versuchen, vom Erlebnis am Arbeitsplatz aus zu volkswirtschaftlichen Einsichten zu kommen. Hier verschwimmt die offizielle Seminarmeinung wie auch die Vorstellung der einzelnen Theologen im Nebelhaften. Dazu einige Beispiele: "Zeller: Wir erleben die Legalisierung der Sünde als 'ökonomische Notwendigkeit'. Die Sünde wird als solche gar nicht mehr durchschaut. Wenn also der private und öffentliche Unternehmer oder Arbeiter den Mitmenschen 'ausbeutet' bzw. ihn nur noch 'vermittelt durch die Erfordernisse der Produktion' sehen, dann ist das keine unmittelbare, handfeste Sünde, sondern sie liegt im System, sie ist fast selbstverständlich und angeblich 'unabänderlich' geworden" (S. 110). Ein anderes Beispiel: "Demgegenüber ist das, was heute stillschweigend zum Gesetz geworden ist, genau die Umkehrung des moralischen Gesetzes. Zum Gesetz erhoben wird die universale Konkurrenz. Einer muß gegen den anderen kämpfen. Jeder muß sehen, wie er durchkommt. Das ist heute Gesetz, d.h. so wird allgemein gehandelt. Und wer nicht so handelt, kommt unter die Räder. Die Ausbeutung des einen durch den anderen ist Gesetz geworden: Der Unternehmer tut es, also kann ich es auch tun. Das Böse des Gesetzes ist hier nicht nur die starre Rechtsordnung, der das Gebot der Liebe gegenüberzutreten hätte, sondern es ist die unmittelbar gebotene Unmoral" (S. 111). Dies ist nicht die mehr oder weniger zufällige Meinung eines Theologen, sondern die der Herausgeber. Gewiß zählt das Wirtschaftsleben nicht zu den sogenannten 'Moralspendern', sondern wie W. Röpke einmal geschrieben hat, mehr zu den 'Moralzehrern'. Diese Tatsache wird man aber kaum dem Wettbewerb als solchem anlasten können. Dieser nämlich aktiviert den Menschen, sofern es sich um Leistungswettbewerb handelt, auch in einem positiv zu veranschlagenden Sinne. Das Ausmaß des Leistungsdurckes ist zwar auch von der Wettbewerbslage abhängig, dies jedoch erst in zweiter Linie, grundsätzlich ist er durch die Knappheit wirtschaftlicher Güter gegeben. Zur Sozialethik unserer Wirtschaftsordnung ist zwar schon viel geschrieben worden. Ein soziales Engagement der Kirche klammert aber allzuleicht die komplexen Tatbestände wirtschaftlicher Art aus bzw. verzeichnet sie. Für den Erfahrungsbericht der Theologen gilt, was Munby in seiner Wirtschaftsethik sagt: "Das christlich soziale Denken hat sich auf dem rein wirtschaftlichen Gebiet nicht zu Hause gefühlt. Kaum ein christlicher Theologe ist in der Wirtschaftswissenschaft ausgebildet. Die meisten kamen aus der Schule der klassischen Erziehung, die die grundlegenden Prinzipien der

menschlichen Gesellschaft zu enthüllen und das Wesen des Menschen und seiner Belange ans Licht zu bringen vermag, die aber gänzlich ungeeignet ist, mit den Problemen der modernen Welt fertig zu werden, weil die echten Ähnlichkeiten so zahlreich und irreführend sind. Die christliche Theologie und die christlichen Sittengesetze wurden in einer Zeit formuliert, als die meisten gesellschaftlichen Beziehungen von der Art des direkten Gegenübers waren. Unter diesen Bedingungen getroffene grundsätzliche Feststellungen sind nicht anwendbar auf eine Zivilisation, die Massen von Menschen umfaßt, die durch verwickelte und unvermeidbar unpersönliche Beziehungen miteinander verbunden sind. Wenn früher die Christen allzuleicht die Verirrungen einer weithin weltlichen Zivilisation hinnahmen, die sich von ihrem christlichen Ursprung entfernt hatte, so können sie heute die wirklichen Probleme nicht in den Griff bekommen und die wesentlichen Beiträge der modernen Welt zur menschlichen Geschichte nicht würdigen. Christliche Propheten weigerten sich seit Beginn der 'Industriellen Revolution' stets, die Wirtschaftsordnung ihrer Zeit anzuerkennen. Die Kirchen im 20. Jahrhundert äußerten ihr grundsätzliches Mißtrauen gegen viele Dinge unseres Wirtschaftssystems allgemein. Die Experten und die Propheten trafen sich leider nur selten; keiner las die Werke des anderen; keiner nahm die Vorteile wahr, die er von den ergänzenden Ergebnissen seiner Kollegen hätte haben können. Wenn die Experten sich als gefährliche Führer erweisen, dann bringen die Propheten nur einen gefühlvollen Wortschall herbei. Es ist die Tragödie der Kirchen in der modernen Welt gewesen, daß diese Kritik weithin zu Recht besteht; und daß ihre zu lange aufrechterhaltene Trennung von der industriellen Ordnung sich so negativ gestalten sollte, indem sie nicht verzieh, was auch nicht verziehen werden sollte" (D.L. Munby: Christ und Wirtschaft, Gütersloh 1962, S. 101). Da das soziale Engagement nicht so weit reicht, die wirtschaftlichen Faktoren sorgfältig mitzubedenken, bleibt es sachlich oft unqualifiziert.

Im Anhang des Buches von Symanowski und Vilmar sind Thesen zur Mitbestimmung im Arbeitsprozeß enthalten, die "in vielen Gesprächen und Gruppen von Unternehmern, Gewerkschaftlern, Betriebsräten und Arbeitern im Gossner-Haus in Mainz-Kastel entstanden sind" (S. 121). Diese Thesen heben sich teilweise wohltuend von dem Erfahrungsbericht der Pfarrer ab. So z.B. in der Aussage: "Man kann den Menschen nicht auf Freizeit, Familienleben und politische Betätigung abdrängen und erklären, dort habe er Gelegenheit genug, Mensch zu sein. Denn nach wie vor wird der Mensch entscheidend durch seine Berufsarbeit geprägt und gebildet" (S. 121 f.). Es wäre gut, wenn die Arbeitgeber sich z.B. an dieser Stelle den Gespräch nicht entziehen würden. Andererseits wird ihnen das Gespräch erschwert durch pauschale Aburteilungen wie z.B. in These 4: "Die heute geübten und propagierten Grundsätze moderner Menschenführung im Betrieb führen über die Manipulation des Arbeitnehmers nicht hinaus, Sie berücksichtigen menschliche Anlagen, ohne dem Menschlichen gerecht werden zu können. Die Manipulation wird verfeinert, aber sie wird nicht aufgehoben, da das Wesentliche, die ständige Aussprache mit dem Mitarbeiter,

ständige Mitwirkung des Mitarbeiters und die ständige Beeinflussung der betrieblichen Willensbildung durch den Mitarbeiter, nicht geschieht" (S. 122)! Die hier getroffene Feststellung entspricht einfach in dieser ausschließlichen Form nicht den Tatsachen. In These 7 wird A. Rich zitiert, der sagt: "Erst wenn seine eigene Initiative, Findigkeit und Unternehmensfreude in der Produktion bewußt gesucht, gefördert und honoriert wird, wird der Arbeitnehmer in der Arbeit zu einer Stimme und damit zu einem Menschen, der sich im Produktionsprozeß als ein Subjekt verstehen kann" (S. 124). Das ist eine gute Aussage. Aber vermutlich werden Symanowski und seine Freunde alle Bemühungen in dieser Richtung wieder als Manipulationen "entlarven".

Dr. K. Lefringhausen

Mettmann

am 17.8.66 Mos. Sovik nach Genua ges.

Missionarischer Dienst in der DDR

Die Kirchengemeinden in der DDR begreifen immer mehr, daß Kirche Mission ist. Die Mission ist keine Sache, die nur von Gesellschaften verantwortet werden darf; sie ist Sache der ganzen Gemeinde. Es werden jährlich in vielen Gemeinden (über 50 %) Evangelisations- bzw. Gemeindewochen durchgeführt, um die Gemeindeglieder zum missionarischen Dienst zu ermuntern. In allen Landeskirchen gibt es missionarische Ämter, die solche Wochen vorbereiten und zum Teil auch durchführen. Neben dieser traditionellen Form der Evangelisation haben sich im letzten Jahr in mehreren Gemeinden Wochen der Oekumene durchgesetzt. Hier wird an den einzelnen Abenden versucht, aus einem bestimmten Arbeitsgebiet (geographisch oder sachlich) die versammelte Gemeinde zu informieren und in einem Gespräch herauszubekommen, wo und in welcher Form Mission in gleicher Weise in unserem Lande Aufgabe ist. Mehrere große regionale Kirchentage wurden durchgeführt (Teilnehmerzahl über 5 000). Mit diesen Kirchentagen sollte das Zeugnis in der Öffentlichkeit geübt und zugleich die Gemeindeglieder zugerüstet werden für den missionarischen Dienst im Alltag. Mit Hilfe "Oekumenischer Theologie" begreifen immer mehr Pfarrer, daß die Änderung gemeindlichen Lebens zum missionarischen Dienst dazugehört. Es ist nicht einfach die alten Strukturen der Ortsgemeinden zu ändern, und schon gar nicht kann es der Pfarrer allein tun. Team-Arbeit wird auch in der traditionellen Gemeinde notwendig. Unter diesen Einsichten hat die Berlin-brandenburgische Kirchenleitung Vorschläge erarbeitet für die Zusammenarbeit von Pfarrern in bestimmten geographischen Gebieten. Die Pfarrer sollen eine Arbeitsgemeinschaft bilden und in mehreren Pfarochien nach den Gaben die Aufgaben verteilen. Die Gemeinde soll bruderschaftlich geleitet werden. Im Rahmen der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR haben sich über 50 Pfarrer zusammengeschlossen, die alle praktische Gemeindearbeit nach dem Gesichtspunkt der Sendung zum Dienst der Mission in der Welt, auszurichten versuchen. Sie wollen weg von der Versorgungsstruktur und zu Lebensgemeinschaften kommen. In mehreren Orten haben sich Laienkonvente gebildet, die daran gehen, ihre gesellschaftliche Arbeit unter dem Gesichtspunkt des missionarischen Dienstes anzusehen und durchzuführen. Sie haben Bruderschaften und Hausgemeinden gebildet.

am 17.8.66 ^{an} Mos. Sovik nach Gossner ges.

Missionarischer Dienst in der DDR

Die Kirchengemeinden in der DDR begreifen immer mehr, daß Kirche Mission ist. Die Mission ist keine Sache, die nur von Gesellschaften verantwortet werden darf; sie ist Sache der ganzen Gemeinde. Es werden jährlich in vielen Gemeinden (über 50 %) Evangelisations- bzw. Gemeindefestwochen durchgeführt, um die Gemeindeglieder zum missionarischen Dienst zu ermuntern. In allen Landeskirchen gibt es missionarische Ämter, die solche Wochen vorbereiten und zum Teil auch durchführen. Neben dieser traditionellen Form der Evangelisation haben sich im letzten Jahr in mehreren Gemeinden Wochen der Ökumene durchgesetzt. Hier wird an den einzelnen Abenden versucht, aus einem bestimmten Arbeitsgebiet (geographisch oder sachlich) die versammelte Gemeinde zu informieren und in einem Gespräch herauszubekommen, wo und in welcher Form Mission in gleicher Weise in unserem Lande Aufgabe ist. Mehrere große regionale Kirchentage wurden durchgeführt (Teilnehmerzahl über 5 000). Mit diesen Kirchentagen sollte das Zeugnis in der Öffentlichkeit geübt und zugleich die Gemeindeglieder zugerüstet werden für den missionarischen Dienst im Alltag. Mit Hilfe "Ökumenischer Theologie" begreifen immer mehr Pfarrer, daß die Änderung gemeindlichen Lebens zum missionarischen Dienst dazugehört. Es ist nicht einfach die alten Strukturen der Ortsgemeinden zu ändern, und schon gar nicht kann es der Pfarrer allein tun. Team-Arbeit wird auch in der traditionellen Gemeinde notwendig. Unter diesen Einsichten hat die Berlin-brandenburgische Kirchenleitung Vorschläge erarbeitet für die Zusammenarbeit von Pfarrern in bestimmten geographischen Gebieten. Die Pfarrer sollen eine Arbeitsgemeinschaft bilden und in mehreren Pfarochien nach den Gaben die Aufgaben verteilen. Die Gemeinde soll bruderschaftlich geleitet werden. Im Rahmen der Arbeit der Gossner-Mission in der DDR haben sich über 50 Pfarrer zusammengeschlossen, die alle praktische Gemeindearbeit nach dem Gesichtspunkt der Sendung zum Dienst der Mission in der Welt, auszurichten versuchen. Sie wollen weg von der Versorgungsstruktur und zu Lebensgemeinschaften kommen. In mehreren Orten haben sich Laienkonvente gebildet, die daran gehen, ihre gesellschaftliche Arbeit unter dem Gesichtspunkt des missionarischen Dienstes anzusehen und durchzuführen. Sie haben Bruderschaften und Hausgemeinden gebildet.

Mit Hilfe des Vortragsdienstes der Evangelischen Missionen in der DDR wurden auch im letzten Jahr viele Gemeinden über die missionarische Situation in der gesamten Welt informiert und aufgefordert, an der Weltmission teilzunehmen.

In den neu entstandenen Wohnstädten wurden Besuchsdienste durchgeführt und Team-Pfarrämter eingerichtet. Zu diesen Team-Pfarrämtern gehören Theologen, die in Fabriken und auf Baustellen arbeiten. Sie versuchen, teilzuhaben am Arbeitsleben ihrer Mitmenschen und möchten entdecken, wie die Botschaft des biblischen Zeugnisses in den gesellschaftlichen Verhältnissen glaubwürdig bezeugt werden kann. In den Ortsgemeinden, in denen Team-Pfarrämter arbeiten, ist man daran gegangen, die Taufpraxis zu ändern. Es werden 2 - 3 Tauftermine innerhalb eines Jahres festgelegt und Eltern und Paten werden in intensiven, meist einhalb-jährigen Gesprächen auf die Taufe vorbereitet. In den Taufseminaren werden Fragen der Kirche und des Dienstes der Christen in der Welt behandelt.

Neue Gottesdienstformen werden erprobt. In Karl-Marx-Stadt hat die evangelische Jugend mit neuen Gottesdienstformen begonnen: eine zeitgemäße Sprache wird in Liturgie und Gebet geübt, Lesungen und Gebete von mehreren gehalten, die Predigt in Form eines Gespräches durchgeführt. Diese Gottesdienste sind in der Regel von 800 und mehr jungen Leuten besucht. Die Kollekte wird für soziale Arbeiten in der Oekumene gesammelt (Indien, Rieti/Sizilien, Krankenhaus in Vietnam). In mehreren Gemeinden werden regelmäßig Stunden nach dem Gottesdienst durchgeführt. In diesen Stunden nach dem Gottesdienst werden Erfahrungen ausgetauscht und Informationen vermittelt. Die Fragen der Gemeindeglieder, die in Betrieben, Geschäften, Büros oder in anderen gesellschaftlichen Einrichtungen tätig sind, werden vorrangig besprochen. In vielen Gottesdiensten steht das Herrenmahl wesentlich in der Mitte. Die enge Gemeinschaft spielt eine große Rolle und das Miteinanderessen und Trinken.

Innerhalb der Oekumenischen Jugendarbeit in der DDR wurden im letzten Jahr 7 Oekumenische Aufbaulager durchgeführt, auch mit Teilnehmern aus anderen Ländern. Die Jugendlichen bauten Straßen, halfen in Krankenanstalten und beim Wiederaufbau von Kirchen und Gemeindehäusern.

Insgesamt kann gesagt werden: Die gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR haben es mit sich gebracht, daß die Kirchen neu über ihren Auftrag nachdenken müßten. Den Auftrag gilt es jetzt zu realisieren in der Welt und in der Kirchgemeinde.

Zur Freiheit berufen

Diskussionsthemen zum Thema der Freiheit

1. Im Alten Testament kommt unser moderner Begriff "Freiheit" nicht vor. Die Tat der Befreiung, wie sie nach dem deuteronomischen Credo (5. Mose 26,5 ff) im Rahmen des alljährlichen Erstlingsfestes öffentlich ausgesprochen wird, ist ein konkretes Ereignis der Überwindung konkreter Unterjochung. Diese Tat der Befreiung schafft zwar keine bestimmte politische Ordnung, wohl aber ein ganz bestimmtes Recht: Die Israeliten sollen keinem Menschen, auch nicht dem Fremdling, den Sklavenzustand summen, aus dem sie selber befreit worden sind (5. Mose 24, 14-22).

5. Mose 26, 5-11: Dann sollst du stehen und vor dem Herrn, deinem Gott, sprechen: "Ein umherziehender Fremder war mein Vater; der zog hinab mit wenig Leuten nach Ägypten und blieb derselbst als Fremdling und ward daselbst zu einem großen, starken und zahlreichen Volke. Aber die Ägypter mißhandelten uns und bedrückten uns und legten uns harte Arbeit auf. Da schrien wir zu dem Herrn, dem Gott unserer Väter, und der Herr erhörte uns und sah unser Elend, unsere Mühsal und Bedrückung; und der Herr führte uns heraus aus Ägypten mit starker Hand und ausgestrecktem Arm, unter großen Schrecknissen, unter Zeichen und Wundern, und brachte uns an diesen Ort und gab uns dieses Land, ein Land, das von Milch und Honig fließt. Und nun bringe ich dir die Erstlinge von den Früchten des Landes, das du mir gegeben hast, o Herr." So sollst du sie vor dem Herrn, deinem Gott, stellen und dem Herrn, deinem Gott, anbeten und sollst fröhlich sein ob all dem Guten, das der Herr, dein Gott, dir und deinem Hause gegeben hat, du und der Levit und der Fremdling, der bei dir wohnt.

5. Mose 24, 17-22: Du sollst das Recht des Fremdlings und der Waise nicht beugen und sollst das Kloid der Witwe nicht zum Pfand nehmen. Du sollst daran denken, daß du Sklave gewesen bist in Ägypten und daß der Herr, dein Gott, dich von dort befreit hat; darum gebiete ich dir, daß du solches tust. Wenn du auf deinem Felde deine Ernte schneidest und eine Garbe auf dem Felde vergisst, so sollst du nicht umkehren, sie zu holen; dem Fremdling, der Waise und der Witwe soll sie gehören, auf daß der Herr, dein Gott, dich segne bei aller Arbeit deiner Hände. Wenn du die Früchte deines Ölbaums abklopfst, so sollst du hernach nicht die Zweige absuchen; dem Fremdling, der Waise und der Witwe soll es gehören. Wenn du in deinem Weinberg Lese hältst, so sollst du nicht Nachlese halten; dem Fremdling, der Waise und der Witwe soll es gehören. Du sollst daran denken, daß du Sklave gewesen bist in Ägypten; darum gebiete ich dir, daß du solches tust.

Schon im Alten Testament wird klar, daß die Freiheit der Kinder Israel eine verbindliche, eine rechtsverbindliche Freiheit ist. Israel kennt keine Anarchie. Der Zustand der Anarchie wird ausdrücklich bedauert: "in jener Zeit gab es keinen König in Israel", deshalb machte jeder, was ihm gut schien (Ri. 21,25, vgl. 19,1). Dennoch geht es hier nicht so sehr um Staatsrecht, sondern um das Recht der Menschlichkeit. Und das ständige Zeichen für den Zustand des Rechts bzw. des Unrechts ist das Verhältnis zu den Ohnmächtigen, Waisen, Witwen, Fremdlingen und Knechten. Ihnen gegenüber soll Israel sich immer erinnern, daß es einmal selber im Zustand des Sklaven leben mußte.

2. Im Neuen Testament wird das Wort "Freiheit" vor allem von Paulus gebraucht. Für ihn ist Freiheit ebenfalls konkret: die Freiheit vom Gesetz, d.h. die Freiheit vom religiösen Zwang, von Zwang, sich selber und seine Welt ständig rechtfertigen zu müssen. Dieser Zwang macht den Menschen unfrei und führt ihn in die Verwirrung:

Röm. 7,15-25: Denn was ich vollbringe, erkenne ich nicht; denn nicht, was ich will, das führe ich aus, sondern was ich hasse, das tue ich. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so stimme ich dem Gesetz bei und erkenne an, daß es gut ist. Nun aber vollbringe nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt. Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt. Denn das Wollen ist zwar bei mir vorhanden, das Vollbringen des Guten aber nicht. Denn nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, führe ich aus. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt. Ich finde also für mich, der ich das Gute tun will, das Gesetz gültig, daß das Böse bei mir vorhanden ist. Denn nach dem inwendigen Menschen habe ich Lust an dem Gesetz Gottes; ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetz meines Innern widerstreitet und mich zum Gefangenen des Gesetzes der Sünde macht, das in meinen Gliedern ist. Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes? Dank sei Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn! Also diene ich nun selbst mit meinem Innern dem Gesetz Gottes, mit dem Fleisch aber dem Gesetz der Sünde.

Es liegt nahe - der Platonismus beweist es! - diese Freiheit als etwas Innerliches zu verstehen. So meint es aber Paulus nicht. Sein Motto ist "Denn ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder; nur gebraucht diese Freiheit nicht als Anlaß für eine selbstzufriedene Existenz (aphormōn tēi sarki: Gelegenheit für das Fleisch), sondern dienet einander durch die Liebe" (Gal. 5,13). Die Befreiung vom Gesetz ist also so wenig Freibrief für eine innerliche Anarchie, wie die Befreiung aus Ägypten, für eine Rechtsanarchie. Das Gesetz wird aufgehoben, nicht abgeschafft, d.h. das Gesetz soll erfüllt werden. Die Erfüllung des Gesetzes geschieht aber

durch die Liebe. Die Liebe - nicht sentimental verstanden, sondern als selbstverständlicher, unausgeklügelter und unromantischer Dienst (Luk. 10, 29-37!!) - ist der Inhalt der Freiheit.

Luk. 10, 29-37: Der aber wollte sich rechtfertigen und sagte zu Jesus: Und wer ist mein Nächster? Jesus erwiderte und sprach: Ein Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel Räubern in die Hände: die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen. Zufällig aber ging ein Priester die Straße hinab; und er sah ihn und ging vorüber. Ebenso kam auch ein Levit an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein Samariter aber, der unterwegs war, kam in seine Nähe, und als er ihn sah, hatte er Erbarmen mit ihm und trat hinzu, verband seine Wunden, indem er Öl und Wein darauf goß, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Und am folgenden Tage nahm er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirt und sagte: Pflege ihn, und was du mehr aufwenden wirst, will ich dir bezahlen, wenn ich wiederkomme. Welcher von diesen dreien, dünkt dich, sei der Nächste gewesen dem, der den Räubern in die Hände gefallen war? Er aber sagte: Der, welcher ihm die Barmherzigkeit erwiesen hat. Da sprach Jesus zu ihm: Geh auch du hin, tu dasgleichen!

3. Nichts steht so sehr im Widerspruch zu der Freiheit, die die christliche Botschaft predigt wie die bürgerliche Freiheitsauffassung. Denn die bürgerliche Freiheit isoliert den Menschen vom Menschen.

Der englische Philosoph Thomas Hobbes hat das dieser Freiheitsauffassung zugrundeliegende Menschenbild folgendermaßen umschrieben: "Es ist klar, daß, während der Zeit, in der Menschen ohne Macht leben, die sie zwingt, sie in einem Zustand leben, der Krieg genannt werden kann, und dieser Krieg ist einer von allen gegen alle" (Leviathan). G.W.F. Hegel spricht von einer negativen Freiheit! "Es ist die Freiheit der Leere im politischen wie im religiösen der Fanatismus der Zerstörung aller bestehenden Ordnung, und die Hinwegräumung der einer Ordnung verdächtigen Individuen wie die Vernichtung jeder sich wieder hervortun wollenden Organisation" (Phil. des Rechts, par. 6), Hegel denkt dabei an den Terror der Robespierreperiode der französischen Revolution.

Marx hat das später auf die bürgerliche Gesellschaft zugeschnitten. "Die Freiheit ist also (nach bürgerlicher Auffassung) das Recht, alles zu tun und zu treiben, was keinem anderen schadet. Die Grenze, in welcher sich jeder dem anderen unschädlich bewegen kann, ist durch das Gesetz bestimmt, wie die Grenze zweier Felder durch den Zaunpfahl bestimmt ist. Es handelt sich um die Freiheit des Menschen als isolierter auf sich zurückgezogener Monade Aber (so) basiert das Menschenrecht der Freiheit nicht auf der Verbindung des Menschen mit dem Menschen, sondern vielmehr auf der Absonderung

des Menschen von dem Menschen. Es ist das Recht dieser Abson-
derung, das Recht des beschränkten, auf sich beschränkten
Individuums.

Die praktische Nutzanwendung des Menschenrechts der Freiheit
ist das Menschenrecht des Privateigentums.

Worin besteht das Menschenrecht des Privateigentums?

Art. 16 (Constitution v. 1793 - von Marx in französischer
Sprache zitiert):

"Das Recht des Eigentums ist das Recht, daß es jedem Bürger
zusteht, seine Güter, sein Einkommen, die Früchte seiner Ar-
beit und seiner Industrie zu genießen und willkürlich über
sie zu verfügen."

Das Menschenrecht des Privateigentums ist als das Recht,
willkürlich (à son gré) ohne Beziehung auf andere Menschen,
unabhängig von der Gesellschaft, sein Vermögen zu genießen
und über dasselbe zu disponieren, das Recht des Eigennutzens.
Jene individuelle Freiheit, wie diese Nutzanwendung derselben,
billigt die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft. Sie
läßt jeden Menschen im anderen Menschen nicht die Verwirk-
lichung, sondern vielmehr die Schranke seiner Freiheit fin-
den Der Mensch wurde daher nicht von der Religion be-
freit, er erhielt Religionsfreiheit. Er wurde nicht vom
Eigentum befreit, er erhielt die Freiheit des Eigentums.
Er wurde nicht von dem Egoismus des Gewerbes befreit, er
erhielt die Gewerbefreiheit Alle Emanzipation ist
Zurückführung der menschlichen Welt, der Verhältnisse, auf
den Menschen selbst" (Marx, Zur Judenfrage, Hervor-
hebungen von Marx).

"Frei von Ausbeutung, Unterdrückung und wirtschaftlicher Ab-
hängigkeit hat jeder Bürger gleiche Rechte und vielfältige
Möglichkeiten, seine Fähigkeiten in vollem Umfange zu ent-
wickeln und seine Kräfte aus freiem Entschluß in der Ge-
sellschaft und zu seinem eigenen Nutzen in der sozia-
listischen Gemeinschaft ungehindert zu entfalten. So ver-
wirklicht er Freiheit und Würde seiner Persönlichkeit. Die
Beziehungen der Bürger werden durch gegenseitige Achtung
und Hilfe, durch die Grundsätze sozialistischer Moral ge-
prägt..... Es gilt der Grundsatz 'Arbeite mit, plane mit,
regiere mit!'" (Verfassung der DDR, 19,3; 20,1).

Diese politischen Texte sollen nicht etwa beweisen, daß die
Bibel den Sozialismus predigt; wohl aber, daß die Freiheits-
auffassung der Bibel durchaus ein Urteil über politische
Freiheit ermöglicht und eine Entscheidung für den Sozialismus -
goliade gesagt - nicht ausschließt und schließlich, daß ein
Zustand, worin der Mensch der Konkurrent seines Mitmenschen
ist, mit dieser biblischen Freiheit wohl nicht harmonisiert.

4. Die Freiheit eines Christenmenschen besteht in der Vollziehung der Gesinnung Christi, der unter uns war als "aller Diener", der "nicht gekommen war um bedient zu werden, sondern um zu dienen" (Mk. 10, 44-45). Die Berufung zur Freiheit ist die Berufung zum Dienst.

In einer sehr alten christologischen Hymne heißt es:

"Er war in der Gestalt Gottes.
Er betrachtete es nicht als Anmaßung,
Gott gleich zu sein,

Sondern er hat sich entäußert
er hat die Gestalt eines Sklaven angenommen;
den Menschen gleich wurde er.

Wie ein Mensch benahm er sich
erniedrigte sich selber, bis zum Tode gehorsam,
bis zum Tode des Kreuzes". (Phil. 2, 6-9).

Wie aber dieser Dienst sich konkret gestaltet, darüber gibt weder die Bibel noch die Kirche Auskunft. Das eben hat der Herr des Hauses seinen Dienern überlassen; das ausfindig zu machen und durchzuführen gehört zur Verantwortlichkeit des Dieners.

Hingabe in der Nachfolge Jesu Christi

Der Apostel Paulus schreibt an die Korinther: Sooft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis daß er kommt (1. Kor. 11, 26). Gemeinde Jesu Christi gibt es nur als verkündigende Gemeinde. Verkündigung in der Gemeinde geschieht unter dem Zeichen von Brot und Wein, unter dem Zeichen des Kreuzes. Die Botschaft der Verkündigung kommt von Ereignissen, sie hat geschichtliche Daten. Der Tod des Herrn Jesus ist das Anfangsdatum der Kirche, sein (Wieder-) Kommen wird das Ende sein. Menschlich gesehen war sein Tod das Ende. Und wir erinnern uns in jedem Gottesdienst und bei jeder Zusammenkunft in der Gemeinde an das Ende Jesu. Dieses sein Ende aber ist unser Anfang. Sein Ende vollzieht sich am Kreuz, für uns ist das Kreuz der Anfang zu Taten. Sein Tod am Kreuz ist unser Leben.

Jesus Christus hat am Kreuz Gott und Welt zusammengebracht, er ist für alle Menschen in der Welt gestorben, sein Tod ist das Zeichen der Befreiung für alle, ist Erlösung. Dies ist jedenfalls die Botschaft des Evangeliums. Und eine Kirche, die das Evangelium verkündigt, kann eigentlich nicht zulassen, daß sich Gemeindeglieder religiös "einigeln", sie muß vielmehr dazu helfen, daß durch das Leben und Handeln ihrer Glieder Jesus und Welt in Verbindung kommen.

Wir alle wissen aus der Geschichte, welcher Mißbrauch mit dem Evangelium in der Welt geschehen ist. Staaten haben sich der Jesusbotschaft bemächtigt, sie haben gemeint, mit dem Evangelium als Staatsreligion regieren zu können. So wurde die Botschaft als Knüttel benutzt. Menschen wurden unter dem Zeichen des Kreuzes - das für die Gemeinde das Zeichen des Lebens ist - gemordet. Kriege wurden mit dem "Kreuz auf der Brust" gutgeheißen. Jesus galt als Anführer in der Schlacht, und er wurde als ein National-Gott angerufen. Auch heute sind Menschen wieder in Gefahr, aus dem Evangelium eine Ideologie zu zimmern, die Menschen befähigt, gegen andere Menschen vorzugehen.

Die Gemeinde Jesu Christi kann nur leben, wenn sie den Mut hat, mit Christus zu sterben. Ein Prediger des Evangeliums bleibt nur Prediger, wenn auch er den Tod für sich annimmt, wenn nicht er Zentrum für Menschen in einer bestimmten Situation sein will, sondern wenn er Jesus Christus wirken läßt.

Es gibt für uns die Möglichkeit, Jesu Wirken zu verhindern, indem wir unser "Ich" als Einzelpersonen oder als Kirche zwischen Jesus und andere ^{Menschen} stellen. So tut Übung not, Christsein in der Nachfolge in unserer entsakralisierten Wirklichkeit will gelernt sein. Das Sterben der Kirche will geübt sein. Das "Drama" Jesu Christi kann nicht nur kirchlich dargestellt und nachgeahmt werden, es will vielmehr von ergriffenen Menschen mitten im Alltag der Welt gelebt werden. Jesus Christus ist kein Gegenstand, über den man philosophierend nachdenken kann, er ist Wirklichkeit, von Menschen geglaubte göttliche Person. So kann keiner mit ihm umgehen, wie er will, es kann keiner mit ihm denkerisch allein Theologie treiben, sondern Menschen werden durch ihn aufgefordert,

ein Verhältnis einzugehen. Und dies ist die Erfahrung: wo Menschen zu ihm ein Verhältnis bekommen - ein persönliches Verhältnis - da mühen sie sich um Beziehungen zu anderen Menschen, um menschliche, die brüderliche Wirkungen in der Gesellschaft haben. Sie lernen die Rede Jesu durch andere Menschen. Sie freuen sich über die Zukunft der Welt. Immer, wenn Menschen in der Gegenwart Jesu leben, haben sie Zukunft. Sie werden nicht alten Zeiten nachtrauern, sie hoffen nicht auf Räume, die ihnen fertig eingerichtet angeboten werden, sie hängen nicht an Gewohnheiten, neu und entscheidend ist ihnen jeder Augenblick im Leben.

Wenn wir vom Sterben der Kirche geredet haben, so gehört dazu, die Situation der Kirche klar zu erkennen. Kirche als Institution ist in unseren Tagen Endgeschehen, jede Institution gehört in das Sterben Jesu.

Es ist Tatsache, daß die meisten Menschen heute ohne kirchliches Engagement leben, und nach menschlichem Ermessen wird Kirchlichkeit - die oft sich als Parteilichkeit gebärdet - die Menschen nicht mehr befallen. Die Frage ist auch nicht, wie sich von der Kirche befreite Menschen in der Welt verhalten, vielmehr ist entscheidend, wie sich an Christus gebundene Personen zu ihren Menschenbrüdern und in der Gesellschaft verhalten. Hingabe ist ein gutes Stichwort für Menschen in der Nachfolge Jesu. Menschen in der Hingabe orientieren sich an Jesu Geschichte. Jesus hatte Erfolg durch sein Versagen. Es könnte eine Hilfe sein für die Welt, wenn Christen ohne frommes Reden ein wenig Hingabe leben, dies könnte auch der Kirche dienlich sein. Der Versuch, Hingabe zu leben, wird dazu führen, daß Menschen fragen. Wo gefragt wird, kann geantwortet werden. Um aber antworten zu können, muß genau gehört werden. Es könnte sein, daß wir heute ganz neu die Hörende Kirche brauchen. Auch auf die kommende Generation ist zu hören.

Wir lernen es langsam: "Die Solidarität der Kirche mit der Welt und unsere Gemeinschaft untereinander müssen gleichstark bezeugt werden" (D.T. Niles).

Es ist viel zu tun.

Bruno Schottstädter

Die Ökumenische Bewegung - Hilfe und Herausforderung für die
Evangelischen Kirchen in der DDR

Zu Beginn eines neuen Jahres tut es gut, Rückschau zu halten. Persönliche Erfahrungen und Einsichten wollen durchdacht sein. Für uns Christen gilt, die Vergangenheit der Kirche immer wieder neu zu durchdenken. Die Kirche der Zukunft kann keine Kirche ohne Vergangenheit sein. Wenn wir ins Morgen wollen, müssen wir das Gestern prüfen. In Heute haben wir Entscheidungen zu fällen.

Wir wollen im Folgenden zwei Konferenzen der Weltchristenheit, die im vergangenen Jahr stattgefunden haben, mit ihren Aussagen noch einmal zur Kenntnis nehmen und uns dann fragen, was diese Konferenzen für die Evangelischen Kirchen in der DDR bedeuten. Es gibt auch in der Kirche sehr viel Routinearbeit und nicht jede Konferenz oder Arbeitstagung ist fruchtbringend.

Anfang des Jahres 1965 - von 12. - 22. Januar - tagte der Zentralsausschuß des Ökumenischen Rates der Kirchen in der ostnigerischen Stadt Enugu. Es ist unmöglich, in einigen Minuten das ganze Programm dieser Versammlung zu behandeln. Auf jeden Fall ist der Ökumenische Rat im Blick auf die Fragen des Zeugnisses und Dienstes der Christenheit in der Linie geblieben, die zum ersten Mal bei der Vollversammlung 1961 in Neu-Delhi so deutlich geworden ist. Der Generalsekretär des Ökumenischen Rates, Dr. Vissert Hooft, erinnerte in seinem Bericht an die Pioniere der Ökumenischen Bewegung: Bischof Brent, Dr. John Mott und Erzbischof Nathan Söderblom. "Brent war Pastor, Missionar und Streiter gegen soziale Mißstände, Mott war Laie, Evangelist und christlicher Stratege; Söderblom Theologe, Kirchenführer und ein Mann des Friedens". In diesen drei Männern werden heute die Väter der Ökumene gesehen - der Bewegung "Glaube und Kirchenverfassung", des "Internationalen Missionsrates" und der Bewegung für "Praktisches Christentum". Alle drei Männer setzten sich leidenschaftlich für die Einheit der Kirchen ein, traten für die Erneuerung des Gemeindelebens ein und wußten etwas vom Auftrag der Kirche in der Welt. Vissert Hooft sagte in Enugu: "Echte Katholizität, Hingabe an den gesamten Auftrag der Kirche, Einheit um der Sendung der Kirche an die Welt willen und Bereitschaft zur Erneuerung des Lebens - diese Elemente bleiben unaufgebbare Bestandteile des Ökumenischen Rates der Kirchen".

Er sprach dann noch von der Solidarität in einer auf Zusammenleben angewiesenen Welt. Wir können uns also freuen, daß die Kirchen auf der ganzen Welt endlich vom Auftrag her denken. Da ist nirgends von Versorgung oder Betreuung die Rede. Mit der echten Katholizität ist gemeint, daß die Kirchen mit ihren Gaben in die Gemeinschaft aller Kirchen eintreten. Fürsorge der Kirchen füreinander und das Tragen aller Lasten miteinander. Hingabe an den gesamten Auftrag der Kirche heißt zur Kenntnis nehmen, daß unsere verschiedenen Arbeitsarten nur in ihrer Gesamtheit die Berufung der Kirche widerspiegeln. Einheit in der Sendung der Kirche um der Welt willen: in dieser Sache liegen die Aufgaben noch vor uns. Wir haben erst angefangen zu fragen, was es bedeutet, daß die Kirche zum Zeugnis und zum Dienst in 6 Kontinenten gerufen ist, und daß die örtliche Gemeinde nicht bloß eine bewährende Struktur hat. Es muß von der Sendung her gedacht werden. Wir müssen bereit sein zur Erneuerung des Lebens.

Erneuerung bedeutet Veränderung. Und so haben wir innerhalb der Kirche mit Spannungen zu rechnen zwischen denen, die Neuerung, Bewährung und denen die Bewahrung wollen. Uns muß es heute um die Bewahrung der Christen in der Welt gehen. Diese Bewahrung der Christen fordert seit Jahren die christliche Friedenskonferenz.

In ihr sind Menschen aus allen Kontinenten an der Arbeit. Und sie fragen nach dem Friedensdienst in unserer Welt heute. Da kann keiner vorbei an dem schrecklichen amerikanischen Krieg in Vietnam, da wird zur Rhodesienfrage gesprochen und zu allen aktuellen Ereignissen, die unserer Welt heute den Frieden nehmen wollen. Mit großem Interesse wird in der Christlichen Friedenskonferenz die Arbeit der UNO verfolgt. Alle Verantwortlichen setzen sich ein für eine Weiterentwicklung des Moskauer Abkommens über die Einstellung der Kernwaffenversuche, für die Nichtweitergabe von Kernwaffen, für entmilitarisierte Zonen, für Verhandlungen zwischen Vertretern solcher Staaten, die kein friedliches Verhältnis miteinander haben, also auch für Gespräche zwischen den Regierungen beider deutscher Staaten.

Alle diese Fragen beschäftigten die über 100 Teilnehmer des Beratenden Ausschusses der Christlichen Friedenskonferenz vom 13. - 16. Okt. 65 in Budapest unter dem Thema: "Solidarität und Zusammenarbeit für Gerechtigkeit und Frieden". Die Bedeutung dieser beiden Konferenzen für die Evangelische Kirche in der DDR:

Die Kirchen haben teil an der Einheitsbewegung der Christenheit. Die Aussagen zu Fragen der Weltpolitik müssen als realistisch bezeichnet werden. Wichtig bleibt die Information über das Ökumenische Geschehen in den Kirchengemeinden. Pfarrer und Laien sollten vielmehr darangehen, mit der ganzen Ökumene die Bewahrung der Gemeinde zu üben und auch

Fragen unserer Gesellschaft ernsthaft zu bedenken.

Einheit der Kirchen, Denken vom Auftrag her und Bereitschaft zur Erneuerung sollten auch für die Kirchen in der DDR wesentliche Elemente sein.

" Missionarische Gemeinde "

Nach Jesu Christi Wort ist die Gemeinde "Salz der Erde" und "Licht der Welt" oder sie ist nicht Gemeinde Jesu Christi. Das wissen selbstverständlich alle Pfarrer und alle Glieder unserer Kirchgemeinden. Umsomehr muss es verwundern, dass offenbar viele noch immer nicht begriffen haben, dass "Mission" demnach nicht etwas sein kann, was wir Christen unter anderem auch zu "treiben" haben. Wir haben keine Mission zu treiben, sondern wir sind von unserem Herrn zur "missionarischen Existenz" berufen, berufen Salz und Licht zu sein. Wo wir alle nicht mit unserem ganzen Sein und Leben Missionare sind, sind wir zu nichts nütze, als dass wir zertreten werden. Mission ist dabei etwas grundsätzlich anderes als Werbung und Propaganda. Wir sind zuerst Missionare durch unsere Existenzweise und unser Tun und erst zuletzt durch unsere Worte. Gewiss ist zuzugeben, dass gelegentlich auch besondere, gezielte "Missionsaktionen" nötig sind. Dennoch sollte das in unserem Bewusstsein der Sonderfall sein. Das "Normale" ist die ständige missionarische Existenz der Christen, für die "Welt" sich verzehrend, preisgebend, verbrennend. So haben wir unseren Herrn als den Herrn der Welt zu bezeugen, so den Anbruch seines Reiches zu proklamieren. Das ist unser Auftrag. (Ich fühle mich nicht berufen, durch meine "Bekehrungsversuche" möglichst viele "Seelen" aus dieser "bösen" Welt für den "Himmel" zu retten.) Christus will dazu unsere Heiligung, nicht damit wir in den "Himmel kommen" können, sondern weil wir nur als "Heilige" unsere Salz- und Licht-Funktion erfüllen können. So ist auch alle "Sammlung" in der Kirche zu nichts nütze, wenn sie nicht herkommt von der "Sendung" und ausgerichtet ist auf "Sendung".

Erst wo das erkannt ist, finden wir die rechte Reihenfolge und Rangordnung für das, was Christen zu tun haben. Christus liebt die "Welt"; Und weil er die Welt liebt, sammelt er sich sein Volk "aus der Welt" "für die Welt". Daraus ergibt sich die Rangordnung für die Thematik in allen unseren Gemeindeversammlungen (Kreise, Seminare usw.):

Zuerst und vorrangig vor allem anderen sollten wir fragen nach unserer Welt, nach "menschlichen" Verhältnissen, nach "gnädigen" Institutionen und Organisationen, nach Wegen zum Frieden, nach Möglichkeiten zur Überwindung des Hungers in der Welt usw.

Erst dann sollte es uns um die rechte Struktur und das Leben der Gemeinde gehen, jedoch immer dabei im Fragen danach, wie die Gemeinde ihre Salz- und Licht-Funktion am besten erfüllen kann.

Und erst ganz zuletzt, in dieser steten Blickrichtung auf unsere Sendung kann es uns um private Frömmigkeit und Heiligung gehen.

Wir sollten nicht von der Individual-Ethik zur Personal-Ethik und von da zur Sozial-Ethik vorschreiten wollen, sondern genau umgekehrt bei der Sozial-Ethik einsetzen.

Unsere Gemeinden sind keine "missionarischen Gemeinden" im obigen Sinn. Viele Pfarrer bedrängt die Frage: Wie machen wir sie dazu?? Natürlich ist völlig klar, dass "wir" sie nie dazu machen können. Das kann letztlich nur Christus wirken. Aber diese biblische Wahrheit bedeutet nun gerade

nicht, dass wir garnichts dafür zu tun brauchten.
Was können, was müssen wir tun ?

Ich darf dazu einmal ganz persönlich von meinen Erfahrungen berichten.

In den ersten Jahren meines Dienstes als Pfarrer versuchte auch ich in der üblichen "kirchlichen" Weise, "Laien" zu aktivieren : Ausbildung und Einsatz von Lektoren, Seminar für "Besuchsdienst", Bibelstunde als gemeinsame Bibelarbeit, verantwortliche Übertragung kirchlicher Aufgaben an Laien, Kindergottesdienst-Helferschaft, usw. usw.

In den verschiedenen Kreisen beschäftigten wir uns mit einigen Ergebnissen der Bibelkritik (Schöpfung, Himmelfahrt usw.), weiter mit der "Lebensordnung" unserer Kirche, neuer Gottesdienstordnung, mit Kirchenzucht, Kirchensteuer, Äusserer und Innerer Mission usw. usw. Allgemein gesagt: Wir beschäftigten uns mit uns selber, mit unserer Kirche und "kirchlichen" Fragen.

Über solche Fragen ist selbst mit der Kirche Fernstehenden verhältnismässig leicht ins Gespräch zu kommen. Aber wir "Kirchlichen" geraten dabei, ob wir das wollen oder nicht, in die Rolle eines "Propagandisten" und "Werbers" für die "Kirche". Zwangsläufig werden wir "kirchliche Belange" vertreten, "kirchliche Rechte" verteidigen, zum Kampf auffordern gegen atheistische Beeinflussung unserer Kinder durch die Schule usw. Notwendig werden Fehler und Übergriffe, die natürlich immer wieder einmal beim Aufbau einer sozialistischen Welt gemacht werden, uns dazu führen, darauf zu "reagieren". Von da ist es nur ein kleiner Schritt zum "reaktionären" Denken und Handeln.

Am Beispiel der Sozialisierung der Landwirtschaft ist mir das besonders deutlich geworden. Über den Zeitpunkt und die Art und Weise der Durchführung bin auch ich wahrhaftig nicht glücklich. Gewiss konnten wir Pfarrer damals unsere Bauern nicht im Stich lassen, sie nicht allein lassen in ihren Problemen und Nöten. So reagierten wohl die meisten von uns "reaktionär", zumeist mit gutem Gewissen. Konnten wir aber wirklich dabei ein gutes Gewissen haben ? Wir hatten uns nicht rechtzeitig sachlich orientiert. Wir hatten nicht gesehen, dass in unserer Zeit die Umgestaltung der Landwirtschaft eine sachliche Notwendigkeit ist. (Das gilt ebenso für Westdeutschland !) Mindestens seit der Gründung der ersten LPG hätten wir anfangen müssen, sachlich und nüchtern zu "denken". Weil wir das nicht taten, darum sind wir mitschuldig daran, dass so viele Bauern innerlich zerbrochen. Bis in unsere Gegenwart hinein könnten wir eine ganze Reihe von Beispielen anführen, wie wenig wir Christen "sachlich denken", wie sehr wir, auch wir Pfarrer "mittelalterliche" Vorstellungen noch immer selbstverständlich für "christlich" halten. (vgl. u.a. G.Jacob in "Zeichen der Zeit", 1965/5 S.166 ff).

Nach meiner Erfahrung und den Erfahrungen meiner Freunde ist es - menschlich gesprochen - in der Regel fast unmöglich, einen zunächst zu "kirchlichen Diensten" aktivierten Laien "zur Welt zu bekehren". Es geht ja dabei tatsächlich um eine "Bekehrung", um die Bekehrung von meiner Liebe zu meiner "Kirche" zur Liebe zu unserer "Welt".

Erst allmählich lernte ich, auf die "Schwelle des Dialogs" mit unserer Welt zu treten, das Gespräch mit den "Kindern der Welt", die ja zumeist auch Gemeindeglieder sind, aufzunehmen. Wieviel ernstes Fragen nach rechtem Christsein in unserer Zeit entdeckte ich da ! Wir begegneten uns in unserer Hilflosigkeit und Ratlosigkeit. Ich hatte ja keine fertigen Antworten auf ihre "weltlichen" Fragen bereit. So begannen wir miteinander ein Laienseminar. Unser ständiges Thema ist die Frage unseres Dienstes in der Welt (einschl. politischer und gesellschaftlicher Diakonie). Hier bin ich nicht der "Fachmann", der alles besser weiss als die Laien, sondern einer, der als Fach-Theologe versucht, seinen besonderen, nötigen und auch erwünschten Beitrag zum sachlichen Gespräch zu leisten. Bildlich gesprochen liegt die Bibel bei jeder unserer Zusammenkünfte aufgeschlagen mitten auf dem Tisch.

Noch kann ich nicht von grossartigen Erfolgen und Ergebnissen und Erkenntnissen reden. Aber einiges beginnt sich abzuzeichnen (mehr noch nicht !!) :

a.) Ungewollt entdecken wir alle die Bedeutung der Gemeinschaft, der Gemeinde. Wir fangen an, gemeinsam zu leben, verantwortlich miteinander zu leben.

b.) Ungewollt werden diese Laien "kirchlicher". Sie kommen öfter zum Gottesdienst, weil sie dort in der Predigt "vorkommen". (Meine Predigt ist ganz natürlich konkreter geworden.)

c.) Ungewollt fallen sie in ihren Häusern und am Arbeitsplatz auf als Christen, die nicht in das übliche Bild passen, das man sich von Kirchenchristen macht. Sie werden angesprochen und befragt nach ihrem Glauben, natürlich auch kritisiert.

d.) Unaufgefordert, von mir nicht provoziert begann ein Ehepaar des Seminars einen regelmässigen Hauskreis, wo vom Evangelium her weltliche Fragen besprochen werden.

Noch weitere Ansätze könnte ich nennen, aber es soll nicht der Eindruck entstehen, als ob wir schon über die ersten zaghaften Schrittschen hinausgekommen wären.

Ich bin mir auch bewusst, dass wir uns auf einen einseitigen, gewagten und vielleicht auch gefährlichen Weg begeben haben. Aber dies möchte ich abschliessend feststellen : nach meiner theologischen Einsicht und meinen praktischen Erfahrungen ist dieser - gewiss einseitige - Ansatz ein zumindest möglicher Ansatz und dieser Weg ein gangbarer Weg. Mir ist gewiss : Gerade dadurch, dass wir uns so sehr auf die Fragen der Welt, auf unsere Sendung, auf sozialethische Fragen konzentrieren, wird neue "Sammung" geschehen, werden neue Gemeindestrukturen entstehen, wird z.B. das Abendmahl neue Bedeutung (und neue Formen) gewinnen, wird "missionarische Gemeinde" gebaut werden.

Walter Queisser
Schönheide

Die Gossner-Kirche in Indien und ihre Umwelt

Die Gossner-Kirche in Indien ist die erste autonome Kirche aus deutscher Missionsarbeit. Sie ist 1919 selbständig geworden und und seitdem auch die erste autonome Kirche auf indischem Boden aus der gesamten europäischen Missionsarbeit. Sie zählt zur Zeit fast 1/4 Million Menschen. 130 Pastoren sind in ihr tätig, 1050 Katechisten und viele aktive Laien. 4 Boards (Ämter) regeln das Leben der Kirche:

- a) Property-Board (Eigentum)
- b) Joint-Mission-Board (Mission)
- c) Education-Board (Erziehung)
- d) Theological-Education-Board (theol. Erziehung).

Das ganze Gebiet, das drei- bis viermal so groß ist, wie das Territorium der DM ist in 4 Anschals (geistliche Bezirke) eingeteilt. Der Gebietsbischof trägt einen indischen Namen: "Adjaksh". Der Präsident ist der "Pramuk-Adjaksh". Die Kirchenleitung setzt sich aus je 2 Gliedern der Anschals zusammen.

Die Schularbeit ist einst von der Kirche als eine große Sache angefangen, propagiert und ausgebaut worden. In allen 19 großen Stationen der Kirche - ehemalige Missionsstationen - existieren Mittel- und Oberschulen. Diese Schulen werden heute zu 99 % vom Staat finanziert. Sie sind Eigentum der Kirche, stehen auf kirchlichem Gelände. Der Direktor ist auch immer noch ein Christ. Aber die Kirche hat in keiner der Schulen die Möglichkeit, kirchlichen Unterricht zu erteilen. Alle Schulen unterliegen - wie die Staatsschulen - der Aufsicht staatlicher Behörden, und Religionsunterricht darf laut Verfassung in den Schulen nicht gehalten werden. Die Lehrkörper sind mit über 50 % von Nichtchristen durchsetzt. Obwohl diese Schulen relativ gute Ausbildungsmitteln sind, sind sie insgesamt fragliche Unternehmen geworden, weil hier keine Möglichkeit mehr zum missionarischen Zeugnis vorhanden ist. Und die Kirche muß sich überlegen, ob sie die Christen, die hier als Lehrer arbeiten, nicht anderweitig einsetzen könnte.

Eine großartige Sache ist die Talita-Frauen- und Bibelschule in Govindpur. Hier werden junge Frauen, Bräute von Pfarrern zu Gemeindeführerinnen, Bibelfrauen und Hausfrauen ausgebildet. Daisy Henron, in Deutschland ausgebildet - wir haben sie für 1965 in die DM eingeladen - ist die derzeitige Leiterin der Schule. Die Mädchen und Frauen werden in folgenden Fächern ausgebildet: Bibeldkunde - Neues Testament - Altes Testament - Katechismus - Hauswirtschaft - Kindererziehung - Säuglingspflege - Gartenarbeit.

Das theologische College in Ranchi kann bis zu 30 Studenten aufnehmen. Es ist an die Universität in Seragpore angeschlossen. Die Ausbildung beträgt 4 Jahre. Das Niveau ist nicht hoch. Mit Hilfe des Lutherischen Weltbundes des Ökumenischen Rates der Kirchen und der Gossner-Mission, will die Gossner-Kirche versuchen, das College weiter auszubauen. An uns in der DM ist die Anfrage ergangen, ob wir nicht in der Lage sind, einen theologischen Lehrer für 5 - 6 Jahre an das College zu entsenden. Anlässlich des Besuchs von Prof. Surin bei Staatssekretär Beigewasser wurde diese Frage angeschnitten. Der Staatssekretär hat die Ausreise für einen solchen theologischen Lehrer zugesagt.

In Govindpur existiert neben der Frauenschule eine Predigerschule - Katechistenschule - genannt. Hier werden in 1 - 2-jährigen Kursen die Missionare der Gossner-Kirche ausgebildet. Die Katechisten gehen in die Dörfer und sprechen mit den Adivasi-Familien. Sie halten Vorträge auf den Dorfplätzen und versuchen, die Menschen den Zauberpriestern und Zaubergeistern zu entreißen.

Mit Hilfe der Aktion "Brot für die Welt" sind im Bereich der Gossner-Kirche 4 neue Zentren entstanden:

- | | |
|-------------------|--|
| 1.) in Fudi | 1 Technikum |
| 2.) in Khuntitoli | 1 landwirtschaftl. Farm mit Landwirtschafts-
schule |
| 3.) in Angkon | 1 Krankenhaus |
| 4.) in Ranchi | 1 neue Druckerei |

Alle 4 Unternehmen werden von Deutschen in Verbindung mit indischen Managern geleitet. Insgesamt arbeiten in den 4 Projekten - rechnet man die Ehefrauen hinzu - zur Zeit über 30 Deutsche als Bruderhelfer in den verschiedensten Lehrberufen (Ausbilder in einer Maurerklassen, in Feinmechanik und als Holzfacharbeiter, als Landwirtschaftslehrer, Arzt, Schwester und Druckereimeister).

Die Industrie kommt in Indien überall mit Macht ins Land. Sie bringt die Säkularisierung mit sich. Auf diese Weise werden Menschen frei von Religion und Aberglauben. Die Kirchen sehen langsam, daß auch ihre Verkündigung religiöse Züge bekommen hat. Im Bewußtsein des indischen Volkes sind Christen nur anders - europäisch! - religiös!

Der Hinduismus ist die Volkreligion Indiens. Die geistige und staatliche Führerschaft Indiens besteht aus Hindus. Der Hinduismus macht zur Zeit neue Anstrengungen, alle nicht-indischen Religionen total in Frage zu stellen und von indischen Ecken zu verbannen.

Die Christen sind weiterhin in den Fängen des Synkretismus. Sie sind und bleiben so lange Christen, solange sie genügend Geld und Freiheit mit Hilfe Europas und Amerikas im Lande haben. Das Evangelium als einzige Lebensquelle und als einzige Grundlage allen Lebens ist nur noch wenigen im Bewußtsein.

Die Demokratisierung des Landes ist durch die Religion blockiert. Das Kastenwesen ist in den letzten Jahren neu aufgelebt, und es wird schwer sein, verantwortliche Mitarbeit auf den Ebenen der Gesellschaft zu erzeugen.

Der Hunger kann auf Grund des Kastenwesens schwer bekämpft werden. Bettler und Tote gehören zum Bild einer Kastengesellschaft. Die Regierung macht viele Anstrengungen, die Lethargie der Bevölkerung zu brechen und auf unterster Ebene Mitarbeiter zu gewinnen. So ist das ganze Land in Blöcke eingeteilt worden, und in diesen Blöcken arbeiten Komitees, die gemeinsam Aktionen vorbereiten, z.B. im Straßenbau, Gesundheitsschutz etc.

Es sind einige wenige Christen, Atheisten und Mohammedaner, die sich verantwortlich einsetzen. Die Korruption im alltäglichen Leben ist groß. Das vergangene Kolonialsystem findet in bestimmten Gruppen Nachahmung.

Jährlich hat Indien 8 Millionen Menschen mehr satt zu machen. Zur Zeit zählt die Bevölkerung 460 Millionen. Das durchschnittliche Jahreseinkommen einer 5 - 7köpfigen Familie beträgt 160 Mark. Das durchschnittliche Sterbealter liegt bei 38 Jahren. Der Hunger wird vorläufig bleiben, weil die Industrieproduktion bisher wenig oder gar nicht angelaufen ist. Die Industrie befindet sich erst im Aufbau, und es kann bisher noch sehr wenig an Fertigwaren exportiert werden, und von daher ist der Erlös nicht zu hoch.

Das Sprachproblem ist sehr groß. Es gibt 15 Hauptsprachen und ca. 200 Stammessprachen. Im Gebiet der Gossner-Kirche werden allein 5 Sprachen gesprochen. Englisch ist die Landessprache.

Im Hinduismus herrscht ein reger Tempelkult. Täglich sind Millionen von Menschen in den Tempeln unterwegs, um zu opfern. In der Philosophie des Hinduismus gibt es allerdings neue Bestrebungen. Bestimmte Gruppen versuchen, monothistisch zu sein. Man ist in der Lage, im Hinduismus den einen Gott "Jesus Christus" zu nennen, und so fragen junge und moderne Hindus, warum sollen wir Christen werden?

Keines Erachtens hat die Kirche in Indien in Zukunft ganz neu wirklich Kirche in Indien zu werden. Dazu gehört, daß sie total autonom ist. Sie darf sich nicht mit Hilfe von Geldern aus Amerika und Europa manipulieren zu lassen. Sie muß in ihrer Welt eine eigene Antwort finden und geben.

Die jungen Brüder in der Leitung der Gossner-Kirche und auch in anderen Kirchen sind der Meinung, daß es heute vor allen Dingen auf eine neue "Laien-schulung" ankommt. Der Laie muß die Wirklichkeit der indischen Industriewelt, wie sie morgen sein wird, schon heute verstanden und zusammen mit den Theologen nach einer echten Antwort suchen. Es geht um die Inschriftung des Zeugnisses von der Herrschaft Jesu Christi in der indischen Industriegesellschaft. Noch sieht es überall so aus, als ob die Christen wie die Ungebildeten am Rande der Gesellschaft leben. Sie denken nächstens daran, daß sie mit Hilfe der Industrie mehr Geld in die Hand bekommen.

In der Politik sind kaum Christen an der Arbeit. Die lutherische Zwei-Reiche-Lehre, gekoppelt mit pietistischer Verkündigung, hat unsere Brüder und Schwestern daran gehindert, politisch zu arbeiten. Ihre Meinung ist bisher: Christus lebt nur in der Kirche. So gibt es nicht viele Ansätze für eine Industriemission, und für politische Existenz. Einer, der das aktiv begonnen hat, ist ein Engländer, der in Kalkutta lebt.

Die Entwicklung des Laien-Apostolats hängt also in Indien genauso wie bei uns mit dem Verständnis von Kirche zusammen. Was ist Kirche? Diese Frage müssen wir hier in unserem Bereich neu stellen und beantworten. Unsere indischen Brüder müssen dasselbe dort tun.

Die Gemeinde Christi ist eben nicht nur ein anderes religiöses Gebilde, ist Christus-Schar und glaubt die Welt als die Welt Gottes. Dieses Denken ist auch in Indien zu entwickeln. In Bangalore soll das Gespräch zwischen Hindus und Christen ganz neu begonnen haben. Im Norden Indiens ist davon noch wenig zu spüren. Und so ist das missionarische Zeugnis - wenn es überhaupt noch da ist! - weithin Deklamation geworden. Es ist die Gefahr, daß in den Kirchengemeinden das Evangelium religiös-synkretisch verstanden und praktiziert wird. Es ist ein Herdenbewußtsein entwickelt worden. Der Leithammel ist nicht mehr der Missionar, aber die Herde lebt von der Sendung.

Die Kirche wird das alte Verständnis von Mutter- und Tochter-Kirche zu überwinden haben. Die Kirchen in Deutschland sind keine Mütter. Und dieses Reden und Hängen an der Mutter geschah weithin aus finanziellen Gründen. Und so liegt es an uns, wie weit wir unsere Hilfe mißbrauchen oder wirklich freigeben zu einem Dienst Jesu Christi in Indien. Gott sei es gedankt, daß die Gossnersche Missionsgesellschaft in Westberlin und in der Bundesrepublik daran geht, die Mutter-Tochter-Beziehung ganz aufzuheben. In 10 Jahren soll dieses bisher so einseitige Verhältnis überwunden sein und die Gossner-Kirche sich zu einer Kirche Jesu Christi mit ganzem ökumenischen Verständnis entwickelt haben.

In den Industrieorten bleibt es eine Unmöglichkeit, daß jede Kirche ihre "Seelen" betreut und diese so führt, daß Menschen nur für die

eigene Kirche missioniert werden. Darum ist hier zuerst eine vereinigte Kirchenarbeit nötig. Die Leitung der Gossner-Kirche ist dazu bereit.

Was die Schulen angeht, so sollte die Kirche den Mut haben, alle Schulen ganz in die Hand des Staates zu legen. Wie schon anfangs gesagt, könnten die Lehrer, die Christen sind, für neue Aufgaben eingesetzt werden.

Die Kirche Jesu Christi in Indien steht also vor ähnlichen Problemen wie bei uns hier. Sie hat sich mit der "gesellschaftlichen Ideologie" (Hinduismus) auseinanderzusetzen, die Industriegesellschaft anzunehmen und mitzugestalten und im politischen Leben verantwortlich mit ihren Gliedern zu wirken. Der Kirchenbegriff wird dabei, wie bei uns, neu zu fassen sein und damit das Verständnis von Kirche und Welt.

Bruno Schottstädt

21/11. 1942. O. Rat. Dr. Kleemann
Pf. Böhme, R. Harig-Radt

0425- OUK 4111 11.11.11
is ~~ist~~ Freund. Angler

Seminararbeit in Gemeinde als Hilfe für den Dienst

Der Stadtjugendpfarrer von Karl-Marx-Stadt hatte zu einem Mitarbeiterseminar eingeladen. An 4 Abenden wurde von einem Referenten versucht, die Theologie einer missionarischen Verkündigung darzubieten, gesellschaftliche Einsichten zu vermitteln und nach Möglichkeiten des Einsatzes in Gemeinde und Welt zusammen mit den Teilnehmern zu fragen.

Die Themen der Abende waren:

1. Die alte Kirche und die neue Welt
2. Brüderliche Gemeinde in der Industriegesellschaft
3. Botschafter Gottes im Alltag
4. Der Versöhnungsdienst der Christen in der sozialistischen Welt.

In dem Seminar wurde nicht nur referiert und im Anschluß an das Referat jeweils diskutiert. Es wurden ganz verschiedene Formen der Arbeit entwickelt. Hier soll der Versuch gemacht werden, davon zu berichten. Vielleicht gibt es auch schon in anderen Orten ähnliche Erfahrungen.

Am 1. Abend wurde nach einer Einleitung des Referenten zum Thema in Dialoggruppen gesprochen. Jeweils 2 Teilnehmer diskutierten miteinander. Ihnen wurde kein fertiges Thema gestellt. Lediglich 3 Worte wurden ihnen mitgegeben über die sie sich 15 Minuten unterhalten sollten. Die Worte waren: Christus, Kirche und sozialistische Welt. Zum Schluß schrieb jede Gruppe einen Satz aus dem Ergebnis auf. Die Sätze lauten: "Die Kirche (Jünger Jesu) schuldet unserer sozialistischen Welt die überzeugende Darstellung der Liebe Jesu Christi."

Wir können unserer soz. Welt nicht aus dem Wege gehen. Wir müssen unseren Glauben auf die sozialistische Welt hin orientieren.

Wir Christen (Laien) sind Verbindungsleute zwischen der Kirche und der sozialistischen Welt.

Beide Seiten (Kirche und Welt) brauchen und suchen einander.

Wir leben mit Christus in Kirche und Welt. Jemehr Christus in uns ist, desto besser können wir das "Ja" in der Welt leben".

Am 2. Abend wurde durch den Referenten wieder eine Einleitung geboten, danach teilten sich alle in 2 große Gruppen. Jede Gruppe hatte 1 Thema.

Das 1. Thema: Unsere Möglichkeit bei der Entwicklung brüderlicher Gemeinden.

Das 2. Thema: Das Verhältnis Pfarrer und Laie, wie wir es uns wünschen.

Beide Themen wurden wieder in Dialoggruppen diskutiert. Dieses Mal bekamen alle die Auflage, 5 Sätze aufzuschreiben.

Einige der Sätze zum Thema brüderliche Gemeinde: "Voraussetzung für alle brüderliche Gemeinschaft in der Welt ist das klare Bekenntnis zu Jesus Christus.

Wir müssen selbst richtige Christen werden, um anderen Vorbild sein zu können.

Nur von Christus her kann ich den Bruder finden und mit dem Bruder die Gemeinde. Der Mitmensch ist der von Christus geliebte.

Bruderschaft verlangt aufeinander hören und einander verstehen, am Leben des anderen teilzunehmen - auch mit der Tat - und so Gemeinde zur Heimat werden zu lassen. Der Auftrag Christi gilt der ganzen Gemeinde.

Die Gemeinde ist der Ort, wo ich über die Vorgänge in der ganzen Welt informiert werde. Hier lerne ich die Fragen Außenstehender zu bedenken, um in der Welt antworten zu können.

In einer bruderschaftlichen Gemeinde wird die Predigt gemeinsam von Laien und Theologen vorbereitet. Alle planen zusammen die Veranstaltungen. Der Besuchsdienst und die Rüstzeit sind wesentliche Elemente in der Gemeinde.

Wir entdecken Gaben, wenn wir zusammen leben, arbeiten und essen. In einer brüderlichen Gemeinde lernt der Einzelne Zeit, Wohnung, Geld und Gaben zur Verfügung zu stellen. Ein jedes Glied der Gemeinde ist eingespannt und hat jeden Dienst der Gemeinde mit zuverantworten.

Die Gemeinde ist nicht Selbstzweck, ihr ganzes Leben ist Dienst. Sie übt sich, um in der Welt (z.B. im Betrieb) Zeugnis geben zu können".

Der 3. Abend wurde mit der Verlesung der erarbeiteten Thesen vom vorausgegangenen Abend begonnen. Alle waren über das Ergebnis sehr erstaunt. Es ist eine große Hilfe, wenn man sich in der Gemeinde mitteilen kann. Nicht jeder hat die Gabe und den Mut, in einem großen Kreis zu reden, aber mit einem Teilnehmer sich zu unterhalten, erfordert nicht sehr viel. Zugleich kommen aber durch die schriftlichen Mitteilungen viele Stimmen in die Gemeindeversammlungen.

Das Thema: "Botschafter Gottes im Alltag" wurde in 3 Gruppen behandelt. Die 1. Gruppe hatte den Auftrag, sich dazu schriftlich zu äußern, d.h. jeder schrieb einen kleinen Aufsatz. Den Referenten, den Teilnehmern und den Pfarrern in Karl-Marx-Stadt wurde auf diese Weise deutlich, wie ihre jungen Mitarbeiter über die Botschaft des Evangeliums und die Welt denken. Eine Teilnehmerin, die nicht berufstätig ist, hatte eindeutig den besten Aufsatz geschrieben. Im folgenden sei er mitgeteilt:

"Überall sind Christen verstreut. Meist kennen sie sich kaum untereinander, weil es am Mut zum Bekennen fehlt. Dieses ist die große Not, denn auch Christus hat die Jünger nicht einzeln ausgesandt. Mit dem Bruder neben sich läßt sich die Botschaft leichter leben. Ist ein Christ unter seinen Mitkollegen erkannt, so beginnt für ihn die Bewährung. Er steht dann unter "Beobachtung". Die Kollegen erwarten von ihm dann eine ganz bestimmte Haltung, sie erwarten die Hilfsbereitschaft, oft auch einen guten Rat. Sie hören auf seine Worte, schauen auf sein Privatleben und werden unbarmherzig jede Heuchelei entlarven. Wenn er das nicht lebt, was er bekennt, wird sein Bekenntnis unglaubwürdig. So ist die Frage nach dem Bekenntnis die Frage nach einem "ganzen" Leben. Der Christ muß bereit sein, auch Nachteile in Kauf zu nehmen. Unsere heutige Situation gestattet es nicht mehr, daß das Christsein sonntags hinter der Kirchentür aufhört und gerade dies ist das Schwere.

Christen sind keine Übermenschen, aber sie sind Menschen, die es mit Christus wagen und dies will sichtbar werden. Unsere Nachbarn schauen vielmehr auf uns als wir oft meinen, doch das Urteil der Nachbarn ist nicht so wichtig. Viel wichtiger ist, wie Christus über unser Leben urteilt und er hat uns den Dienst an den Ärmsten und Kleinen als Maßstab gegeben. So lautet die Frage immer: wer ist mir heute als Aufgabe in den Weg gestellt?"

In der 2. Gruppe mußte ein jeder zeichnen. Es waren 20 Minuten Zeit. Das Thema: Unsere Botschaft Gott liebt die Welt. Alle entwarfen Plakate und auf diese Weise wurde mit Bleistiftstrichen verkündigt. Es wurden die verschiedensten gesellschaftlichen Situationen gezeigt, die alle kreuzbezogen dargestellt wurden. Menschen wurden gezeigt, die mit Hilfe des Kreuzes erfaßt werden. Diese Zeichnungen führten zu erregenden Gesprächen. Der abstrakte Satz: "Gott liebt die Welt" mußte in einer bestimmten Situation konkretisiert werden. Alle konnten die Botschaft nur mit Hilfe des Kreuzes andeuten. Das Gespräch über diese Zeichnungen werden die Teilnehmer nicht so leicht vergessen.

In der 3. Gruppe wurde ein Soziodrama vorbereitet. Ein Soziodrama ist eine gute Übung für Mitmenschlichkeit. Ein Jeder hat etwas beizutragen, ein jeder muß ernst genommen werden. Die Wirklichkeit des Lebens ist zu spielen. Jeder hat sich in die Lebensrolle eines anderen hineinzudenken und ihn, den anderen, ~~das~~^{sein} Gespräch zu bringen. Der Industriearbeiter in den Pfarrer, das Büro-Fräulein in die Lehrerin, der Pfarrer in den Brigadier. Ein jeder zeigt, wie er vom anderen denkt. Natürlich muß ein solches in 20 Minuten vorbereitetes Soziodrama gestaltet werden. Unsere Gruppe sprach über 20 Minuten. Das Gespräch mußte gestoppt werden. Elternhaus und Schule standen während eines Abends der Jungen Gemeinde zur Diskussion. Es war nicht einfach für den jungen Schlosser, den Pfarrer darzustellen. Am echtsten war die Lehrerin.

Worum machen wir so etwas? Wir meinen, daß die Dogmatisierung des Glaubens in unserer Kirche uns weithin sprachlos und beziehungslos gemacht hat. Der Laie ist auf dem Wege des

Gespräch über das Dogma ausgeschaltet. Er wird obendrein noch vom Theologen oder theologischen Hilfskräften im Apparat der Kirche manipuliert. Er ist aber mit allen Gliedern in der Gemeinde Leib Christi. Das gilt es ihm nicht nur zu sagen, das muß er üben können. Die Gemeinde ist dafür der Übungsplatz und wir waren sehr froh über den Übungsplatz in Karl-Marx-Stadt.

Der 4. Abend war ein Versuch mit den jungen Mitarbeitern, die Position in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen zu finden. In der Versöhnungstat Gottes lebt die Kirche. Sie hat ihre Existenz allein in Christus, der sich für alle Menschen geopfert hat. Sie weiß um dieses Opfer und weiß um das Handeln Gottes für alle Menschen. Darum gilt für uns:

- a) "Wir bekennen uns zu Jesus Christus, der sich erniedrigte in seinem Sterben am Kreuz, der aber in dieser Gestalt zugleich - verborgen für die Welt - Herr der Kirche und Herr der Welt ist. Die Botschaft dieses gekreuzigten Herrn gilt der ganzen Welt. "Das Revier der einen Kirche Christi ist die ganze Welt" (Bonhoeffer gesammelte Schriften Bd. I S. 143). Zwar weiß die Kirche um ihr Versagen und ihren eigenen Ungehorsam, aber sie verfehlt ihren Auftrag, wenn sie aufhört, Christus als den Herrn der ganzen Welt zu verkündigen.
- b) Das Herrsein Christi ist das einer besonderen Art: Es zeichnet sich vor allem anderen Herrsein dadurch aus, daß es das Herrsein des absolut gnädigen Herrn ist. Dieses gnädige Herrsein Gottes bezeugt schon die Erwählung des Menschen im Menschen Jesus Christus; und dann: die Menschwerdung Gottes im Menschen Jesus Christus; weiter: der Tod Jesu Christi für die Sünde des Menschen; und zuletzt: die Auferstehung für das Leben des Menschen. Diese Menschlichkeit Gottes ist der verpflichtende Grund der Mitmenschlichkeit des Menschen. Sie stellt uns den Menschen als von Gott erwählt, geliebt und umsorgt vor Augen. Diese Beschreibung des Herrseins Christi als des gnädigen

Herrn deutet bereits auf den besonderen Charakter dieses Herrseins hin. Das Herrsein Christi läßt sich als ein Dienen am Menschen bestimmen. In seinem dienenden Leiden erweisen sich die Sorge Christi um den Menschen und die besondere Gestalt seiner Macht. Denn gerade in seiner Ohnmacht am Kreuz läßt er, der der Herr und Richter ist, das Gericht Gottes am Menschen zuerst an sich selbst geschehen.

Im Namen dieses gnädigen Herrn ergeht unser Wort an alle Menschen für den Menschen.

1. An alle: weil Christus der Herr der ganzen Welt ist.
2. Für den Menschen: weil Christus der Gott für die Menschen ist.

- c) Gott will das Heil des Menschen, den Menschen jedoch droht Unheil. Der von Gott erwählte, geliebte und umsorgte Mensch steht heute in großer Gefahr. Sein innerer und äußerer Bestand ist auf das höchste bedroht. Sichtbarer Ausdruck dieser Bedrohung ist die gewaltige Aufrüstung in unserer Zeit. Durch die Friedenstat Gottes erkennt die Kirche, daß die Mächte und Gewalten der Selbstsicherung, der Angst, des Mißtrauens und des Hasses entlarvt und entmächtigt sind. Wir haben - zuerst in unseren eigenen Reihen - die Entlarvung und Entmächtigung zu verkündigen.

Im Bereich eines jeden Weltsystems sehen wir die durch Christus gewonnene Chance zu wahren Menschsein, zugleich aber auch die durch den Menschen selbst heraufbeschworene Gefahr, das wahre Menschsein zu verfehlen.

- d) Gottes Gebot ist Hilfe gegen alles Unheil. Dieses verpflichtende Gebot des gnädigen Herrn suchen wir zu erkennen, zu hören und so zu verkündigen, daß es nicht als richtendes Gesetz, sondern als Hilfe

des gnädigen Herrn verstanden wird".

(Aus "Versuch einer theol. Grundlegung
für Friede und Abrüstung" ², erarbeitet in
einer Studiengruppe)

Unsere Versöhnungsarbeit ist eine Folge des Friedens Jesu Christi. In seinem Namen gilt es, in unserer Welt Taten der Liebe zu tun. Diese Taten sollten in unserer Welt folgende sein:

Angst und Mißtrauen auszurotten.

Die Ideologie nicht überbewerten.

Den Staat als säkularen Staat zu verstehen und dementsprechend handeln.

Mit den Marxisten und anderen Führungskräften in der Gesellschaft zu denken (Mitdenken ist unsere Diakonie).

Verantwortung übernehmen im Betrieb.

Den echten Dialog zwischen Christen und Marxisten fördern helfen.

Nicht in den Westen hoffen, sondern Christus als Herrn unserer Welt glauben und in diesem Geist verantwortlich mitgestalten.

Den Aufbau des Sozialismus ernst nehmen, die Pläne und Vorschläge unserer Regierung diskutieren und nicht mehr daran vorbei leben.

"Haben die Reformatoren vor 400 Jahren nach dem gnädigen Gott gefragt, dann geht unsere Frage heute nicht nur nach dem gnädigen Nächsten sondern nach den gnädigen Verhältnissen Die Verhältnisse, die Einrichtungen dieser Welt, müssen hineingerissen werden in den Strom der Erlösung Der kommende Christus ist nicht nur ein Erlöser der Seele, sondern der Schöpfer und Erhalter und Neuschöpfer dieser Erde. Wir dürfen uns als Christen nicht bloß privat diesen Problemen zuwenden sondern wissen uns für das Ganze dieser Erde verantwortlich".

(Hudolf Bohren)

In 3 Gruppen wollten wir an diesem Abend wieder etwas zu Papier bringen. Doch dieses Mal waren wir nicht stark genug. Vielleicht waren auch die Themenkreise zu neu und zu groß. Eine Gruppe arbeitete an einem Brief an einen Studenten der Theologie: "Freund - studiere richtig!"

Eine 2. Gruppe schrieb einen Brief an einen Gemeindekirchenrat (Kirchenvorstand) "Unsere Vorschläge für eine neue und brüderliche Gemeindeleitung" 2.

Eine 3. Gruppe versucht eine Selbstverpflichtung für einen Dienst in Gemeinde und Welt zu formulieren. Nicht einfach! Die beiden Briefe werden in späteren Sitzungen erarbeitet werden. Damit zeigt die Junge Gemeinde mit ihren Leitern Verantwortung gegenüber der Leitung der Gesamtkirche und gegenüber der kommenden Pastorengeneration.

Das war das Entscheidende in diesen Tagen: Miteinander zu lernen und darüber nachzudenken, was Gott für uns getan hat und was wir in unseren Verhältnissen als Christen mit verantwortlich zu tun haben. Vielleicht regt dieses Seminar einige junge Gemeindeleiter an, Ähnliches zu versuchen. Für die Teilnehmer bestand noch die Möglichkeit, schriftlich ihre Hauptfragen, mit denen sie sich gerade beschäftigen, mitzuteilen. Diese Fragen wurden vom Referenten an den einzelnen Abenden vor der Behandlung des jeweils neuen Themas kurz beantwortet.

Hier einige der Fragen und Antworten:

Frage: Wie sieht das Christsein heute in der DDR für einen kirchlichen Mitarbeiter aus?

Antwort: Als kirchlicher Mitarbeiter bin ich zunächst kein ausgesprochener "Frontsoldat" Christi. Ich bin dazu bestimmt, Laien bei der Ausübung ihres Dienstes in der Welt zu helfen. Meine Hauptfunktion ist die eines theologischen Helfers des Laien in der Arbeitswelt. Ich bin dazu bestimmt, das Gemeindeleben so mitzugestalten, daß der Laie sich wohl fühlt, seine Fragen auf den Tisch der Gemeinde bringen kann, so daß die Versammlung einem jeden

zum Zeugendienst hilft.

Frage: Was habe ich als Familienvater im Blick auf die Schule zu tun?

Antwort: Diese Frage ist sehr breit angelegt. Klar ist, die kommende Generation braucht Vorbilder, die ~~erst~~ Vorbilder werden in der Familie gesetzt. Hier geschieht Nachahmung. Somit ist mein persönliches Verhalten den Kindern gegenüber von entscheidender Bedeutung, aber auch die Ordnung des Familienlebens. Großen Wert sollte man auf gute Atmosphäre legen. In einer guten Familienatmosphäre ist die "Sonntagsschule" eingebettet.

Es ist sehr wichtig, die Kinder verstehend durch das schulische Leben zu begleiten. Alles sachliche Mitdenken und Mitarbeiten bedeutet eine ganz große Hilfe. In der Schule muß sachlich gearbeitet werden. Es ist sicher auch vonnöten, die geschichtlichen Zusammenhänge den Kindern aus eigener Anschauung klar zu machen. Das Mitdenken ist auch im Blick auf die kommende Generation die erste und beste diakonische Tat.

Frage: Wie verhalte ich mich als Christ in der Funktion eines Mieters in einem großen Wohnhaus?

Antwort: Hier habe ich Möglichkeit zur Nachbarschaftshilfe, vor allen Dingen alte Menschen durch Liebesdienste zu erfreuen. Es ist ferner wichtig, daß ich die Hausversammlung unterstütze und bereit bin, in ihr besondere Verantwortung zu übernehmen. Ich kann meine Wohnung für Gespräche der verschiedensten Mieter im Haus zur Verfügung stellen und auf diese Weise dienen.

Frage: Wie soll man sich verhalten der eigenen Familie gegenüber, die Christus ablehnt?

Antwort: Die Antwort kann nur sehr allgemein sein. Liebendes Verstehen und Anteilnahme sind Voraussetzung. Wir haben grundsätzlich die Freiheit,

die Gedanken des anderen mitzudenken. Daß Familienangehörige Christen werden, liegt nicht in meiner Hand. Das Zeugnis in der eigenen Familie ist immer am schwierigsten, dennoch sollten wir alles tun, um unseren Verwandten, die Christus ablehnen, in größter Offenheit zu begegnen. Auf keinen Fall sollten wir fertige und eingelernte fromme Sprüche verwenden.

Frage: Es ist mir klar, daß ich als Christ in der soz. Welt Aufgaben habe. An vielen Stellen muß ich fürchten, dem Atheismus bewußt oder unbewußt Vorschub zu leisten, wo sind die Grenzen?

Antwort: Jesus Christus ist der Herr der Welt, der östlichen und der westlichen. Er will, daß wir mit unserem Reden seine Herrschaft bezeugen. Das Zeichen seiner Herrschaft ist Hingabe an die Menschen, dies ist uns geboten. Dabei ist unsere Aufgabe mit unserem ganzen Leben in den gesellschaftlichen Verhältnissen zu stehen und dennoch den Atheismus für uns nicht mit zu vollziehen. Wir sagen ganz Ja zum sozialistischen Wirklichkeit und sagen "Nein" zum Atheismus. Die Geschichte wird zeigen, wie weit Christen aufgrund der Versöhnungstat ihres Herrn Positionen in der Gesellschaft haben und entwickeln. An eine Grenze kann immer nur gedacht werden, wo das 1. Gebot in Frage steht. Dies sollte keiner für sich allein entscheiden, hier ist die Hilfe der Gemeinde vonnöten.

Frage: Hat die Technik Schuld an der Säkularisierung?

Antwort: Ich meine, daß die technische industrialisierte Welt auf dem ganzen Globus die Säkularisierung bringt. Dabei werden Menschen frei von alten

Leitbildern und zugleich frei für neue menschliche Gemeinschaften.

Die Soziologen behaupten, daß die beiden großen Zeichen unserer Welt heute Industrialisierung und Säkularisierung sind. Die Säkularisierung sollte von uns positiver gesehen werden, als das weithin geschieht. Sie bringt für die meisten Menschen Möglichkeiten eines echten mitmenschlichen Miteinander.

Allen Teilnehmern des Seminars in Karl-Marx-Stadt ist klar geworden, wir müssen wegkommen von Veranstaltungen in denen nur einer redet und wenige diskutieren. Die Gemeinde muß der Ort werden, wo alle Gemeindeglieder verantwortlich reden lernen. Nur was wir in der Gemeinde über die Lippen bringen, was wir aussprechen, werden wir in der Welt im Alltag auch sagen können. Wenn wir in der Gemeinde unmündig (ohne Mund) bleiben, werden wir auch in den gesellschaftlichen Verhältnissen unmündige Christen sein. Es muß die Erneuerung unserer Versammlungen einhergehen mit der Wahrnehmung der Verantwortung in der sozialistischen Welt.

Bruno Schottstädt